Die Freimünzer.

Roman

in drei Büchern

von

E. Mühler.

Erster Band:

Die Spielhölle.

Leipzig,
Johann Friedrich Hartknoch.
1857.

Erstes Buch:

Die Spielhölle.

1.

Die privilegirte Spielbank.

Wir haben uns den Grundsatz gemacht, den Leser nicht mit Beschreibungen und Schilderungen zu ermüden; und wir glauben, daß der Leser uns dies Dank wissen wird.

Trotzdem sind wir gleich von vorn herein genöthigt, von diesem Grundsatze abzuweichen, und zwar zu Gunsten eines Instituts, welches nicht nur in unsrer Erzählung eine wichtige Rolle spielt, sondern auch unter den vielen ähnlichen Instituten des westlichen Deutschlands ein eigenthümliches Renommé erlangt hat.

Es ist die Rede von der privilegirten Spielbank des pseudonymen Bades Heimburgshöh, welches von allen den unseligen Etablissements, in denen die Körper genesen sollen, aber in Wahrheit nur die Seelen vergiftet werden, das opferreichste ist.

Heimburgshöh nennt sich mit vieler Prätension einen Kurort, weil es Mineralquellen besitzt, welche

kurmäßig nicht blos getrunken, sondern auch zum Baden verwendet werden. Allein wenn man in das innere Wesen der ganzen Kur einen freien Blick thut, so tritt Einem unwillkürlich die Frage auf die Zunge: Ist Heimburgshöh Kurort, weil es Heilquellen hat, oder hat es Heilquellen, weil es Kurort sein soll?

Schon hieraus läßt sich erkennen, daß Heimburgshöh zu denjenigen Kurörtern gehört, die man gewöhnlich Luxusbäder nennt, weil ihr Gebrauch weniger durch medicinische Nothwendigkeit, als durch Sucht nach geselligem Vergnügen bedingt ist; weil daher die Gesellschaft nicht aus einem Haufen Preßhafter, sondern zum größten Theile aus einem Kreise lebenslustiger Personen besteht, die den Besuch des Kurorts nur als eine Sache der Mode, des guten Tons, des Luxus betrachten, und das Trinken des Brunnens als einen Vorwand für die Befriedigung ihrer Spielleidenschaft benutzen.

Heimburgshöh gilt in der ganzen Umgegend als die „Spielhölle" par excellence; und nie hat die öffentliche Stimme ein Wesen glücklicher mit einem Schandnamen gebrandmarkt, als hier. Denn der ganze Ort — so weit er als Spieletablissement in Frage kommt — besteht buchstäblich nur aus blutsaugenden Teufeln und ihren Opfern.

Davon merkt man freilich beim ersten Betreten des höllischen Ortes sehr wenig. Denn die

Kunst hat alles Mögliche aufgeboten, um den Abgrund mit einem verführerischen, gleißenden Vorhange zu verschleiern, damit die unglücklichen Opfer um so sicherer hinein taumeln.

Ein paar Franzosen, aus ihrem Vaterlande wegen betrüglichen Bankerotts verjagt und nur mit genauer Noth der Galeere entgangen, haben sich das schmachvolle Privilegium zu verschaffen gewußt, in Heimburgshöh ihre unzerreißbaren Netze auszuspannen, um die Gimpel aller Nationen darin zu Tode verbluten zu lassen.

Eine verhältnißmäßig sehr kleine Summe, die sie durch ihren betrüglichen Bankerott erworben, wuchs deshalb binnen wenigen Jahren mittels der privilegirten Speculation, welche sich auf einen offenbaren Betrug stützte, zu einer riesigen Höhe an, so daß die Spielbank von Heimburgshöh sehr bald durch ihre Geldkräfte die Banken aller anderen Badeörter verdunkelte.

Alles, was an Baulichkeiten und öffentlichen Anlagen durch die Macht des Geldes hervorgezaubert wurde, hat immer nur den einen Zweck gehabt, die geldbesitzende Menschheit heran zu locken, um sie mittels der Leidenschaft des Spiels und mittels der der Bank eingeräumten arithmetischen Vortheile ihres Vermögens zu berauben.

Die prachtvolle Ausschmückung des Kurhauses, die feenhafte Einrichtung des Parks, der sich unmit-

telbar daran schließt, der palastartige Aufbau der umliegenden Hôtels: dies Alles dient nur dem einen Zwecke, die Besucher des Ortes, welche durch marktschreierische Zeitungsannoncen von allen Enden der Welt herbeigelockt werden, so lange zu fesseln, bis sie den letzten Rest ihres Vermögens in den Höllenschlund der Spielbank verschwinden gesehen haben.

Daher befinden sich denn auch die sonstigen Etablissements, welche in den Badeörtern den nicht spielenden Gästen gewidmet sind, zu Bad Heimburgshöh im Zustande der schaudererregendsten Vernachlässigung.

Fragt z. B. ein Kurgast, der einen Abend im Schauspiele zuzubringen wünscht, nach dem Theatergebäude der Stadt, so wird man ihn in den Thorweg einer gewöhnlichen Bierkneipe weisen, wo er einen schmutzigen, winkligen Hofraum passiren und sich durch umherwandelnde Enten, aufgehängte Fleischstücke, umherlagernde Tonnen und aufgestapelte Holzstöße durcharbeiten muß, um endlich eine Bretterbude zu erreichen.

Diese Bretterbude wird er beim ersten Anblicke für ein Magazin alter Bier- und Branntweinfässer zu halten geneigt sein.

Allein er wird unmittelbar darauf aus seinem Irrthum gerissen werden durch die unharmonischen Töne einiger Geigen und Flöten, die ihm durch die Luftlöcher und Altersritzen der Bretter entgegen dringen.

Denn diese Bude, deren schmaler, baufälliger Eingang mehr für Federvieh als für Menschen eingerichtet zu sein scheint, diese Bude, deren Dach dem Regen jeden beliebigen Zugang gestattet und daher, als eifrige Begründerinn von Erkältungen, dafür zu sorgen bemüht ist, daß es dem Kurorte nicht gänzlich an Kranken fehlt; diese Bude, welche auf der Frankfurter Messe sogar für eine Affen- und Hundekomödie polizeilich nicht geduldet werden würde: diese Bude ist das Theatergebäude des berühmten, resp. berüchtigten Bades Heimburgshöh!

Erkundigt man sich nach dem Grunde dieser so auffallenden Erscheinung, so erhält man von Denen, die zu der Spielpachtung in irgend einem abhängigen Verhältnisse stehen, (und dies sind so ziemlich alle Bewohner der an und für sich nur kleinen Stadt!) ein Achselzucken zur Antwort.

Nur Wenige besitzen den Muth, die wahre Ursache dadurch anzudeuten, daß sie sagen: die Pächter der Spielbank dulden ein anständiges Theater nicht, weil sie besorgen, daß die anwesenden Fremden dadurch einige Stunden des Tages dem grünen Tische entzogen werden könnten.

Man wird sich denken können, in welchem Zustande sich die Schauspielergesellschaften befinden müssen, welche verurtheilt sind, an jenem Orte die Menschheit darzustellen.

Es findet sich regelmäßig in jedem Sommer

irgend eine der vielen in der Umgegend grassirenden kleinen Schauspielerbanden zu Bad Heimburgshöh ein.

Allein schon der Umstand, daß dieselbe in ihrem Personale und ihren Leistungen stets auf's genaueste zu der beschriebenen Bude paßt, die ihr als Schaubühne dient, — schon dieser Umstand beweis't, daß die Kurgäste alle Ursache haben, sich zur Tödtung der Zeit in die Spielsäle zu flüchten.

Treten wir mit ihnen ein, um im Gegensatze zu dem Tempel der Kunst den Tempel des Lasters kennen zu lernen.

Aus einem großen schönen Entrée-Zimmer, welches sein Licht durch eine Glasbedachung von oben erhält, erblicken wir durch zwei hohe geöffnete Thüren einen mehr langen als breiten, zwei Stockwerke hohen Saal, der beim ersten Ueberschauen einen feenhaften Anblick gewährt.

Indem wir die Schwelle überschreiten, werden wir im eigentlichsten Verstande geblendet von der Pracht, die von jeder Stelle des Saales auf unser Auge eindringt.

Wir senken den Blick zu Boden und sehen ein glänzend polirtes Parket, welches an verschiedenen Stellen mit buntfarbigen Teppichen belegt ist. Was unser Auge am meisten blendet, das sind unzählige Lüstres von dunkler Bronce, besetzt mit einer Anzahl von Glockenlampen, die von der Decke des Saales

herunter hängen und eine Sonnenhelle im ganzen Gemach verbreiten.

Unwillkürlich erheben wir unser Auge zu der Decke und werden überrascht von dem Reichthume und der Farbenpracht der großen Frescogemälde, welche in allegorisch=mythologischen Gebilden den ganzen Plafond erfüllen und dem Blick kaum einen Ruhepunkt gönnen.

Fast erdrückt von dem Ueberflusse der Meisterwerke des Pinsels wenden wir uns den Seiten des Saales zu und finden uns noch mehr umstrickt von den Werken möblirender Kunst.

Eine lange Reihe hoher Fenster, geschieden durch Marmorsäulen und reich drapirt mit Vorhängen von rothem Sammet, gestattet am Tage die Aussicht auf einen grünen, laubreichen Park.

Auf der andern Seite und an beiden Enden des Saales ist die Wand bedeckt mit hohen venetianischen Spiegeln, die den Glanz des Salons vervielfältigen und, sich in sich selbst reflectirend, das ganze Gemach in die Unendlichkeit zu verlängern scheinen.

Wo noch ein Plätzchen an den Wänden übrig ist, da ziehen sich schwellende Divans hin, bekleidet mit dem rothen Sammet der Vorhänge und belegt mit üppig weichen Kissen.

Die Grundfarbe aller Draperie ist roth.

Warum wohl roth? wird der Leser fragen.

Aber erinnert er sich nicht des Grundes, warum

das Schlachtgewand der alten Spartaner von rother Farbe war? — Der Feind sollte das Blut nicht sehen, welches, aus den Wunden der Kämpfer quillend, das Kleid benetzte. —

Nun denn, auch hier gilt es, das zu verstecken, was die Menschheit erschüttert. Denn an diesen Wänden klebt das Blut verzweifelter Selbstmörder! Die Luft des Saales ist erfüllt von dem Todeshauche der hier gefallenen Opfer. Wo die Teppiche den glänzenden Boden bedecken, hat ihn der Angstschweiß ruinirter Familienväter befleckt; und an den Marmorsäulen kleben die Thränen von Wittwen und Waisen.

2.

Roulette und Trente-un.

Und wollt Ihr sie auch sehen und kennen lernen, die entsetzlichen Instrumente, mit denen so viel Verderben in die Familien geschleudert worden ist und noch fortwährend geschleudert wird? —

Blickt hin in die Mitte des mit feenhaftem Pompe ausgeschmückten Saales! Dort seht Ihr, nur fünfzehn Schritt von einander entfernt, zwei lange Tische, überzogen mit grünem Tuche, und so durch die Farbe der Hoffnung ihre Opfer anlockend.

Der eine dieser Tische ist das Roulette, der andere das Trente-un.

Nicht wahr, meine Leser, ich nenne Euch da zwei fremde Namen, Namen von ausländischem Klange, Namen, deren Bedeutung Ihr noch nicht einmal kennt?

O, unser deutsches Vaterland kann wenigstens darauf stolz sein, daß seine schöne Sprache sich noch nicht so weit erniedrigt hat, der fremdländischen Erfindung dieser fluchwürdigen Instrumente des moralischen und physischen Verderbens deutsche Namen zu geben.

Aber Ihr wollt sie wenigstens kennen lernen, diese Werkzeuge des Lasters, um Euch vor ihnen zu wahren, um Euch nicht von dem Sirenentone, der aus ihnen erklingt, verlocken zu lassen in den Abgrund, den sie unter goldenen Fallthüren verbergen.

Ihr habt Recht, meine Leser, und ich will Eurem Willen dienen; denn ich hoffe, daß Ihr mir dankbar dafür sein werdet.

In der Mitte des einen langen Tisches, den man das Roulette nennt, dreht sich eine runde Scheibe, deren Rand in 38 Fächer getheilt ist. Diese Fächer sind abwechselnd schwarz und roth angestrichen und mit den Nummern von 1 bis 36 bezeichnet, die beiden noch übrigen mit 0 und 00.

Zu beiden Seiten dieser Scheibe befindet sich auf den Enden des Tisches der ganzen Länge nach

eine auf das grüne Tuch mit gelber Farbe gedruckte Linienfigur, welche die in der Scheibe enthaltenen Nummern in ihrer natürlichen Reihenfolge aufzeigt und nebenbei noch die von den Spielern zu besetzenden Chancen gruppirt, die sich aus jenen Nummern bilden lassen.

Da giebt es denn ein Feld für roth (rouge) und eines für schwarz (noir); eines für die graden Nummern (pair) und eines für die ungraden (impair); eines für die erste Hälfte Nummern, die von 1 bis 18 (manque), und eines für die letzte Hälfte, die von 19 bis 36 (passe). —

Alle Chancen des Roulette werden nämlich französisch benannt, wie denn überhaupt die französische Sprache den nicht beneidenswerthen Vorzug erhalten hat, dasjenige Idiom zu sein, in welchem das ganze Spielgeschäft verhandelt wird. —

Außerdem ist die beschriebene Figur, welche man das Tableau nennt, noch so eingerichtet, daß man mit einem Geldstücke auch eine kleinere Anzahl von Nummern besetzen kann, als die Hälfte aller; nämlich: 12 oder ein Dutzend (Douzaine), und zwar das erste Dutzend (douze premier), das mittlere Dutzend (douze milieu) und das letzte Dutzend (douze dernier); ferner 6 Nummern oder eine transversale simple, 3 Nummern oder eine transversale pleine, 4 Nummern oder ein quarré,

2 Nummer oder à cheval, endlich 1 Nummer oder numéro en plein.

Um die Scheibe herum in der Mitte des Tisches sitzen 4 Handlanger des Spiellasters, verrufen unter dem Namen der Croupiers. Einer von ihnen hat eine kleine elfenbeinerne Kugel drehend in die rotirende Scheibe zu werfen, und da diese Kugel in eines der 38 Fächer fallen muß, so wird hiernach der Glückswurf (coup) entschieden.

Der Croupier hat die Nummer, in welche die Kugel gefallen ist, als gewinnende mit allen davon abhängenden gewinnenden Chancen auszurufen, worauf er und seine Collegen, die sämtlich mit einer langen Harke (rateau) bewaffnet sind, sich beeilen, diejenigen Sätze, welche verloren haben, einzuscharren, um hernach die gewonnenen Sätze auszuzahlen.

Dies Auszahlen geschieht in einem arithmetisch berechneten Verhältnisse nach der Anzahl der von einer Geldmasse besetzten Nummern. Und zwar wird jeder Satz so vielfach bezahlt, wie der Quotient beträgt, wenn man mit der Anzahl der besetzten Nummern in die Zahl der vorhandenen Nummern, also in 36, dividirt, bei welchem Quotient aber der Satz selbst als 1 mitgerechnet wird. —

Wenn man also z. B. 4 Nummern mit einem Friedrichsd'or besetzt hat, und eine dieser 4 Nummern kommt heraus, so erhält man zu dem einen Fried-

richsd'or noch 8, weil 4 in 36 neun Mal enthalten ist. —

Hieraus nun ergiebt sich, daß die Bank zu einem getroffenen Satze zu zahlen hat: bei einer Nummer en plein 35, à cheval 17, transversale pleine 11, quarré 8, transversale simple 5, douzaine 2, einfache Chance von 18 Nummern, wozu rouge und noir, pair und impaire, passe und manque gehören, 1 Mal den stehenden Satz.

Jeder, der da Etwas von Arithmetik und speciell von der Wahrscheinlichkeitsrechnung versteht, wird bekennen müssen, daß in diesem Calcul das Princip der vollsten Gerechtigkeit herrscht. — Bliebe es nun dabei, so würde sich gegen die höllischen Institute der Spielbanken wenigstens rechtlich Nichts einwenden lassen.

Allein unter den vielen Gründen, die den Ruin der Menschen durch die Spielbanken bewirken, befindet sich auch einer, der vom rechtlichen Standpunkte aus das Verdammungsurtheil gegen die fluchbeladenen Etablissements motivirt.

Die Bank legt sich die Befugniß bei, die Spieler durch sogenannte Bankvortheile zu betrügen, ihnen mit arithmetischen Händen die Taschen auszuleeren; und dies ist die Hauptursache, daß jeder Glückskampf gegen die Bank unvermeidlich mit dem Verderben Dessen endigt, der so thöricht ist, ihn zu unternehmen.

Das Bestehen der 0 (zéro) und 00 (double zéro) schließt den Betrug ein, von dem wir eben redeten, und der um so raffinirter ist, als er dem Auge aller Derer verborgen liegt, welche in die Mysterien des Spielbankwesens nicht eingeweiht sind.

Jene beiden Ziffern, die nur zum Vortheile der Bank bestehen, betrügen den Spieler um drei Procent eines jeden Satzes, den er an der Bank macht. Jene beiden Ziffern, welche im gewöhnlichen Leben an und für sich Nichts heißen, sind für die Bank Alles, denn sie sind für den Spieler die Drachenköpfe, welche im Laufe der Zeit sein ganzes Geld verschlingen! —

Ahnen die Menschen, die wir um das Roulette herum stehen sehen, um sich mit diesem Ungeheuer in einen Kampf auf Tod und Leben einzulassen, wohl irgend Etwas von den Fallstricken, welche ihnen auf solche Weise gelegt sind?

Nein! ihre Leidenschaft, gestachelt von der Habgier, die sich nur auf die Goldrollen und Silberhaufen in der Mitte des Tisches richtet, hat ihr Auge verblendet, daß sie den Abgrund nicht sehen, der sich — mit reizender Lockung überdeckt, — zu ihren Füßen befindet.

Und wenn sie auch den Einen und den Andern ihrer Genossen hineinstürzen sehen: so lassen sie sich doch nicht warnen. Denn ihre Habgier, ihre Sucht, Geld ohne Mühe zu erwerben, werden bestochen von

ihrer Eitelkeit, welche ihnen zuflüstert: Wir werden dem Schicksale der Genossen nicht verfallen, weil wir mehr Klugheit, mehr Vorsicht und mehr Glück haben werden, als sie.

Arme Betrogene! betrogen durch Euch selbst, betrogen noch durch die Bank! —

Und es stehen und sitzen um den Tisch herum nicht blos junge reiche Leute, die ihren Ueberfluß dem Moloch des Spieles opfern, sondern auch Familienväter, die alle Habe der Ihrigen zusammengerafft haben, um sie hier dem Teufel zu verschreiben: Arme Handwerker, die das sauer erworbene Gut einsetzen in der Hoffnung, es leicht und schnell zu verzehnfachen, aber es endlich in den Rachen des Ungeheuers verschwinden sehen; selbst Frauen, die, den Beruf ihres Geschlechts verleugnend, buhlen mit dem Dämon des Geldes, und alles Glück des Gatten, der Kinder, eines Geliebten oder Bräutigams auf eine Nummer setzen! —

Doch, als ob es noch nicht genug wäre an dem verführerischen Reize des Goldes, um die Thoren heran zu locken an den grünen Tisch, — seht Ihr von den Pächtern der Bank, die da thronen auf goldenen Stühlen als Oberpriester des Spiellasters, auch noch aufgeboten die Reize des Geschlechts, um ihre Opfer herbei zu ziehen.

Sie verschreiben sich von nah und fern schöne Frauen zum Dienste ihres Lastertempels, unterhal-

ten sie köstlich in Wohnung und Kleidung, geben sie aus für Gräfinnen, Marquisen und Herzoginnen, und unterweisen sie in der Kunst, durch die Macht der Koketterie junge und reiche Leute, die unempfänglich sind für die Lust zum Spiel, heran zu locken mittels der Lust der Sinne! —

Doch genug mit dieser Betrachtung! Denn wir werden im Verlaufe unsrer Erzählung noch vielfach Gelegenheit finden, die Bilder, welche wir hier nur in der Skizze überschauen könnten, Leben gewinnen zu sehen. — — —

Der zweite Tisch, der die andere Seite des großen Salons erfüllt und nicht minder belagert ist von Menschen aller Art, heißt das Trente-un (zu deutsch Einunddreißig). Hier verfolgt die Bank denselben Zweck, aber durch ein anderes Mittel. Die Scheibe und die Kugel des Roulette sind hier durch einen Talon von sechs Spielen durcheinander gemischter Whistkarten ersetzt, und das Tableau enthält nur die einfachen Chancen rouge und noir, verbunden mit couleur und contrecouleur. — Es ist geschaffen für die Spieler, die sich rühmen, Denker zu sein, und doch noch größere Thoren sind, als die Liebhaber des Roulette. Denn der Ruin ist derselbe; und nur die Krankheit, die dazu führt, dauert hier, wo die Karten entscheiden, länger als dort, wo die Kugel rollt, und die Scheibe sich dreht.

Wollen die Leser das Spiel, welches man

Trente-un nennt, näher kennen lernen? — Es könnte ihnen dienlich sein, und da es leicht erklärt ist, so vergönne man uns die kurze Beschreibung:

Der Croupier zieht von dem großen Talon Karten nacheinander ab, indem er die Augen (points) der Karten zählt, wobei das As 1 und jedes Bild 10 gilt. Hat die Reihe aufgelegter Karten die Zahl 31 oder darüber erreicht, so legt er in derselben Weise eine zweite Reihe Karten darunter, bis auch diese die Zahl 31 oder darüber aufweis't. Sind nun in der unteren Reihe weniger Points als in der oberen, so gewinnt rouge, im Gegenfalle noir. Zeigen sich in beiden Reihen gleich viel Points, so gilt der Coup nicht, und der Croupier fährt fort, neue Reihen aufzuschlagen. Sind aber in beiden Reihen grade 31 Points, so ziehen die Croupiers von allen Sätzen die Hälfte für die Bank ein.

Man nennt diesen Coup das Réfait, und er thut der Bank ganz die nämlichen Dienste, die ihr am Roulette die Zéros leisten: er bringt nämlich die Spieler rechtswidrigerweise um ihr Geld, er enthält den schon vorhin erwähnten und als Betrug charakterisirten Bankvortheil. —

Doch die Spieler des Trente-un erkennen ihn eben so wenig in seiner Wichtigkeit, wie die Spieler des Roulette.

Sie sitzen tiefsinnend am Tische und stechen mit einer Nadel in eine sogenannte Markirkarte Punkte

ein, welche die herausgekommenen Coups anzeigen, und quälen sich ab, aus den Figuren der herausgekommenen die Wahrscheinlichkeit der noch herauszukommenden Coups zu berechnen.

Sie bilden sich förmliche Systeme, nach welchen sie bald auf rouge, bald auf noir setzen in dem Wahne, auf dem sicheren Wege des Wissens einen Vortheil über die Bank erringen zu können.

Sie gehen von der Ansicht aus, daß es ein Mittel geben müsse, um über die Bank auf die Dauer den Sieg davon zu tragen, und zermartern Tag und Nacht ihr Gehirn, um dies Mittel aufzufinden.

Die Thoren! Daß sie sich doch lieber zuerst frügen: warum es denn ein solches Mittel geben müsse. — Daß sie ihren Scharfsinn lieber anwendeten, um den Beweis zu finden, daß es ein solches Mittel nicht geben könne!

Einen solchen Beweis würden sie finden. Sie wissen recht gut, daß Derjenige, welcher beständig auf rouge oder beständig auf noir setzt, auf die Dauer nicht gewinnen kann, sondern wegen des Réfait nothwendigerweise verlieren muß.

Nun denn, nach welchem System sie auch rouge oder noir setzen: immer wird die besetzte Chance ihre Gegen-Chance haben, wie rouge zur Gegen-Chance noir, und noir zur Gegen-Chance rouge hat. Ihr System wird grade so gut sein, als wenn sie stets auf rouge oder stets auf noir setzten,

d. h. sie werden für die Dauer stets ihr Geld verlieren! —

3.

Die Spielnarren.

Welch ein wechselvolles Bild menschlicher Thorheit, menschlicher Schwäche und menschlicher Leidenschaft führt uns dieser eine große Saal vor die Augen!

Da sehen wir an dem Roulette eine schon ältliche Dame von hoher, imposanter Figur stehen und mit wilder Manier das Tableau für sich allein in Beschlag nehmen. Ihr Busentuch ist entfesselt, ihr Hut auf den Hinterkopf zurückgefallen, das Haar flattert um ihre Schläfe, und von ihrer Stirn perlt der Schweiß in dicken Tropfen. Denn von ihrem ganzen Oberkörper begleitet, sind ihre beiden Arme in beständiger Thätigkeit, um das Tableau mit Goldstücken zu übersäen.

Bis zum letzten Augenblicke, da die Kugel einfällt, ist sie beschäftigt, Alles zu besetzen, was unter ihre Finger kommt; und kaum ist der Coup beendet, kaum haben die Rateaux der Croupiers durch Einscharren der verlorenen Sätze Raum geschafft, so sind die Hände der Dame auch schon wieder in Thätigkeit, um neue Sätze zu machen, indem sie von

einem vor ihr stehenden Goldhaufen rastlos ungezählte Stücke hinweg nimmt, um sie — wohin es auch sei — auf dem Tableau zu placiren. —

Diese Frau will offenbar nicht gewinnen, sie will nur spielen.

Sie braucht auch nicht zu gewinnen, denn sie besitzt so viel Geld, daß es der Bank nicht einmal möglich ist, sie zu ruiniren.

Die Bank kann ihr — da alles Spiel auf die Dauer sich ausgleicht und Gewinn und Verlust sich stets nach einer gewissen Zeit balanciren, — die Bank, sagen wir, kann ihr nur so viel abnehmen, wie der arithmetische Vortheil der Zéros beträgt, was bei ihrem Spiel den Tag durchschnittlich 300 Gulden ausmacht. Da die Dame aber täglich über 500 Gulden Renten besitzt, so erklärt sich, was wir von ihr gesagt haben.

Sie will nicht gewinnen, weil sie ja ohnehin nicht weiß, was sie mit ihrem Gelde anfangen soll. Sie will sich durch das Spiel blos eine aufregende Motion machen.

Daher hat Nichts weiter für sie Interesse, als das Setzen, nebenbei auch noch das Vergnügen, das Gesetzte getroffen zu haben. Die gewonnene Summe ist ihr so völlig gleichgiltig, daß sie dieselbe nicht einmal eines Blickes würdigt und noch weniger sie berührt.

Die Croupiers schieben die von ihr gewonnenen

Goldmassen einfach auf den vor ihr liegenden Haufen, ohne daß die Dame, deren Hände und Augen schon wieder mit neuen Sätzen beschäftigt sind, die geringste Notiz davon nimmt.

Erst von dem Augenblicke an, da sie den Spieltisch verläßt, scheint das Geld für sie wieder Geld zu sein, während es bis dahin nur den Charakter von Spielmarken trug.

Von nun an ist ihr der Gulden eben so kostbar, wie Dem, der damit eine Mahlzeit bezahlen und noch für den folgenden Tag übrig behalten soll.

Das empfinden zumal die Armen des Ortes, die eine Art Recht zu haben glauben, von der Dame Almosen zu begehren.

Sie gilt auch als überaus wohlthätig, diese Dame; denn ihre Thür ist jeden Morgen von einem halben Hundert Bettlern belagert, deren keiner unbefriedigt fortgehen darf, weil sie — oft sogar in eigener Person — jedem einen Kreuzer giebt! —

Und wer ist nun diese Frau, welche an dem Roulette zu Heimburgshöh schon als stehende Figur gilt, so daß Jeder ihren Namen nennt, der sie sieht, und Jeder nach ihr fragt, der sie nicht sieht?

Es ist eine russische Gräfinn, Namens Nesseloff, die, von ihrem Manne getrennt, Jahr aus Jahr ein in Heimburgshöh lebt und spielt und mit dem, was ihre Leibeigenen ihr im Schweiße des Angesichts er=

werben, ihrerseits wieder im Schweiße des Angesichts die Pächter der Spielbank bereichert.

Denn was diese Pächter für ihr Etablissement an täglichen Kosten bedürfen, das wird ihnen von dieser Frau ganz allein eingebracht, und die Summen, die sie den andern Opfern abnehmen, sind für sie der reine Profit. —

Nächst einem Irrenhause gewährt kein Institut ein so großes psychologisches Interesse wie ein Spielsaal.

Sehen wir uns daher nach einem Narren anderer Art um.

Wir haben nicht lange zu suchen. Wir finden ihn am andern Ende des Tische. Es ist ein Narr von der gemüthlichen Sorte.

Die lange Gestalt ist etwas schlotternd bekleidet, und das häßliche, aber gutmüthige Gesicht blickt ziemlich indifferent in die kleine Welt, welche Roulette heißt.

Denn dieser Mann, Baron Protzen genannt, mit der Gräfinn Nesseloff in fast gleichem Alter, ist am grünen Tische das offenbare Widerspiel der Dame, mit der er sonst aber die große Aehnlichkeit hat, daß auch er Jahr aus Jahr ein in Heimburgshöh lebt und zu den stehenden Figuren des Spielsalons gehört.

Er setzt stets nur einen einzigen Gulden und

huldigt dem Grundsatze, daß man zu spielen aufhören müsse, wenn man gewonnen hat.

Deshalb — sobald es ihm gelungen ist, fünf bis sechs Gulden einzustreichen, — entfernt er sich auch stets, was indeß durchaus nicht hindert, daß er schon nach einer Viertelstunde wieder erscheint, um das Spiel von neuem aufzunehmen. Kommt er in Verlust, so beendet er sein Spiel nicht eher, als bis die für den Tag bestimmte und zu sich gesteckte Summe dahin ist.

Was er mit arithmetischer Regelmäßigkeit an die Bank verliert, beträgt den Zéros zufolge durchschnittlich pro Tag 10 Gulden; und da sein Vermögen diese 10 Gulden Rente nicht hergiebt, so läßt sich genau berechnen, nach wie vielen Jahren er ein Bettler sein wird.

In so weit der Baron übrigens ein sehr gebildeter Mann ist, den man außerhalb seiner Monomanie des Guldensetzens auch als einen vernünftigen erkennen muß, unterliegt es keinem Zweifel, daß er über jenes sein dereinstiges Schicksal vollkommen im Klaren ist. Seine Monomanie verschließt ihm indeß — sobald er an den grünen Tisch tritt — das Auge seines Geistes, und im Uebrigen — wie er selbst Jedem offen gesteht — kann er nun einmal nicht anders.

Das Setzen seiner Gulden auf das Tableau ist ihm so zum Bedürfniß geworden, wie einem andern

Menschen das Cigarrenrauchen; und an dem Tage, da sein letzter Gulden von dem Rateau des Croupiers eingezogen sein wird, wird sich der Baron ruhig auf das Sopha legen, um an der Zwecklosigkeit seines weiteren Lebens zu sterben.

Bis dahin aber wird sein Dasein noch reicher an Freuden sein als an Leiden. Denn wenn die Freude am Gewinne auch durch den Schmerz am Verlust aufgewogen wird, so bleibt ihm doch noch die Chance der Balance als Extravergnügen übrig, nämlich der Umstand, daß er nach dem Verluste einiger Gulden dieselben wieder zurückgewinnt, was er das „Herauskommen" nennt.

Heraus zu kommen ist ihm die süßeste Lust; und sein Gesicht erscheint förmlich verklärt, wenn er am Abend einem Bekannten erzählen kann: er habe schon mit zwanzig Gulden drin gesteckt und sei wieder ganz herausgekommen.

Einen anderen Narren von weit ernsterer Natur sehen wir dort am Tische des Trente-un.

Er ist erst fünfzig Jahr alt. Allein sein völlig kahler Scheitel in Verbindung mit abgemagerten, vertrockneten Gesichtszügen und pergamentartigen Falten, giebt ihm das Ansehen eines Sechszigers. Den langen dürren Hals umschließt eine schwarze militairische Binde, seine Brust ein bis oben heran zugeknöpfter fadenscheiniger Ueberrock; und beide Klei=

dungsstücke verbergen sorgfältig jede Spur eines Hemdes.

So kynisch die äußere Erscheinung des Mannes, so kynisch ist auch seine Lebensweise.

Der einzige Genuß, den er sich gönnt, besteht in einem Couvert an der table d'hôte, wo er sich gleich für 24 Stunden satt ißt. Denn außer diesem Mittagstische ist sein Mund jeder irdischen Nahrung verschlossen; und nur, weil er die Ueberzeugung hat, daß man mit ganz nüchternem Magen an der Bank kein Glück finden kann, gönnt er sich zum Frühstücke eine selbst bereitete Tasse Kaffee und ein Kreuzerbrötchen.

Cigarren verschmäht er gänzlich; Bier und Wein sind ihm blos Objecte einer schnöden Völlerei, der kein öconomischer Mensch huldigen darf. Und wenn man ihm zumuthete, sich zu einer Landpartie einer Droschke zu bedienen, so würde er entrüstet fragen: wozu man denn glaube, daß er seine Beine von Gott erhalten habe. —

Der Mann ist nämlich auch fromm. Er geht nicht allein jeden Sonntag Morgen in die Kirche, weil während dieser Zeit der Spielsaal geschlossen ist, sondern er verrichtet auch mit militairischer Regelmäßigkeit sein Morgen- und Abendgebet.

In dem ersteren bittet er Gott, ihn heut' endlich gewinnen zu lassen; und in dem letzteren be-

klagt er sich bei Gott, daß er heut' wieder nicht gewonnen habe.

Ein Ausfluß dieser Frömmigkeit ist auch seine Mildthätigkeit, die sich indeß darauf beschränkt, daß er jedem Armen, der ihm auf dem Wege zum Spielsaal begegnet und ihn um eine Gabe anspricht, einen Kreuzer verabreicht. Er ist nämlich ganz entschieden der Meinung, daß er Unglück haben würde, wenn er eine solche Bitte abschlüge. Deshalb versieht er sich auch stets, ehe er zum Spiele geht, mit einer Anzahl einzelner Kreuzer, damit er nicht in die Nothwendigkeit kommen kann, wegen Mangels an kleinem Gelde ein Drei- oder Sechskreuzerstück geben zu müssen.

Dieser mildthätigen Regung ist unser Mann übrigens nur auf dem Wege zum Spiele zugänglich. Auf dem Wege vom Spielsaal hinweg könnte man ihm zehnmal zu Füßen fallen, ohne einen Heller von ihm heraus zu bekommen. —

Wer sollte es nun glauben, daß dieser Mann, der unter dem Namen eines Majors von Bitterfeld zu den stehenden Figuren der Spielbank gehört, dereinst im Besitze von vier ansehnlichen Rittergütern war?! Drei derselben sind in einer zwanzigjährigen Spielerlaufbahn bereits von dem Drachenkopfe der Bank verschlungen worden; und mit der Sacrificirung des vierten ist er jetzt seit einem Jahre beschäftigt.

Daß der Ruin des Majors so lange dauert, liegt an der Art seines Spiels. Denn trotz seiner großen Leidenschaftlichkeit versteht er sich doch niemals dazu, mehr als ein Zweiguldenstück zu setzen; und auch er gehört daher zu den Spielern, denen die Bank auf die Dauer nicht mehr abnehmen kann, als ihr betrügerischer Vortheil des Réfait beträgt, was für unsern Major jährlich etwa 10,000 Gulden ausmacht.

Nichtsdestoweniger faßt er Tag für Tag von neuem die Hoffnung, daß es ihm doch noch gelingen werde, sein ganzes verlorenes Geld wieder zu gewinnen. Seine Beweisführung ist einfach die: Da es die Bank von ihm gewonnen habe, so könne er es auch wieder von der Bank gewinnen.

Der gute Mann, welcher weder guter Denker noch guter Rechner ist, denkt und rechnet nicht, daß er an die Bank eigentlich Nichts verloren, sondern daß ihm die Bank nur vermöge der übervortheilenden Einrichtung des Réfait jährlich circa 10,000 Gulden abgenommen hat, was in 20 Jahren die allerdings beträchtliche Summe von 200,000 Gulden ausgemacht hat.

Und diese zwei Mal hunderttausend Gulden will unser Major nun in der zwölften Stunde dadurch wieder gewinnen, daß er Coup für Coup zwei Gulden auf rouge oder auf noir setzt, von welchen Chancen die eine eben so oft verliert und gewinnt wie die andere.

Noch komischer aber als diese Hoffnung ist die Leidenschaftlichkeit, welche unsern Major veranlaßt, jeden Coup mit stereotypen Verwünschungen zu begleiten. Er ist in einem beständigen Schimpfen begriffen, welches nacheinander die Karten, die Farben, die Tableaux, die Rateaux, die Croupiers und die Spielpächter in seinen Bereich zieht, also lauter Wesen, die an seinem „Pech" — wie er es nennt — ganz unschuldig sind.

Das einzige Ding, welches die wirkliche Schuld an seinem bisherigen Verluste trägt, das Réfait nämlich, bleibt seltsamerweise von seinen Invectiven gänzlich verschont.

Sonst aber entgeht schwerlich Etwas, was ihm in die Augen fällt, und sei es auch nur eine auf den Teppich fliegende Mücke, seiner Verwünschung.

Er raisonnirt, indem er dabei mit seiner Hand auf den Tisch schlägt, bei jedem Coup, gleichviel ob er dadurch gewonnen oder verloren hat. Denn ist der Coup ein ungünstiger, so scandalirt er, daß er überhaupt Geld gesetzt hat; und ist es ein günstiger, so scandalirt er, daß er nicht mehr Geld gesetzt hat.

Die vertrocknete Haut des Mannes ist blos eine Folge des zwanzigjährigen Aergers, den ihm günstige und ungünstige Coups gleichmäßig verursacht haben.

Unfern von unserm Major, hinter dem Stuhle des taillirenden Croupiers, sehen wir den Typus

einer vierten Art von Narren stehen, nämlich der Systemnarren.

Es ist ein Franzose, Namens Guillaume, eine zwergartig kleine Figur mit silbergrauem Haar und einem blauen, etwas stieren Auge.

Dieses Männchen sitzt nicht am Tische, weil es nicht spielt, sondern sich nur regelmäßig sechs Stunden des Tages damit beschäftigt, die herausgekommenen Coups zu markiren.

Zu diesem Zwecke hält der kleine Greis in seiner linken Hand ein kleines Kissen von Filz, auf welchem die Markirkarte mit den Rubriken noir und rouge befestigt ist, und in der rechten eine dicke Nadel, mittels deren er nach jedem Coup in die betreffende Rubrik einen Punkt sticht. —

In dieser Weise steht und stichelt unser altes Männchen schon elf Jahre; und die Masse seiner Markirkarten hat sich schon so sehr gehäuft, daß er in seiner Wohnung einen eignen Schrank zu ihrer Aufbewahrung besitzt, in welchem sie, sorgsam nach Monaten, Tagen und Stunden geordnet, wie wichtige Actenstücke zum Nachschlagen liegen. —

Unser kleiner Mann ist arm; und dennoch lebt er ohne Sorge für seinen Lebensunterhalt. Denn das Wenige, dessen er bedarf, erwirbt er sich auf eine höchst seltsame Weise.

Wenn irgend Jemand ein Spielsystem ersonnen zu haben glaubt, und an einer Masse von abgezo=

genen Coups erproben will, ob sein System stichhaltig sei, so miethet er sich von Guillaume eine beliebige Anzahl von dessen Markirkarten zu einem gewissen Preise; und dieser Miethszins bildet eine ziemlich regelmäßige Einnahme für den Vermiether.

Außerdem erscheinen von Zeit zu Zeit Leute in Heimburgshöh, welche nach einem schon fertigen System zu spielen wünschen; und Guillaume besitzt solcher Systeme stets drei: eines für ein kleines, eines für ein mittleres und eines für ein großes Capital.

Es versteht sich von selbst, daß sie alle drei gleich unfehlbar sind, wie Euch der kleine Mann sur parole d'honneur versichern wird.

Er ist zwar himmelweit entfernt von der Idee, Euch in sein Geheimniß einzuweihen, allein jeden Augenblick bereit, in Gemeinschaft mit Euch mit dem Einsatze Eures Geldes eines seiner Systeme zu spielen, wofür er sich Nichts ausbedingt, als die Hälfte des täglichen Gewinnes.

Dies Geschäft erscheint Euch plausible, und Ihr associirt Euch mit dem kleinen Franzosen, indem Ihr ein Tausendfrancs-Billet zu seiner Disposition stellt.

Fünf, sechs, sieben, acht Tage lang gewinnt Ihr mittels seiner progressiven Einsätze durchschnittlich zwanzig Gulden täglich, wovon sich der Kleine gewissenhaft die Hälfte nimmt, während Ihr Eure gewonnenen fünfzig bis achtzig Gulden zum Capitale schlagt, um später die Sätze erhöhen zu können.

Da am folgenden Tage indeß wird Euer ganzes Capital durch eine einzige ungünstige Taille gesprengt. Ihr habt Alles verloren, was Ihr d'ran setztet und bisher gewannet; nur Euer Associé hat aus dem Geschäft einen baaren Vortheil von fünfzig bis achtzig Gulden gezogen. Und für diesen Vortheil, der ihm zwei Monate zu leben giebt, wird er Euch wenigstens beweisen, daß sein System ganz vortrefflich war; daß es nur einen einzigen Fehler hatte, den er aber jetzt entdeckt habe, und durch dessen Vermeidung es von nun an ganz unfehlbar sein werde.

Seid Ihr nun thöricht genug, so werdet Ihr noch einmal ein Tausendfrancs-Billet zu dem Geschäfte hergeben, um nach einigen Tagen dieselbe Erfahrung zu machen, die Ihr schon einmal so theuer bezahlt habt. Seid Ihr aber kein solcher Thor, so wird sich doch nach vier oder sechs Wochen ganz sicher ein Anderer finden, der es ist und dadurch unsern Kleinen der Sorge für seinen Lebensunterhalt überhebt. —

Uebrigens müssen wir zu Ehren der Wahrheit bekennen, daß Guillaume hierbei durchaus nicht als Betrüger handelt, sondern daß er von der Richtigkeit seines Systems schon seit Jahren felsenfest überzeugt ist, weil es sich — wenn er gesprengt wird — stets nur um eine Combination handelt, die er nicht voraus sehen gekonnt und nicht für möglich gehalten hatte. Er wundert sich auch alles Ernstes darüber,

daß ihm eine solche Combination nie in den Weg tritt, wenn er blos auf dem Papiere spielt, aber jedes Mal, sobald er sein System mit wirklichem Gelde in Angriff nimmt.

Weit gewissenloser sind einige seiner Commilitonen, welche dabei als Agenten der Bank handeln.

Es sind dies stets Franzosen, welche sich irgend ein großes, viel Geld erforderndes System zusammen leimen, und alsdann im geheimen Auftrage der Bank nach Frankreich und England gehen, um dort reiche Leute für das System zu gewinnen.

Da die Bank sehr gut weiß, daß jedes System in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit der Sprengung des feindlichen Capitals enden muß, so bezahlt sie ihre Agenten, welche reiche Gimpel zu solchem Systemspiel heranzuziehen wissen, mit großer Munificenz, so daß sie dadurch in den Stand gesetzt werden, überall als Cavaliere aufzutreten, was für ihr Geschäft mehr als für irgend ein anderes nothwendig ist. —

* * *

Doch verlassen wir jetzt den Spielsaal, um uns einem andern, die Spielhölle charakterisirenden Bilde zuzuwenden.

Wir finden es in einer dunkeln Tannenpartie des nahen Parkes:

An einem der Bäume hängt ein mittels eines neuen Strickes erdrosselter Mensch in feiner, gewähl-

ter Kleidung. Er ist bereits seit mehren Stunden todt; und man denkt also nicht daran, ihn abzuschneiden, bevor er von dem herbeigerufenen Polizeicommissair besichtigt ist.

Mit diesem zugleich erscheint aber auch einer der Spielbankpächter, der beim Abnehmen der Leiche, welche bereits von herzugeströmten Neugierigen umgeben wird, hilfreiche Hand leistet.

Natürlich! Alle Welt ist ja überzeugt, daß der Selbstmörder ein Opfer der Spielbank ist. Was kann also begreiflicher sein, als daß der Spielbankpächter für sein Opfer noch Alles thut, was sich thun läßt, um sein Bedauern an den Tag zu legen?!

Die Leiche liegt auf der Erde, und der Commissair durchsucht die Taschen ihrer Kleidung, um Etwas zu zu finden, was über die Identität des Unglücklichen Auskunft geben könnte.

Er findet zwar das Gesuchte nicht, dagegen aber zieht er aus der Brusttasche des Selbstmörders einige zusammengedrückte Papiere, welche bei näherer Besichtigung sich als fünf Tausendfrancs-Billets erweisen. —

Nun ist es ja mit einem Male klar, daß der Unglückliche kein Opfer der Spielbank sein kann, daß die Spielbank ganz unschuldig ist an seinem Tode, und daß der Selbstmord eine ganz andere Ursache haben muß, als den durch die Bank erlittenen Ruin! —

Wer wird jetzt die Bank noch anklagen können? —

Derjenige allein, welcher gesehen hat, daß der

Spielbankpächter beim Abnehmen der Leiche ihr ein kleines Päckchen in die Brusttasche geschoben! — —

Noch am selbigen Abend wird der Todte in aller Stille beerdigt, während sich die Unterhaltung in den Salons um die fünf Tausendfrancs-Billets dreht, die man bei ihm gefunden.

Die Gräfinn Nesseloff begreift nicht, wie man von einer solchen Bagatelle reden kann.

Baron Protzen schwört darauf, daß er sich, so lange er noch fünftausend Francs in der Tasche hätte, gewiß nicht das Leben nehmen würde.

Major Bitterfeld schimpft darüber, daß durch das Ereigniß das Spiel auf eine Viertelstunde unterbrochen worden sei, gerade als er eben anfing, in's Glück zu kommen.

Der kleine Guillaume bedauert, daß der Todte die fünftausend Francs nicht vorher noch angewendet habe, um sein unfehlbares System mit ihm zu spielen. —

Im Entrée des Spielsaals aber steht der Geldwechsler Samuel Mainzer bei einer kleinen Gruppe seiner Glaubensgenossen und sagt: „Gottes Wunder! Wenn der Todte noch hat gehabt fünftausend Francs in der Tasche, — warum ist er gekommen heut' Mittag zu mir und hat versetzt seine Uhr und seinen Ring um fünfzig Gulden? Warum hat er gesagt zu mir: wenn die fünfzig Gulden sein werden,

wo das Uebrige ist, werde ich gerade noch haben drei Kreuzer, um mir zu kaufen einen Strick?!“ — —

Was aus den fünf Tausendfrancs-Billets schließlich geworden, das hat kein daran unbetheiligter Mensch jemals erfahren.

4.

Ein Tagelöhner.

Nachdem wir uns mit einem der Hauptschauplätze unsrer Erzählung bekannt gemacht haben, erscheint es uns nothwendig, auch gleich von vorn herein diejenige Persönlichkeit vorzuführen, welche als Held dieser Erzählung auftreten wird.

Zu diesem Ende versetzen wir uns nach einer nicht allzu fern der Spielhölle belegenen, weltbekannten Stadt.

Es ist die freie Stadt Frankfurt am Main.

Dieser Ort von großer historischer Berühmtheit ist für die Geschichte der Gegenwart fast bedeutungslos geworden, und zwar mit Recht.

Denn wenn man sein Leben und Weben betrachtet, so erscheint er als nichts Anderes, denn ein Haufen von Häusern, in denen eine beliebige Anzahl von Menschen beiderlei Geschlechts ißt, trinkt, schläft, sich fortpflanzt und — kaufmännische Ge-

schäfte treibt, um zu jenen einzigen Zwecken ihres Daseins die nöthigen Mittel zu erwerben.

Ein geistiges Leben, ein Leben, wodurch der Mensch von der thierischen Welt sich abhebt, existirt in jener Stadt so gut wie gar nicht, und sie hat deshalb, als Stadt betrachtet, fast eben so wenig eine Geschichte, wie eine Colonie von arbeitsamen Bibern eine solche haben kann.

Ein einziger Moment, — aber auch eben wieder kein geistiger! — giebt der Stadt eine gewisse Bedeutung für das gesamte deutsche Land.

Frankfurt ist die Residenz des Geldes, welches hier durch die Zauberruthe des Börsencommerces aus den Tiefen des Creditwesens heraus geschatzgräbert wird und sich in einer erschreckenden Progression anhäuft.

Keine Stadt Deutschlands birgt in ihrem Innern eine so fabelhafte Masse von Geld, wie Frankfurt am Main, und in keiner Stadt Deutschlands kann ein Mensch ohne Geld so schnell und gründlich verhungern, wie in ihr. —

Diese ganz kurze Charakteristik der Stadt war nöthig, um den Leser das erklärlich finden zu lassen, was wir ihm in den nächsten Kapiteln mitzutheilen haben werden.

Ein besonderer Stadttheil Frankfurts, von der eigentlichen Stadt durch eine über den Main führende, schöne steinerne Brücke getrennt, führt den

Namen Sachsenhausen und wird von einer Menschenklasse bewohnt, die sich schon ihrer Abstammung nach von den eigentlichen Frankfurtern bedeutend unterscheidet. Während diese als Ureinwohner von den Franken herrühren, sind die Sachsenhäuser Abkömmlinge der alten Sachsen, welche nach Besiegung ihres Volkes durch Carl den Großen als Colonisten hierher an das südliche Ufer des Main verpflanzt wurden.

Die Sachsenhäuser zeigen nur wenig verwandtschaftliche Momente mit den Frankfurtern und sehr namhafte unterscheidende Merkmale.

Wenngleich auch unter ihnen keine Spur eines geistigen Aufschwunges zu finden ist, so weisen sie doch mehre sehr bezeichnende sociale Tugenden auf: Es fehlt ihnen der jüdische Speculationssinn, der den Frankfurtern eigen ist, und sie sind deshalb arm geblieben. Denn während der Lebenserwerb des Frankfurters im Gewinn besteht, sucht ihn der Sachsenhäuser im Verdienst. Jener spielt, dieser arbeitet; jener macht Geschäfte, dieser producirt; jener gewinnt, dieser erwirbt.

Der Einfluß, welchen diese verschiedenartige Lebensthätigkeit auf den Charakter der betreffenden Menschen äußert, ist ein außerordentlicher: Bei dem Sachsenhäuser findet man Herzensgüte, Mildthätigkeit, Gemeinsinn und nebenbei eine an Grobheit grenzende Biederkeit; bei dem Frankfurter von allem das Gegentheil. Der Sachsenhäuser interessirt sich

für Alles, was er nur mit seinem allerdings etwas begrenzten geistigen Horizonte umfassen kann; der Frankfurter nur für das, was sich nach Procenten berechnen und in einer Börsen-Valuta ausdrücken läßt. —

Aus dem Gesagten wird es sich erklären, daß beide Stadttheile sich auch in ihrem Aeußern bedeutend von einander unterscheiden.

Den schönen, prachtvollen, villenartigen Häusern der Frankfurter Nabobs stehen die kleinen, ärmlichen, hüttenartigen Wohnungen der Sachsenhäuser Arbeiter grell gegenüber. Die wenigen Straßen Sachsenhausens sind schmal und winklig; ja sie nehmen an einigen Stellen, wie z. B. an der Mainseite, ein dorfähnliches Aussehen an.

Aus einem der eben beschriebenen Häuser in der letztbezeichneten Gasse trat eines dunklen Abends ein junger Mann von 28 Jahren mit der Absicht heraus, sich in eine der vielen kleinen Kneipen zu begeben, in welchen die männliche Bevölkerung Sachsenhausens mittels mehrer Schoppen Aepfelweins, des Nationalgetränks der Sachsenhäuser, die Mühen des Tages aus ihrem Andenken hinwegspült und nebenbei auch ein wenig politische Rundschau hält.

Denn der Sachsenhäuser beschäftigt sich sehr lebhaft mit den Fragen der höheren Politik.

Es ist ihm im Ganzen herzlich gleichgiltig, was hoher Senat oder erbgesessene Bürgerschaft in Sachen des städtischen Octroi beschlossen oder nicht be-

schlossen; aber es erscheint ihm von höchster Importanz, darüber in's Klare zu kommen, ob die russische Gesandtschaft in Constantinopel dem Divan ein Ultimatum oder ein Ultimatissimum zugestellt hat. Und bei den Verwicklungen der orientalischen Frage kann er es durchaus nicht begreifen, warum die Westmächte sich nicht gleich mit Sachsenhausen alliirt haben, um dem russischen Reiche mit einem Faustschlage ein Ende zu machen. —

Daß den erwähnten jungen Mann bei seiner Absicht, die Kneipe zu besuchen, keine Fragen der Politik beschäftigten, konnte man schon aus dem Umstande erkennen, daß er sehr sorgsam den Sternenhimmel observirte und die Temperatur der Luft untersuchte.

Er beabsichtigte offenbar einen Spazirgang in's Freie, wollte aber vorher einen Labetrunk zu sich nehmen, zu welchem Zwecke er in das gegenüberstehende Häuschen trat, das sich durch einen über der Thür angebrachten dicken Fichtenstrauch als ein seiner Absicht dienliches Etablissement bekundete.

Statt sich bei seinem Eintritte an den mit Gästen bereits besetzten Tisch zu verfügen, blieb der junge Mann am Schenktische stehen, indem er dem dahinter postirten Wirth sein Anliegen durch eine bloße Geberde insinuirte, eine Geberde, aus welcher selbst ein in die Terminologie der Sachsenhäuser Kneipen Uneingeweihter die Worte gelesen haben

würde: „Ich wünschte einen Schoppen Aepfelwein zu trinken.“ —

Der junge Mann schien also kein Freund nutzloser Worte zu sein.

Ehe er das erhaltene Glas Aepfelwein an die Lippen setzte, fragte er indeß halb mit dem Blicke, halb mit Worten:

„Kann's noch angeschrieben werden?“

„Bist wohl eine Schaute, Felix?!“ brummte der Wirth, „daß Du solche dumme Frage thust! Als wenn Vater Kurd nicht bei mir eine Kreide hätte, lang wie unsers Pfarrers Predigten und dabei doch so dünn wie seine Stimme!“

Aus dieser Bemerkung des biederen Sachsenhäusers ersieht man trotz ihrer Kürze dreierlei: erstens, daß sich die Sachsenhäuser untereinander als getreue Nachbarn und desgleichen dutzen, eine Ehre, die einem Fremden (und als solcher gilt auch ein Frankfurter!) nur dann angethan wird, wenn er sich den Unwillen und Zorn eines Sachsenhäuser so weit zuzieht, daß ihn derselbe mit landesüblichen Schimpfworten tractirt. — Zweitens ersieht man aus obiger Bemerkung, daß der Sachsenhäusers seine Redefreiheit selbst bis auf kirchliche Dinge ausdehnt; und drittens, daß er einem Landsmanne, das heißt einem Sachsenhäuser gegenüber, noch der guten alten Sitte des Ankreidens huldigt.

Dieser letztere, im socialen Leben überaus wich-

tige Punkt findet indeß dem Fremdlinge gegenüber durchaus keine Anwendung, so zwar, daß der Sachsenhäuser einem solchen viel eher Etwas schenkt als borgt, was übrigens nach täglichen Erfahrungen in den meisten Fällen auf Eins hinaus läuft. —

Wer alle diese Betrachtungen in jener Schenke angestellt hätte, würde dazu mehr Zeit gebraucht haben, als der mit dem Namen Felix angeredete junge Mann gebraucht hatte, um seinen Schoppen Aepfelwein zu leeren. Er würde, wenn er sich nach diesen Betrachtungen gegen den eigentlichen Urheber derselben umgewendet hätte, die Bemerkung gemacht haben, daß derselbe bereits verschwunden war.

In der That, Felix stand schon wieder auf der Gasse und nahm nach kurzem Nachdenken seinen Weg durch das Schaumainthor den Damm des Flusses entlang.

Da dieser junge Mann für uns, den Verfasser, schon jetzt eine sehr interessante Persönlichkeit ist und — wie wir hoffen, — eine solche später auch für den Leser werden wird: so erlaube uns der Letztere, seine Aufmerksamkeit trotz der Dunkelheit des Abends auf die äußere Erscheinung dieses Invidiuums hinzulenken.

Wir sagten bereits, daß er in dem schönen und glücklichen Alter von 28 Jahren stand, also nahe an der so reizenden Grenzscheide, welche den Jüngling vom Manne trennt. Seine Statur war etwas mehr als mittel, und der Gliederbau von einer solchen

Ebenmäßigkeit, daß man ihn für den zu Fleisch und Bein gewordenen Belvederischen Apoll hätte halten können. Der Kopf, auf einem hohen, schlanken Halse ruhend, zeigte den italienischen Typus, der als eine Veredelung des orientalisch-jüdischen betrachtet werden kann: das Haar dunkelbraun und natürlich gelockt, der Teint des Gesichts frisch bräunlich, die Augen tiefblau, nicht allzugroß und mandelförmig geschnitten; die Augenbrauen stolz gebogen, die Stirn hoch und breit und an der Nasenwurzel eine kleine Falte schlagend, die den Denker verräth; endlich noch ein kleiner dunkelbrauner, nicht ohne Vorliebe gepflegter Schnur- und Knebelbart. So hätte man dieser Figur nur Escarpins, gestickte Weste und einen Frack mit Stern und Ordensband anzulegen brauchen, um in jedem Beschauer die Ueberzeugung zu erwecken, daß er einen für den Thron geborenen Prinzen vor sich habe.

Allein der arme Felix besaß von all' den Herrlichkeiten, die da erfunden sind, um die edle Race von der gemeinen zu unterscheiden, keinen Faden.

Er trug eine Hose von Drillich, eine Weste von carrirtem Köperzeug und als Ueberrock eines jener Kleidungsstücke, die fast jedes Jahr mit dem Schnitt auch ihren Namen wechseln. Daß in Stelle eines Hutes eine einfache schwarze Schirmmütze seinen Kopf deckte, konnte für jeden in die Mysterien der ständischen Kleiderordnung Eingeweihten als Zeichen

gelten, daß der junge Mann der zahlreichen Zunft der Proletarier angehörte, ein Begriff, der genau demjenigen entspricht, welchen man in früheren Zeiten durch das Wort Tagelöhner ausdrückte.

Felix war in der That ein Tagelöhner; denn der Lohn, den er sich durch sein Tagewerk erwarb, reichte genau für die nothwendigen Lebensbedürfnisse eines Tages hin.

Während wir uns so die Persönlichkeit des jungen Mannes zergliedert haben, war er selbst, in tiefe Gedanken versenkt, langsam längs dem Damme des Mainflusses fortgeschritten.

Was aber — wird man vielleicht fragen — konnte ein Tagelöhner so Tiefes zu denken haben?

Felix rechnete.

Die prachtvollen Häuser jenseit des Main, deren brillante Beleuchtung sich in den Fluthen des Flusses wiederspiegelte, und von dem außerordentlichen Reichthume der Besitzer Zeugniß gab, hatten eine socialistische Betrachtung in ihm angeregt: Er stellte die Minderzahl der Menschen, welche durch ihre mühevolle Arbeit kaum das tägliche Brod erwarben, der Mehrzahl derjenigen gegenüber, welche ohne alle Arbeit weit mehr gewannen, als sie zu dem luxuriösesten Leben bedurften.

Hierin schien dem jungen Proletarier ein naturwidriger Uebelstand zu liegen, den er durch die Er-

findungsgabe seines Geistes zum Wohle der Menschheit zu beseitigen hoffte.

Er hatte schon seit Monden ein großes Finanz-Project ausgebrütet, von welchem er nicht Geringeres erwartete, als die gründliche Beseitigung aller socialen Calamitäten.

Seine tägliche Arbeit ließ ihm einige Zeit für idealistische Träumereien. Denn der alte Kurd, dessen Namen uns schon genannt wurde, und der sich als sein Pflegevater gerirte, war seines Gewerbes ein Fischer, woraus sich von selbst ergab, daß Felix derselben Nahrungsquelle seine Thätigkeit zuwandte.

Nun weiß aber Jedermann, daß ein Fischer eine Menge Zeit zur Contemplation übrig hat.

Wir reden nicht von der Winterzeit, während welcher die Eisdecke der Flüsse das Fischen ganz und gar unmöglich macht; denn diese Zeit mußte von der Proletarierfamilie, wenn sie nicht verhungern wollte, in anderer Weise verwerthet werden; und Felix hatte sich alsdann häufig in Gemeinschaft mit seinem Pflegevater der nützlichen Kunst des Holzspaltens gewidmet. Wir reden aber von den langen Winterabenden, an denen man ausruhen konnte, und von den Sommermorgen, an denen man sich, im Fischerkahne sitzend und von den mehr oder minder vorsichtigen Fischen seine Geduld üben lassend, einer Menge von Betrachtungen hingeben kann, wenn man überhaupt

von der Natur mit der Fähigkeit begabt ist, Betrachtungen anzustellen. —

Felix nun war mit dieser Fähigkeit in einer Weise ausgerüstet, die man als eine ganz außerordentliche bezeichnen kann. Denn wenn man später das Walten seines Geistes kennen lernen wird, so wird man in der von uns hier vorgeführten Persönlichkeit eine Erscheinung finden, welche an Ungewöhnlichkeit Alles überbietet, was in Romanen nur irgend erfunden worden ist. Und doch wird man bekennen müssen, daß unter den obwaltenden Umständen nichts natürlicher sein konnte, als sie. —

Sagen wir es gleich von vorn herein kurz heraus: Der junge Tagelöhner Felix war ein Mann von eminenten Geistesanlangen und von einer bewundernswerthen Ausbildung derselben, so zwar, daß sich schwerlich eine Branche des intellectuellen und geschäftlichen Lebens denken läßt, in welcher er nicht Außerordentliches geleistet haben würde.

Dies schloß bei dem heutigen Zustande der Gesellschaft natürlich nicht aus, daß es ihm kurz zuvor, als er in die Schenke getreten war, an den drei Kreuzern gemangelt hatte, welche zu einer soliden Erwerbung von einem Schoppen Aepfelwein für nöthig erachtet werden.

5.

Rettung vom Tode.

Auf welche Weise Felix zu dem eben bezeichneten Grade intellectueller Vollkommenheit gelangt war, werden wir später ausführlich erfahren.

Denn jetzt müssen wir ihn auf seinem einsamen contemplativen Spazirgange bis zu der Brücke begleiten, welche unterhalb Frankfurt über den Main gebaut worden ist, um den südlichen Eisenbahnzügen eine sichere und ungestörte Passage bis zu den Bahnhöfen der Stadt zu bereiten.

Dieser Aquaduct erhebt sich zwanzig Fuß über dem Flußufer und ist zu beiden Seiten mit Galerieen für Fußgänger versehen, welche diese Gelegenheit, von der westlichen Stadt aus ohne den Umweg über Sachsenhausen auf das linke Mainufer nach dem daselbst belegenen Walde zu kommen, mit einem Kreuzer bezahlen müssen.

Als Felix am Fuße des Aquaducts angelangt war, hörte er über sich an der auf der Brücke angebrachten Hebestelle des erwähnten Kreuzers einen Wortwechsel.

Er unterschied deutlich die ihm wohlbekannte Stimme des Brückengeldeinnehmers von einer einem weiblichen Individuum angehörenden. Ja, er er-

kannte sogar, daß dies weibliche Individuum ein junges Mädchen sein mußte.

Der Gegenstand des Wortwechsels war der Kreuzer Brückengeld, den der Einnehmer verlangte, und den das Mädchen nicht zahlen konnte.

Sie bat ihn, es mit ihr nicht so genau zu nehmen, da sie keinen Kreuzer bei sich habe, und doch noch heut' nach dem Dorfe Niederrad müsse, weil sie sonst kein Nachtquartier erhalten könne. Der Einnehmer berief sich auf seine Pflicht und verweigerte dem Mädchen den Uebergang über die Brücke mit immer größerer Hartnäckigkeit, je verzweiflungsvoller sie in ihren Bitten wurde.

Außerdem aber war er so menschenfreundlich, ihr den Rath zu geben, wieder zurück zu gehen, um ihren Weg über die Sachsenhäuser Brücke zu nehmen. Das Mädchen schien sich indeß dazu nicht entschließen zu können, sei es, daß sie von der Furcht abgehalten wurde, auf dem Wege durch Frankfurt und Sachsenhausen von einem Rottmeister (so heißen in der freien Stadt die Polizeisoldaten!) angetroffen zu werden; sei es, daß es wirklich in der Wahrheit begründet war, wenn sie sagte, es fehle ihr zu einem solchen Umwege an Kräften, weil sie todtmüde sei und den ganzen Tag noch nichts gegessen habe. —

Der jammervolle Ton, in welchem das Mädchen dem Einnehmer ihre verzweifelte Lage schilderte,

schnitt unserm Felix in's Herz. Hätte er Geld bei sich gehabt, er würde dem Mädchen alles angeboten haben, und wäre es sein letztes gewesen. Allein er hatte ja nicht einmal so viel, um ihr den Kreuzer geben zu können, um den es sich zunächst handelte.

Indeß — das war ein Lichtstrahl, der ihn traf! — er war ja dem Einnehmer persönlich bekannt; warum sollte derselbe also nicht für den Betrag jener kleinsten Frankfurter Münze seine Bürgschaft annehmen?!

Eben wandte er sich, um die Böschung des Aquaducts hinauf zu steigen, und mit dem Einnehmer zu reden, als ein schwerer Fall in's Wasser an sein Ohr schlug. Erschreckt drehte er sich um und erkannte unfern des Ufers einen bauschigen Gegenstand, der mit den Wellen kämpfte.

Es war kein Zweifel, das junge Mädchen hatte sich in einem Anfalle von Verzweiflung über die Galerie in den Fluß gestürzt.

Noch schneller fast, als Felix zu dieser Ueberzeugung gekommen war, hatte er seine weiten Schuhe von sich geschleudert, seinen Ueberrock abgerissen und sich mit einem kräftigen Stoßsprunge in die Fluth geworfen.

Der Gegenstand, den er zu erreichen suchte, wurde, immer tiefer sinkend, von der Strömung durch die Brücke getrieben, auf welcher der Einnehmer jetzt stand und unablässig nach Hilfe schrie, ohne irgend etwas zur Hilfe beizutragen.

Die kräftigen Stöße, welche Felix als fertiger Schwimmer anwandte, um die Ertrinkende zu erreichen, hatten ihn derselben schon bis auf drei Handlängen nahe gebracht, als die Kleider der Unglücklichen, welche sie bis jetzt so ziemlich an der Oberfläche des Wassers gehalten hatten, so voll gesaugt waren, daß sie das Mädchen eher hinab zogen als am Sinken hinderten.

Felix sah, wie sie plötzlich mit einem schnellen Ruck in die Tiefe sank, so daß die Wellen sich über ihr kräuselten. Aber eben so schnell gab er sich, seinen Kopf gegen die Tiefe richtend, einen kräftigen Taucherstoß, der ihn unter dem Wasser in zwei Secunden dem versinkenden Mädchen so nahe brachte, daß er mit der Hand ihre Kleider erfaßte.

Jetzt war sie gerettet, wenn sie noch lebte. Mit beiden Händen von hinten ihre Taille umfassend, stieß Felix in einem Nu nach der Oberfläche des Wassers, worauf er sich nebst der leblos scheinenden Last durch eine geschickte Wendung nach dem Ufer zu treiben ließ.

Als er das den Fluthen abgerungene junge Mädchen auf den Sand des Ufers niederlegte, erkannte er wohl, daß noch Leben in ihr sei; allein er fühlte auch, daß es zu ihrer völligen Wiederbelebung schneller Hilfe bedürfe.

Doch nirgends war Jemand zu sehen. Er entschloß sich daher mit der ihm eigenen Geistesgegen=

wart sogleich, das Mädchen auf seinen Armen nach seiner Wohnung zu tragen, dabei aber den Fahrweg einzuschlagen, welcher, vom Flußufer kaum fünf Minuten entfernt, von Niederrad nach Sachsenhausen führt. Auf diesem Wege durfte er eher rechnen, irgend einen Beistand zu finden.

In der That hatte er den Weg auch kaum erreicht, als er einen Wagen im raschen Trabe der Pferde nach Sachsenhausen zu fahren hörte.

Als derselbe näher kam, erkannte er ihn an den großen, hell glänzenden Laternen für eine herrschaftliche Equipage, und als dieselbe an ihm vorüber rollte, für die des berühmten Banquiers Goldmann.

In diesem Augenblick rief er dem Kutscher ein gebieterisches, kräftiges Halt! zu.

Die Pferde standen wie unwillkürlich still; denn der Kutscher hatte die Zügel höchstens in Folge des plötzlichen Schreckens angezogen.

„Was giebt's denn, zum Donnerwetter?!" rief eine mürrische Stimme zum Wagen heraus, indem sich ein Fenster des Schlages öffnete.

„Nehmen Sie uns bis Sachsenhausen mit, Herr Goldmann!" rief Felix, der das noch immer leblose Mädchen halb zur Erde niedergelassen hatte; „es handelt sich um die Rettung eines Menschenlebens!"—

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als der Insasse des Wagens fluchend mit den Worten einfiel:

„Nein, dies Volk, dies Lumpenpack wird mit jedem Tage unverschämter! — Fahr' zu, Kutscher!"

Aber Felix, durch dies Benehmen des Banquiers noch mehr in Hitze gebracht, als er ohnehin schon war, rief noch einmal ein so kräftiges Halt! daß der Kutscher einen Augenblick zauderte, dem Befehle seines Herrn nachzukommen.

Dann wandte sich der junge Mann wieder gegen den Kutschenschlag, indem er in großer Hast sagte: „Um Gottes Willen, Herr, es gilt das Leben eines jungen Mädchens, das ich aus dem Wasser rettete und nun nach meiner Wohnung schaffen muß, wenn sie wieder zum Leben erweckt werden soll." —

Die Worte „ein junges Mädchen" hatten bei dem Banquier weit mehr bewirkt, als die ganze übrige Rede.

Er öffnete den Schlag, sprang eilfertig hinaus und war mit den Worten: „Ei, das ist etwas Anderes, mein Guter!" dem jungen Manne emsig behilflich, das Mädchen in den Wagen zu legen.

Dann rollte derselbe fort, um fünf Minuten darauf an dem kleinen Hause anzuhalten, aus welchem Felix vor kaum einer Stunde getreten war, um seine Abendpromenade zu machen.

Die Erschütterung des Wagens hatte indeß bei dem ohnmächtigen Mädchen ein starkes Erbrechen zuwege gebracht, in Folge dessen sie, von dem verschluckten Wasser befreit, so weit zu sich gekommen

war, daß sie einigermaßen wahrnehmen konnte, was um sie herum vorging.

Als der Wagen an dem bezeichneten Hause hielt, nahm Felix das von ihm gerettete Mädchen in den Arm und trug sie durch die Hausthür in ein gleich daneben liegendes, ziemlich geräumiges Zimmer, welches er in Gemeinschaft mit dem alten Kurd bewohnte.

Hier legte er sie bei dem Scheine einer kleinen schwachen Oellampe auf eines der beiden an der Wand stehenden Betten, und dachte jetzt erst daran, daß er dem Banquier für dessen menschenfreundlichen Beistand den Dank schuldig geblieben sei.

Indem er sich umwandte, um hinaus zu eilen und die Schuld womöglich noch abzutragen, sah er, daß er sich nicht so weit zu bemühen brauchte. Denn Goldmann stand bereits hinter ihm, seine Blicke mit einem an Begierde grenzenden Interesse auf das Gesicht und die durch die nassen dünnen Kleider hervorgehobenen Körperformen des jungen Mädchens geheftet.

„Verzeihen Sie, mein Herr," redete ihn Felix an, „daß ich im ersten Augenblicke nicht daran dachte, Ihnen meinen Dank für — " —

Doch der Banquier ließ ihn nicht ausreden. „Sprechen Sie doch davon nicht, junger Mann," fiel er ihm ein. „Ich freue mich, daß ich zu Ihrem edelmüthigen Werke der Rettung eines Menschenlebens

eine Kleinigkeit beitragen konnte. — Das Mädchen ist wirklich außerordentlich hübsch," fügte er in etwas leiserem Tone hinzu; „und wenn ich Ihnen sonst in Etwas helfen kann, so wenden Sie Sich nur an mich. Sie wissen ja, wer ich bin. Leider habe ich jetzt keine Minute mehr Zeit, da man mich zu einer Soirée bei der hessischen Gesandschaft erwartet; sonst würde ich mein Interesse an dem unglücklichen jungen Mädchen noch weiter an den Tag legen. Aber versäumen Sie nicht, mir bald Nachricht von ihr zu geben. — Adieu!"

Er schritt nach der Thür zu.

Ehe er dieselbe aber passirte, wandte er sich noch einmal um nach dem bereits wieder um das Mädchen beschäftigten Felix und sagte:

„Sie sehen, junger Mann, daß ich nicht so herzlos bin, wie das Volk mich immer verschreit; und wenn ich auch manchmal ein paar unnütze Burschen, die mir nicht aus dem Wege gehen wollen, überfahre, so gebe ich auch meinen Wagen gern wieder her, wenn es gilt, Jemand aus dem Volke damit zu retten. Sagen Sie das den Leuten, die mich stets verketzern, besonders denen aus Sachsenhausen, die sich förmlich gegen mich verschworen haben. Adieu!"

Der Banquier verließ das Haus und bestieg seinen Wagen, um den sich bereits eine kleine Schaar Männer und Frauen versammelt hatte, weil das

Halten einer Equipage in dieser Gasse jedenfalls ein merkwürdiges Ereigniß voraussetzte.

Die Persönlichkeit Goldmanns war in ganz Frankfurt und der Umgegend viel zu sehr bekannt, als daß man den Einsteigenden nicht auf der Stelle erkannt hätte. Die Folge davon war, daß sich unter den Versammelten eine Art höhnendes Gemurmel erhob, was den Kutscher bestimmte, als sein Herr kaum den Tritt überschritten hatte, auch ohne dessen Aufforderung die Pferde mittels eines kräftigen Peitschenschlages in Trab zu setzen, grad' als eine sehr markirte Aepfelweinstimme zum allgemeinen Ergötzen der Umstehenden in die Worte ausbrach:

„He, Cäsar, alter Sünder, bringst Du denn Deine Liebsten jetzt schon in Sachsenhausen unter? Frankfurt ist wohl nicht mehr groß genug dazu?!"

Der fortrollende Wagen wurde von dem Gelächter begleitet, welches dieser boshafte Witz unter den versammelten Sachsenhäusern erregt hatte.

Der Banquier aber sagte, nachdem er sich der ihm drohenden Gefahr realer Insulten, die nichts so Seltenes waren, entrückt sah, im Stillen bei sich:

„Das hat man davon, wenn man menschenfreundlich ist! Hüten wir uns in's Künftige davor."

Dann aber fügte er, gleichsam um sich zu entschuldigen, daß er es dem Anscheine nach einmal gewesen war, mit schmunzelnder Miene hinzu:

„Das Mädchen ist aber auch wirklich magnifique! Wir wollen sehen, was sich daraus machen läßt!“

6.

Die Collecte.

Inzwischen war der alte Kurd, der bald nach dem Weggange des Felix aus dem Hause die Schenke aufgesucht, und den man dort benachrichtigt hatte, daß eine Equipage vor der Thür seiner Wohnung halte, im Drange einer sehr verzeihlichen Neugierde gleichfalls herbeigeeilt. Allein während die übrigen Neugierigen vor der Thür geblieben waren, hatte Kurd von dem Vorrechte Gebrauch gemacht, seine Stube zu betreten.

Er trat in dieselbe grad' ein, als Felix in der größten Verlegenheit war, was er mit dem ganz durchnäßten jungen Mädchen anfangen sollte, das zwar die Augen aufgeschlagen, aber noch kein Wort gesprochen und sich eben so wenig gerührt hatte.

Felix fühlte recht wohl, daß das Nöthigste und von den Umständen am meisten Gebotene darin bestehen müsse, das Mädchen zu entkleiden und in ein warmes Bett zu bringen. Allein die Gesetze des Anstands, für welche er in jeder Beziehung (eine natürliche Folge seiner Bildung!) einen bewunderns-

werthen Instinct zeigte, verboten es ihm geradezu, jenes nothwendige Geschäft selbst zu verrichten.

Derselben Ansicht war auch der alte Kurd, nachdem er durch Felix mit wenig Worten über die näheren Umstände des Ereignisses, welches ihm ein unbekanntes junges Mädchen in's Haus geführt hatte, unterrichtet worden war.

Aber Kurd verstand noch mehr, als in Bezug auf die Gesetze des Anstands blos der Ansicht des Felix zu sein. Er wußte dieselben auch mit den durch die Umstände gebotenen Schritten in Verbindung zu bringen, indem er sogleich die Treppe hinauf lief, um seine Nachbarinn, welche den beiden Stubenbewohnern die nöthigen weiblichen Dienstleistungen erzeigte, herunter zu holen, und ihr so Befehl wie Vollmacht zu ertheilen, in Sachen des aus dem Wasser geretteten Mädchens nach Lage der Sache das Nöthige vorzukehren.

Es ist wahr, daß dieser Ausweg sehr nahe lag, so nahe, daß man geneigt sein könnte, von der noch vor kurzem gerühmten Geistesgegenwart unsres Felix sehr schlechte Begriffe zu bekommen. Allein man muß gerecht sein und von einem Menschen nicht mehr verlangen, als die Natur gestattet.

Denn von dem Augenblicke an, da Felix das Mädchen zum Leben erwacht gesehen, fand er sich von dem Anblicke desselben so sehr umgrenzt, daß ihm Alles, was außerhalb der Sphäre lag, die er

mit seinem nur auf das Mädchen gerichteten Auge übersah, in einem undurchdringlichen Dunkel zu liegen schien.

Gewiß ist ein halbtodt aus dem Wasser gezogenes weibliches Wesen in einfachen, sogar schlechten Kleidern, mit aufgelös'tem Haar und bleicher Gesichtsfarbe kein sehr reizender Gegenstand. Aber eben so gewiß ist auch, daß Felix beim Anblick dieser eben zum Leben sich erschließenden dunklen Augen, dieser dem Gefieder des Raben gleichen Haarflechten, auf denen sich die Wassertropfen im Reflex der Lampe wie Diamanten ausnahmen, dieser wahrhaft künstlerisch gebildeten Körperformen; — daß er bei diesem Anblicke — sagen wir — Alles um sich her vergaß und wie von einer magnetischen Gewalt im Anschauen der durch ihn Geretteten fest gehalten wurde.

In der That wich er auch nicht eher von der Stelle, die er am Bette eingenommen hatte, als bis die herunter gekommene Nachbarinn ihn mit der Bemerkung zurückdrängte, daß er jetzt ganz überflüssig sei, weil sie schon alles Nöthige besorgen werde, und bis gleichzeitig Vater Kurd ihn unter den Arm nahm und zur Thür hinaus zog, um mit ihm im Verein die Schenke wieder aufzusuchen.

Dort war Felix nämlich kurz vorher außerordentlich vermißt worden, weil es eine Ansicht festzustellen galt, bei welcher nur geographische Kenntnisse entscheidend sein konnten.

Die beim Aepfelwein politisirende Versammlung war zuerst durch einen hospitirenden Frankfurter zur Ventilirung der Frage angeregt worden: ob Frankfurt am Main noch eine freie Stadt heißen könne, seitdem es östreichische, preußische und baiersche Besatzung empfangen habe.

Die Mehrzahl hatte sich hierüber dahin ausgesprochen, daß die Frage im höchsten Grade irrelevant sei, und war zugleich zu der viel wichtigeren Erörterung übergegangen: ob England in dem Kriege gegen China blos zu Wasser oder auch von Indien aus zu Lande angreifen könne.

Da die Gesellschaft hierbei auf geographische Untiefen gerathen war, so hatte man sehr angelegentlich nach Felix verlangt, der sich bereits den Ruf erworben hatte, Alles zu wissen. Aber eben als das Verlangen nach Felix am heftigsten geworden war, hatte das Ereigniß mit der Equipage die Versammlung ein wenig gelichtet; und jetzt war man einzig und allein damit beschäftigt, dieses Ereigniß nach allen Seiten hin zu beleuchten.

Vor einer specifisch Sachsenhausenschen Frage mußten selbst die Angelegenheiten der höheren Politik weichen; und so kam es denn, daß Felix durch seinen Eintritt in die Schenke vollständig aus seinem Brüten gerissen wurde, indem er genöthigt ward, die Geschichte des aus dem Wasser geretteten Mädchens, so weit sie ihm selbst bekannt war, näm=

lich seit ihrem Erscheinen auf dem Aquaduct, bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein zu erzählen.

Das Schenkzimmer wiederhallte von Lobeserhebungen für Felix und von Verwünschungen gegen den Einnehmer. Von einigen exaltirten Herzen wurde der Vorschlag gemacht, das junge Mädchen für die Tochter Sachsenhausens zu erklären, in derselben Art, wie es in neuester Zeit ein Kind von Frankreich giebt.

Da indeß dieser Schritt in Anbetracht der Sachsenhausenschen Ehefrauen sein Bedenkliches hatte; und da Kurd und Felix überdies erklärten, daß sie sich des Mädchens — wenn sie es anders verdiente — wie Vater und Bruder annehmen würden: so kam man endlich zu dem Entschlusse, für die Gerettete eine Collecte zu veranstalten, damit ihre ersten Bedürfnisse bestritten werden könnten.

Seltsamerweise sträubte sich Felix gegen dies menschenfreundliche Vorhaben, das den gutmüthigen Charakter der als so grob berufenen Sachsenhäuser im schönsten Lichte zeigte. Da aber Kurd in Anbetracht seiner momentanen Mittellosigkeit die Collecte gut hieß, so legte man sogleich Hand an's Werk, und die Sammlung ging vor sich.

Felix konnte es indeß nicht sehen, wie man sechs- und zwölf-Kreuzer-weis Geld zusammenschoß für das Mädchen, dessen Bild er keine Minute mehr aus seiner Phantasie zu verbannen vermochte.

Er schlich sich heimlich aus dem Zimmer, um noch einmal den Ort aufzusuchen, wo er sie zum ersten Male in seinen Armen gehalten. —

Die Frage über den englisch-chinesischen Krieg blieb also für diesmal unerledigt.

7.

Felix das Findelkind.

Der Leser muß es sich schon gefallen lassen, uns an dem einförmigen biographischen Faden einer jetzt noch kleinen, aber doch schon interessanten menschlichen Existenz ein wenig zu folgen.

Es handelt sich um den Lebens- und besonders den Bildungsgang, welchen der Held unserer Erzählung eingeschlagen hatte, um — ein armer Sachsenhäuser Tagelöhner zu werden.

Da jedes menschliche Wesen einen Vater und eine Mutter haben oder wenigstens gehabt haben muß, so liegt es außer allem Zweifel, daß auch Felix einen Vater und eine Mutter hatte oder gehabt hatte. Aber wer oder was dieselben waren oder gewesen waren, darüber hatte das Schicksal des jungen Mannes von je her das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachtet.

Felix war der Zögling eines Findelhauses, bei

welchem eines Abends eine unbekannte Hand das kaum einen Tag alte Kind eingesetzt hatte, ohne daß ihm ein anderes Erkennungszeichen beigegeben worden war, als der Namen Felix, der sich in einer Ecke der Windel mit unverlöschlicher Tinte eingeschrieben fand.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß der Knabe auf diesen Namen getauft wurde.

Daß er keinen andern erhielt, sondern daß der Taufnamen zugleich als Vor- und Zunamen dienen mußte, war in den Regeln des Findelhauses begründet, welches als das erste Institut dieser Art in Deutschland durch die Residenz eines größern Staates versuchsweise gegründet worden war.

Der Knabe Felix zeigte schon in der frühesten Kindheit, nämlich in den Jahren, da der Geist seine Flügel zu recken beginnt, ein eminentes Begriffsvermögen, ein bewundernswerthes Gedächtniß und einen unermüdlichen Forschersinn. Selbst seine kindischen Spiele erhielten einen intellectuellen Anstrich. Jede neue, ihm entgegentretende Erscheinung suchte er nach allen Seiten hin zu ergründen; und die Frage: warum? wurde in allen seinen Unterredungen stereotyp.

Dabei aber passirte es ihm gewiß nie, daß er nach einem Grunde, den man ihm schon einmal angegeben hatte, ein zweites Mal fragte; denn was

ihm mitgetheilt worden war, saß unvertilgbar in seinem Kopfe fest.

Je mehr die Frage warum? in Folge der erhaltenen Aufschlüsse und der eingesammelten Gründe sich verminderte, desto mehr trat eine andere Frage: „Wie ist das möglich?" hervor.

Dies erklärt sich aus dem Umstande, daß die ihm mitgetheilten Gründe sich häufig und um so mehr widersprachen, als die Erzieherinnen des Findelhauses begreiflicher Weise keine starken Logikerinnen sein konnten. Dem Knaben Felix aber entging selten ein Widerspruch, und er ruhte nicht eher, als bis derselbe vollständig aufgelöſ't war.

Man berichtet von Mozart, daß er schon als fünfjähriger Knabe im Stande gewesen sei, eine vollständige und richtige Fuge zu setzen, ohne daß er von den Lehren des Generalbaß die geringste Ahnung gehabt habe. In derselben Weise war der sechsjährige Felix ein Denker, ohne noch zu wissen, was Logik ist. Wie Mozart zum Componisten, so war Felix zum Philosophen prädestinirt! —

Allein diese außerordentliche Geistesfähigkeit des Knaben blieb auf sein äußeres Schicksal ganz ohne Einfluß.

Der Vorstand der Anstalt fand sich nicht veranlaßt, von der ungewöhnlichen Erscheinung eine besondere Notiz zu nehmen. Und wenn er es auch gewollt hätte, so würde es dem Knaben nicht einmal

genützt haben, da die Gesetze des Instituts den Lebenslauf der Findlinge genau vorzeichneten.

Als Felix sein sechstes Jahr zurückgelegt, ohne daß sich ein Anverwandter von ihm gemeldet oder sonst Jemand sich zur Uebernahme der Vaterstelle gefunden hatte, wurde er dem städtischen Waisenhause überwiesen.

Hier verlor er sich anfangs unter der Masse der uniformirten Knaben von sechs bis vierzehn Jahren, die in ihren grautuchenen Beinkleidern und Jacken gar nicht die Möglichkeit zuzugeben schienen, daß ein Individuum sich geltend machen konnte.

Und doch sollte es dem verwaiseten Felix schon nach kurzer Zeit gelingen.

Von dem Augenblicke an, da in seiner Erziehung die Epoche des Unterrichts begann, schienen sich alle seine Geisteskräfte in seinem Gedächtniß concentrirt zu haben. Dasselbe lieferte so außerordentliche Resultate, daß er die Gegenstände des Elementarunterrichts sich wie im Fluge zu eigen machte. Er hätte den Cursus der gesamten acht Klassen in zwei Jahren durchmachen können. Da indeß nach den Regeln der Anstalt die Versetzung aus einer niederen Klasse in eine höhere alljährlich nur einmal stattfand, so ergab sich für den Knaben während des Cursus in jeder Klasse ein Ueberschuß an Zeit, den er auf jede Weise im Interesse seiner Lernbegierde zu verwerthen suchte.

Er wußte sich die Erlaubniß zu verschaffen, die Lehrerbibliothek des Waisenhauses für seine Privatstudien zu benutzen; und so geschah es denn, daß er sich Einsicht in eine Menge von Kenntnißbranchen verschaffte, die in der Anstalt gar nicht gelehrt wurden.

Noch hatte der Knabe das vierzehnte Jahr nicht erreicht, als die Lehrer der Anstalt darüber einig waren, daß Felix im Besitze umfassenderer wissenschaftlichen Kenntnisse sei, als sie alle zusammen genommen.

Allein was konnte dem armen Knaben dies nützen? Er war eine vater- und mutterlose, von aller Welt verlassene Waise; und wenn er — was nach vollendetem vierzehnten Jahre geschehen mußte, — die Anstalt verließ, so hatte dieselbe für ihn wie für jeden ihrer Zöglinge keine andere Verpflichtung, als ihn bei einem Meister zur Erlernung eines Handwerks unterzubringen.

Und dies geschah denn auch mit Felix.

Als er confirmirt war, fragte man ihn, zu welchem Handwerke er am meisten Lust habe; und er, welcher von allen Lebensbedürfnissen, deren Production dem ehrsamen Handwerkerstand obliegt, die Bücher für das interessanteste und unentbehrlichste hielt, erklärte sich ohne Weiteres für die Buchbinderei.

Demzufolge versah man ihn seitens der Anstalt mit sechs Hemden, einem halben Dutzend Strümpfe, einem Paar Halbstiefel, einer grauen Tuchhose, einer

wollenen Weste, einem schwarzen Tuchüberrock und einem groben Filzhut und brachte ihn bei einem Buchbindermeister der Residenz als Lehrling an, womit die Bedingung verknüpft war, daß er in dieser Stelle fünf Jahre auszuhalten habe, ehe er darauf rechnen könne, sich den Gesellenbrief zu erwerben.

So war Felix Buchbinder-Lehrling geworden; und es fiel ihm nicht im entferntesten ein, daß er zufolge seiner außerordentlichen Kenntnisse Anspruch auf einen andern Wirkungskreis und Lebensberuf habe. Denn er besaß noch keine Ahnung davon, daß die Bildung des Geistes dem Menschen ein Recht auf materielle Vortheile gebe; er hatte sich dieselbe nicht im Hinblick auf solche Vortheile erworben, sondern einfach in Folge eines ihm innewohnenden instinctiven Triebes.

8.

Der Lehrling.

Daher kam es denn auch, daß Felix mit seinem Loose anfangs durchaus nicht unzufrieden war.

Desto unzufriedener aber wurde sein Meister sehr bald mit ihm. Denn Felix, statt die in die Werkstatt zum Einbinden gelieferten Bücher zu falzen und zu heften, fand es weit gerathener und zweckmäßiger, sie zu lesen.

Wenn der Meister ein Buch aus der Werkstatt holen wollte, um es einem Kunden zur verabredeten Zeit fertig gebunden einzuhändigen, so war dasselbe in der Regel noch nicht aus der Heftlade; aber Felix konnte ihm wenigstens auf's Haar sagen, was jedes Kapitel des Buches enthielt, und was sich dafür oder dagegen anführen ließ.

Man wird begreifen, daß dem Meister an dieser Art, seine Bücher behandelt zu sehen, durchaus nichts gelegen war, sondern daß er darin vielmehr einen sein Geschäft störenden Mißbrauch fand.

Als er sich überzeugt hatte, daß er seinen Lehrling weder durch Schläge noch durch Hunger zu einer zweckmäßigeren Behandlung der Bücher veranlassen konnte, beschloß er, der Sache dadurch ein Ende zu machen, daß er ihn aus der Lehre jagte.

Dies geschah, nachdem Felix zwei Jahre in dem Vorhofe des literarischen Paradieses gedient hatte, mit allen Zeichen einer zünftigen Brandmarkung.

Unter den vielen Kenntnissen, die sich der Knabe erworben hatte, befand sich auch die Kenntniß des Umstandes, daß die Bücher nicht blos eingebunden wurden, sondern daß sie auch, und zwar bevor dies geschehen konnte, noch erst gedruckt werden mußten.

Diese Wahrheit bestimmte ihn, die Buchdruckereien der Residenz zu durchlaufen, um sich eine Stelle als Setzer-Lehrling zu erwirken.

Er hatte das Glück, schon bei der dritten An-

frage willkommen geheißen zu werden, weil in der betreffenden Druckerei gerade eine neue Zeitung erscheinen sollte.

Besser konnte es Felix gar nicht treffen. Die Zeitungs-Presse war ihm noch eine terra incognita; und was ihm unbekannt war, erhielt in seinen Augen gleich einen doppelten Werth, weil es ihm Gelegenheit zu ganz neuen Entdeckungen und Erwerbungen gab.

Mit der innigsten Freude und den süßesten Hoffnungen trat Felix seine neue Laufbahn an.

Er wurde abwechselnd dazu verwendet, kleine Brochuren zu setzen, und die Correcturbogen der Zeitung aus der Druckerei in das Redactions-Local zu bringen.

Aber bei beiden Functionen ergaben sich merkliche Uebelstände.

Während Felix das erste Wort der ersten Seite setzte, las er die ganze Seite durch, und zwar mit einer so ausschließlichen Aufmerksamkeit auf den geistigen Inhalt derselben, daß sich in seinem Setzhaken unmittelbar nach dem ersten Worte der ersten Seite gleich das erste Wort der zweiten fand.

Begreiflicherweise konnte weder der Factor der Druckerei noch der Verfasser der Schrift mit den also erzeugten Censurstrichen einverstanden sein; und man fing an, den Lehrling der edlen Setzerkunst für unfähig zu halten.

Das Ueberbringen der Correcturbogen der Zei-

tung erzeugte noch größere Mißstände. Denn Felix brauchte zu dem nur fünf Minuten langen Wege regelmäßig eine halbe Stunde, weil er es vor seinem wissenschaftlichen Gewissen nicht verantworten zu können glaubte, den Zeitungsbogen abzugeben, ohne ihn genau durchgelesen zu haben.

Außerdem war in der ganzen Druckerei kein Manuscript vor ihm sicher. Er stahl zwar keines dieser Heiligthümer einer Druckerei; allein er machte sie allabendlich, wenn das Local geschlossen wurde, zum Gegenstande einer Zwangsanleihe, aus welcher er während der Nacht die Interessen für sich selbst zu ziehen wußte.

Alle diese Ungehörigkeiten ertrug man ein Jahr lang. Dann aber erklärte man dem Knaben, daß Nichts aus ihm werden könne, und daß er die Lehre zu verlassen habe.

Felix fand sich dadurch nicht sehr niedergeschlagen. Denn er hatte bereits die Erfahrung gemacht, daß die Bücher, wenn sie gedruckt waren, Anspruch darauf erhoben, verkauft zu werden, ein Umstand, welcher die reizenden Etablissements, so da Sortimentsbuchhandlungen heißen, in's Leben gerufen hat.

Nachdem Felix drei Tage lang in der Residenz umhergelaufen war, hatte er sich eine Stelle in einer Sortimentsbuchhandlung erobert.

Jetzt schwamm er in einem Wonnemeere, dessen süße Wogen den Namen Novitäten führten. Ein

einziger Umstand nur trübte sein Glück: Auf dem Titel der meisten pro novitate anlangenden Bücher stand die neidische Bemerkung: „Aufgeschnittene Exemplare werden unter keinen Umständen zurückgenommen.“ —

Doch Felix wußte auch über diese Barrière hinweg zu kommen, indem er sich sagte, daß bei den verkauften Büchern das Aufschneiden nicht schaden könne, und bei den unverkauften, welche erst nach Jahresfrist remittirt werden mußten, der durch das Aufschneiden angerichtete Schaden erst nach Verlauf eines Jahres an's Tageslicht kam.

Wie wenig fiel aber das Schicksal, welches seiner alsdann harrte, in's Gewicht gegen die außerordentlichen Genüsse, die ihm ein einjähriges Studium der Novitäten versprach! —

Man sieht, der wissenschaftliche Durst hatte Felix bereits auf die Bahn des Verbrechers geführt. Er setzte sich schon der Gefahr einer bürgerlichen Strafe aus, um seinen Trieb zu befriedigen.

Demgemäß schnitt Felix alle Novitäten, die ihm unter die Hände kamen, ohne alle Gewissensbisse auf und verschlang ihren Inhalt.

Sein Verbrechen sollte glücklicherweise unentdeckt bleiben. Es war zu der für alle Verlagsbuchhandlungen so schweren Zeit der Remittenden-Sündfluth, als Felix mit einem Auftrage nach einer der größten Antiquariats-Buchhandlungen der Residenz

geschickt wurde. In den Sälen dieses Etablissements, die mit Büchern aller Zeiten, Völker und Fächer vollgestopft waren, ging ihm ein neues Licht der Erkenntniß auf. Hier oder nirgends war die ihm vom Schicksale angewiesene Stelle! —

Als der Principal der Handlung das große Interesse bemerkte, welches Felix für seine Schätze an den Tag legte, kam ihm eine vortreffliche Idee.

Er befand sich grade in der Nothwendigkeit, einen Catalog seines gesamten Lagers aufnehmen zu lassen, und hatte sich schon unter der Hand nach einem dazu brauchbaren Individuum umgesehen. Felix erschien ihm als ein solches. Er stellte seinen Antrag, indem er sich bemühte, dem jungen Menschen die große Kluft auseinander zu setzen, welche zwischen einem Sortimentshändler und einem Antiquar besteht, indem der erstere die Geistesproducte, wie ein Commissionair, nur nach Vorschrift Anderer, der letztere aber als eigenthümlicher Besitzer nach eigener Werthschätzung verkaufe; woraus der Principal folgerte, daß bei dem literarischen Tempelbau der Sortimenter nur als Handlanger, der Antiquar aber als Richtmeister fungire. —

Es hätte bei Felix dieser langen Auseinandersetzung durchaus nicht bedurft, um ihn sofort zu bestimmen, in das Geschäft des Antiquars einzutreten. Er fand sich noch desselbigen Tages mit seinem frühern Principale ab, trat in das neue Dienstverhält-

niß ein und ließ die frevelhaft aufgeschnittenen Remittenden ruhig ihren Krebsgang gehen.

9.

Zwei Bibliomanen.

Jetzt war Felix durchaus in seinem Elemente. Um den Catalog nach Fächern gehörig zu ordnen, dazu erschien es dem neuen Commis durchaus unzureichend, blos die Titel der resp. Bücher zu lesen. Nein! er mußte auch von dem Inhalte Kenntniß nehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß bei einem so gründlichen Verfahren der Catalog in Ewigkeit nicht zu Stande käme.

Zum Glück für Felix hatte der Antiquar außer seinen Büchern noch einen Schatz, der ihn ersichtlich noch mehr interessirte.

Dies war eine sehr verführerische Opernsängerinn, welche es — natürlich wegen bloßer Cabale — nie über die Chorpartieen und kleinen Rollen hinaus bringen konnte, und deshalb den verzweifelten Entschluß faßte, die Hand ihres Anbeters anzunehmen.

Es gab also in dem neuen Geschäfte, dem Felix jetzt angehörte, schon nach drei Monaten einen Brautstand, welcher Anstands halber ein halbes Jahr dauerte, dann die bewußten Flitterwochen, welche sich

auf ein Jahr ausdehnten, endlich die Zeit der ehelichen Reaction, welche wiederum ein Jahr in Anspruch nahm; und zuletzt die Katastrophe der Scheidung, die mit allen ihren Vorbereitungen, Vorgängen und Nachwehen — oder besser gesagt: Nachfreuden — abermals ein Jahr in den Schooß der Zeiten vensenken mußte.

Während dieser Periode von beiläufig vier Jahren hatte der Antiquar nicht die geringste Muße, sich für die Angelegenheit des Catalogs zu interessiren; und man kann sich denken, in welcher Weise Felix die ganze Zeit benutzt hatte. —

Er konnte mit einundzwanzig Jahren als ein lebendes Universal-Lexikon gelten. Und doch gab es in der ganzen Welt keine Seele, welche von dem wissenschaftlichen Schatze, den Felix sich eingesammelt, die geringste Ahnung gehabt hätte.

Wie wäre dies auch möglich gewesen, da der Jüngling wie ein Klosterbruder in seiner Zelle lebte, mit Niemandem Umgang pflog, keine Gesellschaften besuchte und sich durch kein Vergnügen von seiner Lieblingsbeschäftigung abziehen ließ?!

Er hatte bei diesem gierigen Aufsammeln von Kenntnissen aller Art noch immer keinen bestimmten Zweck für das Leben, sondern folgte dabei wie früher dem bloßen instinctiven Triebe.

Denn noch kannte er das Leben gar nicht; noch waren ihm bei seinem Streben nicht einmal die An=

forderungen maßgebend gewesen, welche der Körper an die Sorge des Geistes macht.

Er hatte bisher so wenig für seinen Lebensunterhalt gebraucht, daß er noch ganz im Unschuldigen war über den Werth des Geldes.

Bald sollte er indeß auch in dieser Beziehung ein Eingeweihter werden.

Einst wurde der Handlung eine große vielbändige Encyclopädie der Wissenschaften zum Kauf angeboten. Es war ein außerordentlich schätzbares Werk; und der Principal zahlte dafür den enormen Preis von zweihundert Thalern.

Von dem Augenblicke an, da dieses Werk in den Reihen des Antiquariums stand, hatte Felix keine ruhige Stunde mehr. Ein solches Buch zu besitzen, welches die Gesamtheit des menschlichen Wissens umfaßte, erschien ihm als das größte Glück der Welt.

Es genügte ihm nicht, daß er das Werk jeden Augenblick zur Benutzung hatte; er sehnte sich nach dem Bewußtsein, daß es sein Eigenthum sei, um so mehr, als es jeden Augenblick wieder verkauft und ihm so für immer entzogen werden konnte.

Das Verlangen nach dem Besitze des Werkes wurde endlich so heftig, daß Felix Tag und Nacht darauf sann, es zu befriedigen; und daß die Sehnsucht danach in ihm förmlich Manie ward.

Man wird begreifen, daß Felix nicht die Mittel

besaß, das Werk zu kaufen. Er kam daher auf den natürlichen Ausweg, es zu stehlen.

Jeden Abend, wenn er das Geschäftslocal verließ, nahm er einen Band des Werkes heimlich mit, um ihn in seinem außer dem Hause des Principals belegenen Wohnzimmer zu verbergen.

Als er auf solche Weise das ganze Werk translocirt hatte und es in seiner Behausung, numerisch geordnet, in einer Reihe vor sich stehen sah, fühlte er sich glücklicher als ein Geizhals vor seiner Kiste voll Gold. Ueber das Verbrechen, mittels dessen er sich dieses Glück bereitet hatte, fühlte er seltsamerweise nicht die geringsten Gewissensbisse; und eben so wenig dachte er an die Zeit, da der Diebstahl entdeckt werden konnte.

Hätte er daran gedacht, so wäre nichts natürlicher gewesen, als daß er seine Entlassung aus dem Geschäft genommen und sich mit seinem Schatze in eine andere Stadt geborgen hätte. Allein der Rausch des Glückes, in welchem er sich befand, raubte ihm ganz und gar den Sinn für Ursache und Wirkung desselben.

Doch die Entdeckung seines Verbrechens blieb nicht lange aus. Das fragliche Werk wurde von Jemand zu kaufen gesucht; und da der Principal wußte, daß er es besaß, so machte er sehr einfach und leicht die Entdeckung, daß es ihm entwendet sei.

Der Verdacht fiel zunächst auf Felix. Man durch-

suchte von Polizei wegen seine Wohnung, und das corpus delicti wurde gefunden.

Es lag ihm nun freilich die Ausrede sehr nahe, daß er das Werk blos leihweise auf sein Zimmer genommen habe, um es mit Muße durchzustudiren. Allein sonderbarerweise bediente sich Felix dieser Ausrede nicht. Es schien, als habe ihn das Schicksal, sein Kleinod verloren zu haben, in eine verzweiflungsvolle Resignation versetzt.

Als ihn der Untersuchungsrichter, der mit dieser Art von Verbrechern einiges Mitleid zu empfinden schien, ausdrücklich fragte: ob er das Werk nicht vielleicht ohne die Absicht, es für sich zu behalten, zum bloßen Durchlesen nach Hause gebracht und den Entschluß gefaßt habe, es später wieder zurück zu bringen, — entgegnete Felix mit verzweifelnder Geberde, aber ganz ruhiger Stimme:

„Nein! ich habe es genommen, weil ich es besitzen wollte und kein Geld hatte, es mir zu kaufen!"

„O dieses Geld!" fügte er bitteren Tones hinzu.

Er hatte zum ersten Male in seinem Leben die Erfahrung gemacht, daß das Geld ein Wesen sei, dessen Nichtbesitz den hochstrebendsten Geist zum Sclaven niederer Seelen machen konnte! —

Felix wurde wegen Diebstahls unter erschwerenden Umständen zu einer dreijährigen Gefängnißstrafe verurtheilt.

In höchst naiver Weise stellte er nach gefälltem

Spruche an das Gericht die Bitte, ihn zu sechsjährigem Kerker zu verdammen, aber ihm dafür das gestohlene Gut zu lassen. Allein das Gericht wies dies Ansinnen mit Indignation zurück.

Der Fall war im Gesetz nicht vorgesehen.

Indessen zeigte sich das Schicksal gegen den unglücklichen Jüngling weit rücksichtsvoller, als das Gesetz. Es machte ihn im Gefängnisse zum Stubengenossen eines Mannes, der ebenfalls — nur in weit fürchterlicherer Art — das Opfer der Büchermanie geworden war.

Diese Manie hatte den bereits sechszigjährigen Greis zu einem Todtschlage verleitet, und er war dafür zu lebenswierigem Kerker verurtheilt worden.

Wegen der mildernden Umstände, die bei seinem Verbrechen obgewaltet hatten, und wegen der Untadelhaftigkeit seines ganzen früheren Lebens, war seine Gefangenschaft außerordentlich milde; und man hatte ihm sogar gestattet, seine ganze, aus den seltensten und kostbarsten Büchern bestehende Bibliothek in seinen Kerker mitzunehmen, damit er sein Leben im Kreise seiner Lieben beschließen könnte.

Man wird sich von selbst denken, welcher Art das Verhältniß der beiden Kerkergenossen zueinander wurde. Es waren noch nicht acht Tage verflossen, da bestand zwischen dem Greise und dem Jünglinge ein Band, wie es sich zwischen Vater und Sohn nicht inniger vorstellen ließ.

Hier erschloß sich für Felix eine neue Welt. Je weniger er in dem Reiche des Wissens noch neue Momente zu sammeln hatte, desto neuer und reichhaltiger war das Gebiet der Lebenserfahrungen, welches der Greis nach allen Richtungen hin durchwandert hatte, und jetzt dem gierigen Blicke des Jünglings mit liebender Bereitwilligkeit eröffnete.

Felix, der das Leben noch so gar nicht kannte, lernte es hier in den engen Wänden eines Gefängnisses auf's genaueste kennen durch den Spiegel, den ihm sein väterlicher Freund in jedem seiner Worte darbot.

Eben so gewann Felix das, was ihm bisher noch gänzlich gefehlt hatte, nämlich die Gelegenheit zum Ideenaustausch mit einem denkenden Geiste, also gewissermaßen einen Schleif- und Probirstein, an welchem sich die Resultate seiner außerordentlichen Denkkraft eben so wohl läutern wie erproben ließen, wodurch sie alsdann vor der größten Gefahr denkender Köpfe, der Einseitigkeit, bewahrt blieben.

Außerdem aber schöpfte der Jüngling aus der innigen Genossenschaft mit dem Greise für den Schatz seiner materiellen Kenntnisse noch einen bedeutenden Vortheil. Bis dahin war ihm das Gebiet der fremden Sprachen noch so gut wie verschlossen gewesen. Er hatte sich zwar mit dem Latein und Griechischen so weit vertraut gemacht, wie dies aus dem Bücherstudium möglich war, hatte sich auch in derselben

Art und Weise die Elemente des Französischen und Englischen angeeignet. Allein im Gegensatze zu der Gründlichkeit, die alle seine anderen Kenntnisse auszeichnete, war er im Bereiche der Sprachwissenschaft gewissermaßen Stümper geblieben.

Dies nahm jetzt ein Ende.

Der Greis war nicht nur ein vollendeter Sprachkenner, sondern auch ein leidenschaftlicher Sprachforscher, und ein großer Theil seiner Büchersammlung bestand aus Werken, die den alten klassischen und den neueren orientalischen Sprachen angehörten. Außerdem sprach er das Französische, Englische, Italienische und Spanische mit einer seltenen Fertigkeit, wozu seine vielfachen Reisen in Europa und dem Orient das Meiste beigetragen hatten.

Natürlich also, daß das Sprachstudium, respective der Sprachunterricht die meiste Zeit der beiden Gefangenen ausfüllte; und bald kam es so weit, daß für jeden Wochentag eine besondere Sprache festgesetzt wurde, in welcher die Unterhaltungen und Mittheilungen der beiden Kerkergenossen stattfinden mußten.

Brauchen wir noch ausführlich darzuthun, wie allumfassend der Geistesreichthum des Jünglings während seiner dreijähriger Gefangenschaft geworden war? Und wird man es nicht begründet finden, wenn wir behaupten, daß Felix das Gefängniß als ein wirkliches Universalgenie verließ?!

Denn die Zeit war endlich herangekommen, da

er mit der Wiedererlangung seiner Freiheit den gefundenen väterlichen Freund wieder verlieren sollte.

Der Schmerz dieser Beiden über die Trennung war gleich groß. Denn wenn er bei Felix gemildert wurde durch die Aussicht auf die Freiheit, welche unter allen Umständen ein kostbares Gut bleibt, so wurde er bei dem Greise abgeschwächt durch das süße Bewußtsein, sein Selbst in einem so hoch bevorzugten Geiste, wie der des Jünglings war, wiedergezeugt und für die Welt wiedergeboren zu haben.

Das war der Zeitpunkt, welcher ihm das Gefühl eingab, genug gelebt zu haben.

Es war demnach auch seine Ueberzeugung, daß er nach dem Abschiede seines theuren Sohnes sich ruhig zum Sterben niederlegen werde.

Daher nahmen die Unterredungen der letzten Tage den Charakter von Ermahnungen und Fingerzeigen an, wie sie ein sterbender Vater seinem Sohne auf den Weg des Lebens mitgiebt.

Die letzte Sonne, welche die Beiden vereint sehen sollte, war bestimmt, eine eigenthümliche Abschiedsfeier zu beleuchten. Der Alte, der im Leben ganz allein stand, machte sein Testament, indem er Felix zum alleinigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte.

Dies ganze Vermögen bestand in seiner Bibliothek.

„Nimm dein Erbe gleich mit, mein Sohn," sprach

der Greis, indem er den Jüngling zur Stunde des Scheidens umarmte; „ich werde jetzt nichts mehr lesen als das kleine Werk, das mich hierher geführt, und das mich, im Sarge unter meinem Kopfkissen liegend, auch wieder hinwegführen soll. Bis zu meinem letzten Augenblicke wird es grade reichen!"

Es war ein in chaldäischer Sprache geschriebenes Manuscript: die Erklärung der Apokalypse. —

Felix war in Thränen aufgelös't. Kein Wort konnte aus seinem Herzen den Durchgang zu seinen Lippen finden.

Der Gefangenwärter mußte ihn an der Hand aus dem Kerker ziehen, in welchem er die glückseligste Zeit seines Lebens genossen hatte.

Als er in dem Zimmer eines Gasthauses angelangt war und sich noch einige Zeit seinem stummen Schmerze überlassen hatte, brachte ihm ein Lastträger das Vermächtniß seines väterlichen Freundes.

Er warf sich mit blutendem Herzen auf diesen einzigen Schatz, den er je in der Welt besessen, und weinte. —

Drei Tage darauf war der Alte todt. — —

10.

Ein Universalgenie.

Nachdem Felix der Vormundschaft des Zuchthauses entgangen war, die wenigstens das Gute gehabt hatte, für seine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen, fing er an einzusehen, daß er sich nach Mitteln für seinen Lebensunterhalt umthun müsse.

Seltsamerweise fiel er durchaus nicht darauf, daß seine außerordentlichen Kenntnisse ihm diese Mittel verschaffen könnten; und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir sagen, daß ihn dieser negative Instinct ganz richtig geleitet hatte.

Denn um jene Kenntnisse in irgend einer Art zu verwerthen, dazu wäre es nöthig gewesen, daß Felix irgend ein Amt oder eine Stelle gehabt hätte, sei es bei einer Behörde, einer Schulanstalt oder sonst einem öffentlichen, gemeinnützigen Institute.

Allein wo hätte der aus dem Gefängnisse entlassene Sträfling eine solche erhalten? Ganz abgesehen davon, daß dergleichen Stellen überall stets zur Genüge besetzt und noch nebenbei von einer dreifachen Zahl von Expectanten belagert sind.

Es ist wahr, die Kenntnisse und Fähigkeiten des jungen Mannes überstiegen die aller Bewerber um's Zehnfache; allein für alle jene Stellen brauchte man eben nur die wenigen speciellen Kenntnisse, welche

Diejenigen besaßen, die sich um sie bewarben. Es war sogar anzunehmen, daß ein mit größeren, umfassenderen Fähigkeiten begabter Mensch nicht einmal willkommen erschien, da er sehr leicht die Höherstehenden verdunkeln konnte.

Alle diese Erwägungen blieben zwar Felix fremd, da er — wie gesagt — instinctmäßig nicht einmal daran dachte, von seinen Kenntnissen die Begründung seiner Existenz zu verlangen. Indeß waren sie nichtsdestoweniger richtig, wie die Erfahrungen seines spätern Lebens bewiesen.

Für jetzt dachte der junge Mann nur daran, seinen Lebensunterhalt da anzuknüpfen, wo er durch seine Einsperrung abgerissen worden war.

Er durchlief die Stadt, um sich eine Stelle als Commis in einer Buchhandlung zu suchen. Allein überall forschte man nach seiner bisherigen Condition, und da diese Recherche zu der Thatsache führte, daß man es mit einem entlassenen Zuchthäusler zu thun habe, so schlossen sich die Herzen und Thüren vor ihm zu. Felix hatte es noch als eine besondere Artigkeit zu betrachten, wenn er von einem Prinzipal mit den Worten abgewiesen wurde: „Es thut mir leid, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können."

„Oho," dachte Felix endlich; „die Sache fängt denn doch an, mir sehr bedenklich zu werden. Wenn ich darum, weil ich ein Vergehen begangen und dies

nun rechtmäßig abgebüßt habe, keine Gelegenheit mehr finden soll, mich durch Arbeit zu erhalten, so wäre es unstreitig weit vernünftiger gewesen, wenn man mich für mein Vergehen gleich zeitlebens eingesperrt oder — um sich eines unnützen Kostgängers zu entledigen — kurzweg hingerichtet hätte! — Was wird mir nun übrig bleiben? Entweder mir das Leben zu nehmen, um aller Sorge mit einem Male entledigt zu sein, oder ein neues Verbrechen zu begehen, um von Staatswegen den Lebensunterhalt zu finden. — Doch, handeln wir nicht zu schnell," fügte er mit seinem noch nicht ganz erstickten sorglosen Humor hinzu; „es giebt vielleicht noch einen dritten Weg. Wenn ich — wie man so sagt — in die weite Welt ginge!"

In die weite Welt!

Wie leicht spricht sich dies aus! Aber ist es denn auch leicht gethan?

Und wird es in der weiten Welt besser sein als in der Heimath? Wird man in der weiten Welt nicht überall Menschen finden mit ihren Vorurtheilen, ihren Dummheiten, ihrem Egoismus, ihren Ameisensorgen und ihrem Pygmäen-Hochmuth?! Wird es in der weiten Welt irgend einen Fleck geben, wo das Geld nicht Alles und der Geist nicht Nichts ist?!

Felix hatte die Erfahrung noch nicht gemacht, welche die Quelle dieser Gedanken sind. In der Illusion, die das schöne Vorrecht der Jugend ist, glaubte

er, es müsse da, wo er nicht war, besser sein als da, wo er das Uebel des Daseins empfand.

Eben als er überlegte, wohin er seine Schritte lenken sollte, erschien der Wirth des Hauses, in welchem er eine vorläufige Unterkunft gefunden, mit der Versicherung, daß es ihm leid thue, ihn zur Räumung des Zimmers veranlassen zu müssen, da ein anderer Miether dasselbe schon früher bestellt habe.

Der eigentliche Zweck dieser Bemerkung war indeß der, den jungen Mann zur Bezahlung seiner Rechnung zu veranlassen, die sich die Woche hindurch bei aller Frugalität ihres Urhebers auf sieben Thaler angesammelt hatte.

Felix aber besaß keinen Groschen!

Dabei war er noch so naiv, den Wirth über diesen Zustand seiner Börse vollständig in's Klare zu setzen, was die sehr natürliche Folge hatte, daß der Wirth einen prüfenden Blick auf den Stoß Bücher warf, der sich auf dem Tische befand, um zu berechnen, wie viel sich — das Pfund zu zwei Groschen genommen — aus diesem Besitzthum seines Schuldners würde herausschlagen lassen.

Das Resultat dieser Inspection fiel dahin aus, daß der Wirth dem jungen Manne erklären konnte, er wolle dessen Bücher für den Betrag der Rechnung annehmen.

Bei diesem Vorschlage stürzte Felix mit der Behendigkeit und Kampfwuth eines Tigers auf

seinen Schatz zu und rief, ihn mit dem Leibe deckend:

„Eher werden Sie mir das Herz aus dem Leibe reißen und zu Thalern ausmünzen können, ehe Sie ein einziges Blatt dieses Schatzes erhalten!" —

Der Wirth begriff eine solche Tollheit absolut nicht; aber sie flößte ihm eine Art ehrfurchtsvoller Scheu ein.

Indeß war diese Scheu doch nicht stark genug, seinen finanziellen Sinn zu ersticken. Als dieser daher nach einigen Secunden wieder die ihm in den Augen jedes Gastwirths gebührende Oberhand gewonnen hatte, fragte er:

„Aber womit wollen Sie denn Ihre Rechnung bezahlen, armer junger Mann?"

Die Anrede „armer junger Mann" deutete nicht etwa auf eine Regung des Mitleids hin, die sich in dem Herzen des Gastwirths eingefunden; sondern sie war blos ein Nothbehelf, um mitten hindurch zu schlüpfen zwischen dem Ausdruck der Achtung, die jeder Wirth einem zahlfähigen Gaste zollt, und dem der Verachtung, mit der er geldlose Schuldner zu behandeln ein unbestreitbares Recht zu haben glaubt.

Felix hatte ihm ein wenig imponirt; und der Wirth suchte dies dadurch wett zu machen, daß er ihm in Wort und Ton die große sociale Kluft zeigte, welche zwischen einem Gläubiger und einem Schuldner herkömmlicherweise besteht. —

Als sich Felix in die Nothwendigkeit versetzt fand zu erklären, womit er seine Rechnung bezahlen wolle, — kam ihm zum ersten Male der Gedanke: ob es nicht möglich sei, seine Kenntnisse zu verwerthen. Er hatte an demselben Morgen in einer Zeitung die in deutscher und französischer Sprache verfaßte Empfehlung eines Hôtels erster Klasse gelesen.

„Hören Sie mich an," sagte er zum Wirth. „Ich will Ihnen für den Betrag meiner Rechnung eine empfehlende Annonce Ihres Gasthauses in sieben Sprachen schreiben: deutsch, französisch, englisch, italienisch, spanisch, polnisch und arabisch. Die können sie alsdann in die Zeitung einrücken lassen."

Der Wirth lachte ihm in's Gesicht.

„Wissen Sie, junger Mann," entgegnete er mit einer Protectormiene, „daß dies sehr lächerlich, ja, ja, sehr komisch ist?! Leute, die bei mir einkehren, sind froh, wenn sie deutsch lesen können. — Aber da fällt mir etwas ein. Wenn Sie so viele schnakische Sprachen verstehen, so könnte Ihnen geholfen werden. Einer meiner Collegen, der einen großen Gasthof besitzt und ihn Hôtel de l'Europe genannt hat, weil dies vornehmer klingt als „Europäischer Hof," suchte vor kurzem einen Lohnlakaien, der französisch, englisch und italienisch spricht, damit er die bei ihm einkehrenden Ausländer in der Stadt umherführen könne. Wenn Sie Sich dort anböten, so wäre es vielleicht möglich, daß man Sie brauchen

könnte. — Ihre Bücher lassen sie alsdann so lange bei mir in Pfand, bis Sie von Ihren Trinkgeldern die kleine Rechnung bezahlt haben.

Felix fand den Vorschlag nicht so übel. Er begab sich sogleich zum Eigenthümer des Hôtel de l'Europe und brachte sein Diensterbieten an.

Die Stelle war bereits besetzt.

Als er wieder zu seinem menschenfreundlichen Wirthe zurückkam, fand er sein Zimmer verschlossen, und man bedeutete ihn, daß er seine Sachen holen könne, sobald er seine Rechnung bezahlt habe.

Felix gerieth in eine an Verzweiflung grenzende Wuth. Wie er ging und stand, besaß er buchstäblich nicht einen Groschen; und ganz abgesehen davon, daß er seinen Hunger befriedigen mußte, der sich als unabweisbarer Mahner meldete, so lag ihm die ihn noch heiliger dünkende Pflicht ob, seinen Bücherschatz zu retten.

Er verlangte dringend, den Wirth zu sprechen.

Der Wirth war nicht zu Hause, wie es hieß. — Ein Mensch, der da weiß, daß man ihm in Geldangelegenheiten eine Bitte vorzutragen hat, ist nie zu Hause.

Man denke sich in die Lage des jungen Mannes, und man wird nur einen schwachen Begriff von seinem Zustande haben. Denn auch die stärkste Einbildungskraft ist nicht mächtig genug, die ganze Gräßlichkeit einer solchen Situation künstlich zu er-

zeugen, weil dazu stets noch das an Allem verzweifelnde Herz gehört, was man sich durch die Einbildung nicht schaffen kann.

Da Felix einmal auf den Gedanken gerathen war, seine Kenntnisse zu verwerthen, so kam er beim Aufsuchen von Auswegen immer wieder darauf zurück.

Aber überall erschien ihm der Mangel an Geld als ein unbesiegbares Hinderniß.

Jetzt wurde der Ehrgeiz seines Geistes rege.

Sollte dies Wesen, das man Geist nennt und als einen Theil der Gottheit bezeichnet, wirklich so erbärmlich sein, um sich nicht über die Macht eines elenden Stückes Gold erheben zu können?!

Felix trat in eine Papierhandlung ein und fragte den Besitzer, ob er ihm einen Bogen Papier schenken und Feder und Tinte leihen wolle.

Der Kaufmann sah den jungen Menschen mit verwundertem Gesichte an, sprach keine Sylbe, gab ihm aber das Verlangte hin.

Auch die nachgesuchte Erlaubniß, an dem Comtoirtisch einige Zeilen schreiben zu dürfen, wurde dem Bittenden in derselben Weise gewährt.

Felix schrieb folgendes Stelle-Gesuch:

„Ein junger Mann im Anfange der zwanziger Jahre sucht eine seinen Fähigkeiten angemessene Stelle. Er spricht alle gangbaren fremden Sprachen, sogar mehre orientalische; er besitzt eine genaue und ausgedehnte Kenntniß der Literatur, der

schönen Künste und sämtlicher Unterrichtszweige, namentlich der Geschichte, Geographie, Naturkunde, Mathematik, Astronomie &c.; er ist bewandert in allen Branchen der Philosophie, in der Logik, Metaphysik, Ontologie, Kosmologie, Aesthetik, Dikäologie, Ethik, — eben so im ganzen Gebiete der Anthropologie, der Anatomie, Physiologie und Psychologie, — endlich in der gesamten Cameral- und Polizeiwissenschaft mit Einschluß der Diplomatik. Außerdem ist er theoretisch gebildet durch das Studium der Theologie, Jurisprudenz und Medicin, der Kriegs-, öconomischen- und Handelswissenschaften. — Seine Ansprüche sind gering. Sie gehen nicht über die Bestreitung seiner nothwendigen Lebensbedürfnisse hinaus. — Offerten bittet er im Intelligenz-Comtoir unter dem Namen Felix niederzulegen."

Mit diesem zu Papiere gebrachten Gesuche begab sich Felix in das Intelligenz-Comtoir der Residenz. Er legte es dem Buchhalter vor mit der Bitte, es in die nächste Nummer des Intelligenzblattes aufnehmen zu wollen.

Der Buchhalter las die Annonce durch, schüttelte verwundert das graue Haupt, zählte die Sylben ab, machte eine kurze Multiplication und sagte alsdann: „Einen Thaler und vier Groschen!"

Auf diese Bemerkung war Felix vorbereitet.

„Mein Herr," nahm er das Wort, „würden Sie mir die Insertions-Gebühr nicht creditiren

können, bis ich die Stelle gefunden habe, die ich suche?"

„Sie scherzen wohl, junger Mann," entgegnete der Buchhalter, indem er seine Brille von der Nase zur Stirn hinauf schob und den seltsamen Inserenten mit mißtrauischem Blicke betrachtete.

„Ich — scherzen?" erwiederte dieser. „Ist wohl ein Mensch zum Scherzen aufgelegt, der, wie ich, genöthigt war, sich das Blatt Papier zu dieser Annonce zu erbetteln, weil er nicht genug Geld besaß, um es zu bezahlen?"

Offenbar gedachte Felix, mit diesem Bekenntniß zu imponiren. Der gänzliche Mangel an Geld bei dieser Menge von Kenntnissen sollte Eindruck machen.

Felix kannte die Menschen nicht. Sonst hätte er gewußt, daß ihnen nur Eines imponirt: Der Besitz von Geld, nie und unter keinen Umständen aber der Mangel. —

Der Buchhalter machte eine spöttische Miene.

„Diese ganze Annonce," sagte er weise, „ist wohl nur auf einen Scherz berechnet, so was man in der Zeitungsterminologie einen „Puff" nennt. Denn wer alle diese Kenntnisse und Fähigkeiten wirklich besitzt, die Sie da aufgezeichnet haben, muß nothwendigerweise so viel Geld verdienen, wie Crösus besaß. Den Mann werden Sie ja wohl kennen, da Sie in der Geschichte so sehr bewandert sind."

Und gleichsam, als wenn diese hämische Bemer-

kung von einem so schlagenden Witze gewesen wäre, daß sie gar keine Entgegnung mehr zuließ, wandte sich der Buchhalter an ein eben herzu getretenes Dienstmädchen, um der von ihr abzugebenden Annonce seine fernere Aufmerksamkeit zu widmen.

11.

Zwei Friedrichsd'ors Belohnung.

Felix hatte die Zähne aufeinander gebissen, wie er immer that, wenn eine Dummheit ihn ärgerte. Die suffisante Behauptung des Buchhalters, die durch sein Beispiel so schlagend widerlegt wurde, erschien ihm als eine solche Dummheit; und er hatte noch nicht Lebenserfahrung genug, um zu wissen, daß diese Dummheit eine sehr verbreitete im Leben ist.

„Also, Sie werden die Annonce nicht aufnehmen?" fragte er den Buchhalter.

„Unmöglich!" erwiederte dieser, ohne sich in der neuen Zeilenberechnung stören zu lassen; „es ist in unserm Geschäft nicht Brauch, zu creditiren."

In diesem Augenblicke legte er dem Dienstmädchen die abgegebene Annonce wieder vor, um sich die unleserlich geschriebene Adresse genau angeben zu lassen.

Die Blicke Felix' wurden von der Ueberschrift dieser Annonce angezogen; denn sie lautete:

„Zwei Friedrichsd'ors Belohnung."

Schnell übersah er die Annonce selbst. Es hatte sich ein kleiner schwarzer Wachtelhund, auf den Namen Lili hörend, verlaufen; und dem Ueberbringer wurde die obige Belohnung zugesichert.

Das Dienstmädchen gab die Adresse an: Miß Anna Edwards, Prinzenstraße, **Hôtel d'Angleterre** Nummer 3.

„Vermuthlich eine englische alte Jungfer," dachte Felix, indem er das Comtoir verließ, „die zwei Friedrichsd'ors für das Wiederbringen eines Geschöpfchens ausgiebt, das in der Welt zu nichts nütze ist, als seiner Herrinn auf dem Schooße zu liegen. — Ob sie wohl sieben Thaler ausgeben würde, um einen Menschen von meinen Kenntnissen aus seiner verzweiflungsvollen Lage zu retten? — — Ei, machen wir doch einmal den Versuch! Begeben wir uns doch einmal hin in das Palais dieses weiblichen Individuums einer Nation, welche sich so gern die großmüthige nennen läßt! Vielleicht war es der Wink des Schicksals, daß ich diese Annonce zu Gesicht erhielt, ehe sie gedruckt wurde. — — Aber, was will ich da thun?" fragte sich Felix selbst, indem er seine Schritte, die ihn unwillkürlich auf den Weg nach der Prinzenstraße geführt hatten, ein wenig mäßigte. — Ich will betteln! — Philosophisch betrachtet, heißt

dies zwar gar nichts. Denn von der Wiege bis zum Grabe bettelt jeder Mensch jeden Tag. Ob man bei einem Reichen um ein Stück Geld, oder bei einem Gebietenden um ein wenig Gunst, oder bei einem Weibe um ihre Liebe, oder bei Gott um alles Mögliche bettelt; — das ist im Grunde genommen ganz gleiche Bettelei. Thatsache ist, daß man um das bettelt, was man zu erhalten wünscht, ohne die Fähigkeit und die Mittel zu haben, es sich nach den Regeln des socialen Verkehrs zu erwerben. — — — Doch nein!“ unterbrach Felix seinen Ideengang. „Es giebt manche Dinge, die philosophisch ganz unanfechtbar sind, und die dennoch im Verhältnisse zum wirklichen Leben den Werth einer Wahrheit verlieren. Von dem Augenblicke an, da ich bettle, gebe ich der menschlichen Gesellschaft das Recht, mir zu verweigern; und dadurch gestehe ich ihr zu, daß ich nicht das Recht habe, das zu fordern, was ich nach Maßgabe meiner Erwerbsfähigkeit zu fordern berechtigt bin. Erhalten wir uns also dieses Recht, damit wir befugt sind, da, wo uns die Welt die Mittel zur Existenz gewaltsam entzieht, gegen die Welt einen wohl berechtigten Kampf zu eröffnen!“ —

Wer erkennt nicht in diesem etwas wirren Gedankengange ein bereits von Haß gegen die menschliche Gesellschaft angeregtes Gemüth?

Aber konnte dies wohl ein Wunder sein bei einem so allseitig gebildeten jungen Manne, der in die-

sem Augenblicke bereits die Qualen des Hungers empfand, ohne die geringste Aussicht zu haben, diese gewaltigste Stimme der Natur, die schon so manchmal eine Todesstimme geworden ist, zu beschwichtigen? —

Der gewöhnliche Mensch, dessen Geist nicht hinaus reicht über die beschränkte Sphäre seines materiellen Seins, wird von der Noth nur seinen Scharfsinn angestachelt finden, um — sei es selbst auf dem Wege des Verbrechens — die Mittel aufzusuchen, dieser Noth abzuhelfen.

Der geistig erhabene Mensch aber wird durch eine solche Noth in jenem Scharfsinne eher abgestumpft und dagegen in einen finsteren Haß gegen die Menschheit versenkt werden, der oft noch traurigere Früchte trägt, als Verbrechen sind.

In diesem Falle befand sich Felix. Es fiel ihm nicht ein, die Summe, deren er für den Augenblick benöthigt war, stehlen zu wollen. Aber er hätte gern sein Leben hingegeben für die Möglichkeit, der ganzen menschlichen Gesellschaft, welche ihn darben ließ, einen tödtlichen Streich zu versetzen, von dem sie hätte wissen können, daß er von ihm kam.

Als er, über seine Empfindungen brütend, einen Augenblick stehen geblieben war, hörte er das Bellen eines großen Hundes. Er blickte auf und gewahrte einen Newfoundländer, welcher auf ein kleines schwarzes Wachtelhündchen Jagd machte, unstreitig nur in

der geselligen Absicht, sich mit dem Liliputaner der Hundewelt zum Zeitvertreib ein wenig zu belustigen.

Da aber das zarte Wesen die Zärtlichkeit der Großen seiner Race nicht gewohnt sein mochte, so fürchtete es sich davor; und in dieser Furcht suchte es sich der ihm zugedachten Gunst durch die Schnelligkeit seiner Füße zu entziehen.

Es lief gerade auf Felix zu, zwischen dessen Beine es sich, wie um Schutz zu suchen, einklemmte.

Der junge Mann hob das kleine Thierchen sogleich zu sich empor, mehr derjenigen Regung folgend, welche uns zum Beistande des Schwachen gegen den Mächtigen antreibt, als in der Erinnerung an die vor wenigen Minuten gelesene Annonce.

Daher war auch seine erste Handlung mehr darauf gerichtet, den Verfolger seines kleinen Schützlings zu vertreiben, als sich zu überzeugen, ob dieser letztere der verloren gegangene Hund sei, für dessen Wiederbringen man eine Belohnuug von zwei Friedrichsd'ors ausgesetzt hatte.

Da der Newfoundländer in seinem Verlangen nach der Spielgenossenschaft des Wachtelhündchens so beständig war, unsern Felix lustbellend zu umspringen, worüber das kleine Thier von ersichtlicher Furcht erfaßt wurde; so versuchte es Felix, der ohne Stock ging, ihn durch drohende Handbewegungen und entsprechende Ausrufe zu verscheuchen.

Als diese Geberde indeß von dem Newfoundlän-

der mit Verachtung angesehen wurde, bückte sich Felix, wie um einen Stein aufzuheben. Dies half. Denn das Aufheben eines Steines ist für jeden civilisirten Hund eine Demonstration von so überzeugender Gewalt, ein so ganz unbestreitbares Argument menschlicher Ueberlegenheit, daß ihm unmittelbar die Flucht des resp. Hundes folgt.

Erst jetzt dachte Felix an die für sein Schicksal möglicherweise so bedeutsamen Folgen dieses ganz gewöhnlichen Abenteuers.

Er rief das Hündchen, welches zusammengekauert auf seinem Arm lag, mit dem Namen Lili an; und siehe da, das Thierchen reckte sich zu seinem Kinn empor, dies liebkosend beleckend, und mit dem Schwanze wedelnd. Zugleich entdeckte Felix um den Hals des Hündchens ein silbernes Band, auf welchem die beiden Buchstaben A. E. eingravirt waren.

Es unterlag keinem Zweifel, daß er sich im Besitze desselben Thierchens befand, dessen Ablieferung ihm die Summe von zwei Friedrichsd'ors einbringen mußte.

Felix lächelte. —

Aber sein Lächeln war nicht das der Freude über den so unerwartet gefundenen Schatz; es war vielmehr das Lächeln des Hohnes gegen das Schicksal, des Hohnes, dem er, weiter schreitend, durch folgende zu sich selbst gesprochenen Worte Ausdruck gab:

Also ist es wahr, daß das Schicksal ein unge=

rechtes, dämonisch waltendes und boshaft neckendes Wesen ist! Die Errungenschaften einer in unermüdlicher Lernbegierde und rastloser Thätigkeit verbrachten Jugend waren nicht fähig, mir nur ein einfaches Mittagsbrot zu verschaffen; — und die Liebhabereilaune eines Weibes, verbunden mit einem lächerlichen Zufalle, setzen mich binnen zehn Minuten in den Stand, das Mahl eines Lucull zu halten!"—

Inzwischen war doch nichts natürlicher, als daß Felix seinen Weg nach dem Hôtel d'Angleterre nahm und sich dort zu dem Zimmer Nr. 3 weisen ließ.

Miß Anna Edwards war zu Hause.

Sie saß an einer Staffelei und malte, als Felix eintrat.

Kaum hatte dieser die Thür geöffnet, so sprang Lili von seinem Arm herab, stürzte sich in wahnsinniger Freude auf seine Herrinn zu, erreichte mit einem Satze ihren Schooß und erschöpfte sich in den Liebkosungen, mit denen jeder verloren gegangene und wiedergefundene Hund theils seinen Jubel, theils die Bitte um Verzeihung auszudrücken versteht.

Während Miß Anna die Liebkosungen ihres Lieblings erwiederte, überließ sich Felix, stumm an der Thür stehen bleibend, der Betrachtung der einfachen Scene.

Er hatte in der Herrinn des Hundes eine alte Jungfer vermuthet und fand ein junges Mädchen

von erst zwanzig Jahren, deren geistreiches Gesicht ihn noch mehr überraschte als ihre untadelhafte Schönheit.

Sie war nicht allein. Denn am Fenster, in einem elegant gebundenen Buche lesend, saß eine ältliche Dame mit einer Physiognomie, aus der man sofort den Schluß ziehen konnte: sie müsse eine entfernte Verwandte der jungen Miß, Wittwe, arm und dazu bestimmt sein, die Rolle einer Anstandsdame bei Anna Edwards zu spielen.

Da Felix während seiner Betrachtung der Scenerie stumm geblieben war, so fand es Miß Anna endlich angemessen, ihn zu fragen, ohne indeß im mindesten ihre Stellung zu derangiren; vermuthlich, weil der junge Mann in seiner etwas saloppen äußeren Erscheinung nicht zu derjenigen Klasse von Herren zu gehören schien, denen eine Dame die Pflichten geselliger Höflichkeit zu erzeigen hat.

„Nicht wahr,“ sagte sie, ihr Hündchen fort und fort streichelnd, „Sie haben meine kleine Lili aufgefunden und warten auf die versprochene Belohnung?“

„Ich bin dazu genöthigt, Miß,“ antwortete Felix, indem er sichtlich erröthete.

Die junge Dame erwiderte hierauf Nichts, sondern drehte sich zu ihrer Gesellschafterinn um, indem sie sagte:

„Seien Sie doch so gut, Mistreß Jones, dem Manne die zwei Goldstücke zu geben.“

Mistreß Jones sah etwas verwundert auf; denn sie hatte sich bis jetzt durch Nichts in ihrer interessanten Lecture stören lassen.

Da sie indeß mit einem Blicke die Sachlage überschaute, so sagte sie zu Miß Anna auf Englisch:

„Zwei Goldstücke, liebe Miß? Aber wir haben ja das Mädchen mit der Annonce erst vor einer Viertelstunde fortgeschickt. Das kann doch unmöglich schon gedruckt, vertheilt und gelesen sein, woraus denn folgen würde, daß Sie zur Bezahlung der zwei Friedrichsd'ors nicht verpflichtet wären."

„Aber in diesem Falle," entgegnete Miß Anna, gleichfalls in englischer Sprache, „ist es mir unbegreiflich, wie der Mann gewußt haben kann, daß der Hund hierher gehört. Sind wir doch erst drei Tage in der Stadt."

„Vielleicht hat ihm Lili selbst den Weg gezeigt. — O, man hat Beispiele genug von dem bewundernswerthen Ortssinne dieser lieben Thiere! — woraus denn wieder folgen würde, daß wir eigentlich zu gar keiner Belohnung verpflichtet wären."

Man sieht, Mistreß Jones war eine Freundinn von Schlußfolgerungen und besonders von solchen, die sie einer Zahlungsverpflichtung überheben konnten.

„Sie sind unerträglich geizig, meine liebe Mistreß Jones," entgegnete ihr das junge Mädchen lächelnd; „und dadurch erschweren Sie mir die Auf-

gabe, meinen Reichthum zu verwenden, außerordentlich."

„Ah, diese Aufgabe besteht also darin, Ihr unermeßliches Geld auf die Straße zu werfen?"

„Warum nicht? Glauben Sie, daß es dort unbenützt liegen bleiben würde?"

„Nein! Aber es ist unchristlich, Geld und Gut an Verdienstlose zu verschleudern. Einem Jeden nach seinen Werken! lehrt die Schrift. — Und wenn Lili sich allein hierher gefunden hat —"

Die christlich öconomische Dame wurde hier von Felix unterbrochen, indem dieser im besten Englisch wenngleich mit deutschem Accent, die Worte sprach:

„Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich Ihre Discussion unterbreche, um die Lösung der so schwierigen Frage durch eine kurze Bemerkung zu bewirken. Ich erfuhr Ihre Adresse und den von Ihnen beklagten Verlust allerdings durch Ihre Annonce; denn ich befand mich gerade im Intelligenz-Comtoir, als dieselbe einging. Daß mir dort die Aufnahme eines Stellgesuches verweigert wurde, weil ich außer Stande war, die Insertionsgebühr zu bezahlen mag, mir als Rechtfertigung dienen für die vielleicht frevelhafte Hoffnung auf die von Ihnen ausgesetzte Belohnung, trotzdem Ihre Anzeige noch nicht gedruckt und publicirt war. — Wenn Sie Sich indeß" — er wandte sich mit seinen Worten immer directer an Mistreß Jones — „wegen dieses Umstandes der Be-

lohnung überhoben achten, so seien Sie fest überzeugt, ich werde die Gerichte nicht zu Hilfe rufen!"

Felix hatte den ersten Theil seiner Rede mit dem Ausdrucke des Stolzes gesprochen, welcher dem gebildeten und verdienstvollen Armen so natürlich ist, den zweiten Theil aber im Tone ironischen Hohnes.

Miß Anna hatte ihn gleich bei den ersten Worten, die sie aus seinem Munde in ihrer Muttersprache hörte, mit sichtlicher Verwunderung und dann mit einem gewissen Wohlgefallen angesehen, wobei sie sich, wie unwillkürlich, von ihrem Sitze erhob.

Als sich Felix nach seinen letzten Worten umwandte, um die Thür zu öffnen und sich zu entfernen, trat ihm Miß Anna einen Schritt entgegen, indem sie mehr in bittendem als gebieterischem Tone sagte:

„Bleiben Sie, mein Herr, wenn ich bitten darf, und entschuldigen Sie die eigenthümliche Weise meiner lieben Verwandten, die es mit mir gut zu meinen glaubt. — Ich würde mich — nachdem Sie Ohrenzeuge unsers Zwiegespräches waren — schämen müssen, Ihnen noch die Belohnung, von welcher die Rede war, anzubieten. Aber ich darf Sie wohl bitten, in der Eigenschaft eines Darlehns die kleine Summe anzunehmen, welche in dieser Rolle enthalten ist."

Sie war bei diesen Worten an eine kostbare, auf dem Schreibtische stehende Chatoulle getreten und

hatte eine Goldrolle heraus genommen, welche sie dem jungen Manne nicht etwa hinhielt, sondern, dicht an ihn heran tretend, in die Hand drückte.

Was mochte Felix empfinden, als er sich plötzlich im Besitze einer Summe sah, die alle seine Vorstellungen von eigenem Vermögen so weit überstieg?!

Einen Moment ruhte sein schönes Auge mit dem Ausdrucke liebender Dankbarkeit auf dem jungen Mädchen, welches — wie er wähnte — aus dem Umstande, daß er ihre Sprache verstand, auf seine geistigen Fähigkeiten geschlossen und ihn deshalb für würdig geachtet hatte, als ein ihr Ebenbürtiger behandelt zu werden.

Aber durfte er — wenn er sich auf dieser Rangstufe erhalten wollte, — ein Almosen von ihr annehmen, selbst wenn es sich unter der Gestalt eines Darlehns anbot?

Schon im zweiten Momente war er mit dieser Frage im Reinen.

„Ich danke Ihnen, Miß,“ sprach er mit bewegter Stimme, „für den Beweis von wahrer Herzensgüte, den Sie mir durch die Art Ihres Geschenkes mehr als durch das Geschenk selbst gegeben haben. Indeß werde ich nur die erstere annehmen und als Andenken in meiner Brust bewahren. Das Geschenk muß ich ablehnen, weil es mein Grundsatz ist, Geld nur zu erwerben, nicht aber irgend einer Gnade zu verdanken. — Da Sie nun aber — wie Sie

sagten — Sich schämen würden, mir jetzt noch die für meinen Dienst mir zustehende Belohnung anzubieten, so wollen Sie erlauben, daß ich mir dieselbe nehme."

Er brach die Goldrolle auseinander, nahm daraus zwei Stücke und legte das Uebrige auf den ihm zunächst stehenden Stuhl, indem er fortfuhr:

„Und gewinnen Sie die Ueberzeugung, Miß, daß Sie mich durch Ihr Anerbieten, welches ich zurückwies, weit glücklicher gemacht haben, als Sie Jemand machen könnten, mit welchem Sie Ihr Vermögen theilten. Sie haben mir unter anderm dadurch auch den schon verlorenen Glauben wieder gegeben: daß doch noch Menschen existiren, die das Recht haben, reich zu sein!"

Mit diesen von einer anständigen Verbeugung begleiteten Worten verließ er das Zimmer.

12.

Englisch.

Miß Anna hatte kein Wort aus dem Munde des jungen Mannes verloren; aber sie hatte auch kein Wort der Erwiderung gefunden. Sprachlos ließ sie sich wieder in den Sessel gleiten, den sie bei seinem Eintritte inne gehabt, und blickte träumend vor sich hin.

Auch Mistreß Jones schien die Zunge verloren zu haben; denn so etwas war ihr denn doch noch nicht vorgekommen.

Endlich aber fragte sie, weil ihr die Stille peinlich erschien:

„Nun, was sagen Sie dazu, liebe Miß?“

„Ich sage Nichts; aber ich denke Viel!“ erwiderte Anna, ohne sich aus ihrer Stellung zu rühren.

Mistreß Jones ging an den Stuhl, um die angebrochene und von einem armen Menschen verschmähte Goldrolle wieder in die Chatoulle zu legen.

Am Fuße des Stuhls lag ein Blatt Papier. Es war Felix aus dem Brusttheile seines Rockes unbemerkt entfallen, als er die Goldrolle auf den Stuhl legte und viel zu aufgeregt war, um auf das Papier zu achten.

„Was ist denn das?“ fragte die alte Dame, indem sie das Blatt entfaltete. „Deutsche Schrift? — Ah, ich werde dies verwünschte Deutsch niemals sprechen und noch viel weniger lesen lernen.“

„Geben Sie es mir,“ sagte Miß Anna, indem sie sich erhob, um das Papier schneller zu erhalten.

Sie warf einen raschen Blick darauf und las es alsdann aufmerksam durch.

Es war das Stellegesuch, welches Felix in das Intelligenzblatt hatte einrücken lassen wollen, wozu es ihm aber — wie er vorübergehend gesagt — an den Insertionsgebühren gefehlt hatte.

Anna überschaute mit dem ihr eigenen Scharfsinn die ganze Sachlage.

Verwunderung und Erstaunen wechselten in ihrem Innern ab mit den Regungen der innigsten Theilnahme für den jungen Mann, der sie so eben auf eine so seltsame und ergreifende Weise verlassen hatte.

„Wissen Sie auch, Mistreß Jones, daß der junge Mann ein Universalgenie ist?“

„Das wäre curios!“

„Er ist die Wissenschaft, die Kenntniß, die Gelehrsamkeit, mit einem Wort die Capacität in eigner Person.“

„Woher wissen Sie das, Miß Anna?“

„Außerdem ist er auch ein hübscher Mann mit einem geistreichen Gesichte und einem überaus seelenvollen Auge. — O, ich liebe die geistreichen Gesichter über Alles!“

„Hm! Hm!“

„Und wissen Sie auch, Mistreß Jones, daß ich jetzt endlich eine Lebensaufgabe gefunden habe?“

„Ah, die Lebensaufgabe; — ja, zum so und so vielten Male. Erst Virtuosinn, dann Touristinn, dann Schriftstellerinn, endlich Malerinn, — alles in zwei oder drei Jahren. — Nun und jetzt: worin haben Sie denn Ihre Lebensaufgabe jetzt gefunden?“

„Ich werde diesen jungen Mann heirathen!“ antwortete Miß Anna mit einer so ungezwungenen

Miene, als ob es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt gehandelt hätte.

Wenn sie gesagt haben würde: ich will Lili zu essen geben, hätte sie es nicht ruhiger ausdrücken können.

Mistreß Jones aber traute ihren Ohren nicht.

„Was — wollen — Sie?" stammelte sie, indem sie einige Schritte zurücktrat.

„Den jungen Mann heirathen. — Mein Gott! ist denn das nicht deutlich?"

Mistreß Jones ließ die Goldrolle, welche sie noch in der Hand hielt, vor Entsetzen zur Erde fallen, daß die Stücken umherrollten.

„Ich bin eine Salzsäule!" stotterte sie.

Dann raffte sie alle ihre Lebensgeister zusammen, indem sie mit der Autorität eines Friedensrichters sprach:

„Zum Glück, Miß Anna Edwards, sind Sie nicht mündig!"

„Oh," meinte Anna lächelnd, „das ist ein Fehler, von dem ich mich — Gott sei Dank! — mit jedem Tage mehr entferne. Und am Ende werde ich einst mündig werden!"

„Und da wollen Sie denn wirklich — —"

Die gute Dame konnte den Satz mit dem schrecklichen Inhalte nicht zu Ende bringen.

„Was denn — wirklich?" fragte Anna schelmisch.

„Dieses — thun?" preßte Mistreß Jones mühsam heraus.

Nicht um die Welt hätte sie das für das Ohr einer englischen Lady ohnehin verfängliche Wort „heirathen" in Verbindung mit einem Manne gebracht, der ihr zu dem ganz unfashionablen Geschlechte der Eckensteher zu gehören schien.

„Ja" — bestätigte Miß Anna — „dieses werde ich wirklich thun; und es soll meine wirkliche Lebensaufgabe sein."

„Aber, liebe Miß, Sie wissen ja noch nicht einmal, wer der junge Mensch ist?"

„Ein genialer Gelehrter, bei Gott!"

„Doch wie er heißt."

„Man wird es erfahren."

„Wo er wohnt?"

„Man wird danach forschen."

„Er ist vielleicht gar nicht in der Stadt."

„Dann wird er ohne Zweifel anderswo sein."

„Wie wollen Sie ihn finden?"

„Man wird suchen."

„Und wenn er über Berg und Thal ist?"

„So wird man auch über Berg und Thal gehen."

„Aber, gerechter Himmel, das hieße ja förmlich ihm nachlaufen."

„Ja, im Grunde genommen, hieße es wirklich ihm nachlaufen."

„Und Sie fürchten nicht die Schande, den Scandal?"

„Ich fürchte Nichts, Mistreß Jones. Denn ich bin reich, und noch dazu — wie Sie vorhin aus seinem Munde gehört haben — mit dem vollen Rechte, es zu sein. Der Reiche aber hat auf der Welt nur Eins zu fürchten: den Verlust seines Reichthums. — Also ist dies abgemacht! Wir reden nicht weiter davon; wir werden blos noch handeln. — Geben Sie Befehl, daß man anspannt. Wir werden eine Tour durch die Stadt machen."

Während Mistreß Jones die Klingel zog, kauerte sich Anna zu der kleinen Lili und bedeckte sie mit Liebkosungen, gleichsam zum Danke dafür, daß sie sich verloren und dadurch ihrer Herrinn eine neue Lebensaufgabe aufgefunden hatte.

Von diesem Augenblicke an traf das junge Mädchen alle nur möglichen Anstalten, um einen jungen Mann aufzufinden, von dem sie nichts Anderes wußte, als daß er dunkles Haar und blaue Augen hatte, daß er im Intelligenz-Comtoir gewesen, und daß er ein wissenschaftliches Universalgenie war.

Aber in der ganzen Residenz kannte Niemand einen jungen Mann, von dem man das Letztere behaupten konnte. Besitzer der ersteren Eigenschaften fanden sich in Menge vor. Allein sie hatten Alle zusammen genommen für Miß Anna nicht den zehnten

Theil des Interesses, das sie dem einen Besitzer der letzteren Eigenschaft widmete.

Ihre Nachforschungen indeß blieben fruchtlos.

13.

Erwerbsnoth.

Ohne eine Ahnung zu haben von dem romantischen Entschlusse, den seine Erscheinung in dem Herzen eines jungen, schönen und reichen Mädchens hervorgerufen, hatte Felix den Ort verlassen, der die Wiege seines ganzen Lebensglückes hätte werden können.

An solchen Zufälligkeiten hängt das menschliche Schicksal!

Felix hätte sich nur eine Viertelstunde in dem Hôtel aufzuhalten brauchen, sei es mit dem Portier plaudernd, sei es um Erkundigung einzuziehen über das originelle weibliche Wesen, welches seine Fähigkeit, englisch zu sprechen, mit fünfzig Friedrichsd'ors bezahlen wollte; — er hätte nur zwanzig Minuten in der Nähe des Hauses weilen dürfen, um an dem Schaufenster des benachbarten Buchhändlers die Novitäten durchzusehen, was er sonst nie versäumte: — sein ganzes Leben würde eine andere Richtung genommen haben; und derselbe Mensch, dessen Schick-

sal ihn durch alle Sphären des gesellschaftlichen Lebens rastlos umherwarf, hätte im natürlichen Laufe des gesellschaftlichen Stromes einen Hafen erreicht, in welchem er der Regenerator der Welt werden konnte! —

Der Zufall verhinderte dies Alles.

Felix war im Besitze seiner zwei Friedrichsd'ors mit der Eile eines Liebenden in das Wirthshaus gegangen, wo sein einziger Schatz im Banne lag. Jeder Andere hätte zuerst der Stimme des Magens nachgegeben und sich satt gegessen. Felix aber, obwohl er die Qual des Hungers schon seit mehren Stunden empfunden hatte, kannte kein dringenderes Geschäft, als sich durch Befriedigung seines Wirthes in den Wiederbesitz seiner theuren Bücher zu setzen.

Als dies geschehen war, verstand er sich zu einer einfachen Mahlzeit, nach deren Beendigung er aufbrach, — um in die weite Welt zu gehen.

Das Alles war das Werk einer Stunde.

Bei der Wahl der Richtung, die er nehmen wollte, ließ er sich völlig von dem Schicksale leiten, dessen Hände ihn heut erfaßt hatten. Er entschied sich für diejenige größere Stadt, die er samt seinen Büchern für den Rest seines Geldes mittels der Eisenbahn erreichen konnte.

So kam Felix nach Frankfurt am Main.

Die bisherigen Erfahrungen hatten aus seinem Herzen oder seinem Geiste die Illusionen der Jugend

noch nicht gänzlich verbannt. Mit dem Wechsel seines Aufenthaltsortes glaubte er auch die bürgerlichen Verhältnisse, die doch so stetig sind, gewechselt zu haben. Er gab sich dem Wahne hin, daß es einem so vielseitig gebildeten jungen Manne in einer so reichen Stadt unmöglich fehlen könne, eine Existenz zu gewinnen.

Der arme Getäuschte!

Das Schicksal war so boshaft gewesen, ihn nach einer Stadt zu führen, in welcher die Tyrannei des Geldes eine Höhe und Schwere erreicht hatte, die weit alle menschliche Vorstellung übersteigt, einer Stadt, welche ein neues, naturgeschichtliches System dadurch erfunden, daß es das Menschengeschlecht nach Maßgabe des Börsengehaltes in verschiedene Racen eingetheilt hatte, so zwar, daß derjenige, welcher hunderttausend Gulden besaß, zu einer ganz andern Race zählte, als Derjenige, welcher der Gulden nur fünfzigtausend aufzuweisen hatte; woraus dann ganz von selbst folgte, daß ein Wesen, welches Nichts besaß, überhaupt nicht mehr zum Menschengeschlechte, sondern ganz einfach nur zu der Gattung der nutzbaren Lastthiere gerechnet wurde.

Die ungeheuren Anstrengungen, welche Felix machte, um sich eine wenn auch nur dürftige Existenz zu gründen, waren in einer Weise vergeblich, die ihn oft an den Rand der Verzweiflung brachte.

Zuerst kam er natürlich auf die Idee, sein Brot

in derselben Weise zu suchen, in welcher er es vor seiner Gefangenschaft gefunden hatte.

Die paar Buchhandlungen, die es in der Stadt gab, waren bald durchlaufen. Felix fand sich überall abgewiesen, und zwar in einer Art, die ihn zu der Vermuthung führte: es werde hier das Gesuch um Beschäftigung mit der Bitte um ein Almosen gleich geachtet.

Man warf einen Blick auf den Rock des Supplicanten, zuckte die Achseln und sagte, man könne ihn nicht brauchen. Theils mochte dies vollkommen wahr sein; denn für die wenigen Geschäfte, welche die Buchhändler der Stadt zufolge des gänzlichen Mangels an literarischem Sinne und Leben unter den Bewohnern zu machen hatten, reichten die Kräfte der Principale gewiß aus.

Als sich Felix mit dem ihm eignen Scharfblicke bald überzeugt hatte, daß die Hauptthätigkeit der Stadt in der Kunst des Geldmachens bestand, warf er sich auf diesen Weg.

Seine Kenntnisse des socialen Verkehrs waren bedeutend genug, um ihm die Gewißheit zu geben, er werde in dem Comtoir eines Banquiers eine bedeutende Stelle einnehmen können. Er wußte noch nicht, daß man dort nur Schreib- und Rechnen-Maschinen brauchte, die im Ueberfluß vorhanden waren.

Die Mehrzahl der Banquiers bestand aus Juden; und da diese aus Corpsgeist vorzugsweise nur israe-

litische Jünglinge in ihr Geschäft aufnahmen, so erklärt es sich, wie Felix alle Viertelstunde mit einer neuen getäuschten Hoffnung auf die Straße trat.

Bei den wenigen christlichen Banquiers, die es gab, erhielt er kaum Zutritt, weil man ihn als einen vermuthlichen Bettler schon von Seiten der Portiers bedeutete, daß der Principal nicht zu sprechen sei.

Felix entschloß sich endlich, an mehre Principale der verschiedensten Geschäfte zu schreiben, um sein Gesuch einer Stelle auf diesem Wege an den Mann zu bringen.

Allein — so unglaublich es klingt — er erhielt auch nicht von einem einzigen eine Antwort.

Zur Erklärung dieser Thatsache wird es genügen, wenn wir berichten, daß nach altem städtischen Brauche die Geschäftsstellen nur in Folge von Empfehlungen und Protectionen vergeben wurden.

Noch immer war Felix nicht entmuthigt. Seine Willenskraft schien durch die Schwierigkeit und die damit verbundenen Anstrengungen gestählt zu werden. Und doch darbte er während dieser Zeit in einer alle Begriffe übersteigenden Weise.

Wir wissen es sehr wohl, daß die Darstellung eines materiellen Elends, welches sich bis auf die gewöhnlichsten und unabweislichsten Lebensbedürfnisse hinunter erstreckt, stets einen widerwärtigen Eindruck macht.

Deshalb sehen wir ganz davon ab, die Lage unsres

Helden in ihren Einzelheiten zu schildern, und entheben uns dieser Nothwendigkeit durch die Bemerkung, daß Niemand, der jene Lage überschauen gekonnt hätte, im Stande gewesen wäre zu begreifen, wie Felix auf solche Weise Wochen lang auch nur körperlich existiren konnte.

Doch die Genialität, die diesem jungen Manne eigen war, zeigte sich auch hierin in einer staunenerregenden Weise.

Dadurch, daß er sich auf den Straßen und Plätzen der Stadt zu jeder, auch der niedrigsten Dienstleistung anbot, verschaffte er sich einen Kreuzer-Verdienst, der bei der vollkommensten Mäßigkeit seiner Lebensweise zur Erhaltung seiner körperlichen Natur ausreichte.

Geschah dies hier und da nicht, so besaß er noch eine Erwerbsquelle, die zwar vom gesetzlichen Standpunkte nicht ganz lauter und rein war, aber vor Felix' socialem Gewissen die entschiedenste Rechtfertigung gefunden hatte.

Die Zunft der städtischen Metzger war nämlich zur Wahrung ihrer exclusiven Interessen so glücklich gewesen, sich allen Reformen der Zeit zum Trotz ein sehr lucratives Privilegium zu erhalten. Es durfte von außen kein Fleisch in die Stadt gebracht werden, selbst wenn man Lust gehabt hätte, es zu versteuern.

Dies vollkommene Prohibitivsystem bei einem der

nothwendigsten Nahrungsmittel wurde mit der denkbar größten Strenge gehandhabt.

An jedem Thore befanden sich ein officieller und einige geheime Aufseher, die jeden das Thor Passirenden genau in's Auge faßten und das etwa verborgene Fleisch auszuwittern bestrebt waren.

Es ist wahr, daß nicht jeder Passant durchsucht, und das Publicum überhaupt durch die Controle nur wenig belästigt ward. Dagegen aber war Niemand, gegen den sich ein Verdacht erhoben hatte, davor sicher, daß er bis in sein Haus hinein verfolgt und dort mit einer Durchsuchung behelligt wurde.

Nichtsdestoweniger oder vielleicht eben deshalb fand ein Theil der Bewohner der Stadt einen großen Reiz darin, eingeschmuggeltes Fleisch zu essen. Allerdings war dasselbe viel billiger als das in Frankfurt geschlachtete, weil der Zweck jenes Privilegiums eben der war, die Metzgerzunft gegen eine ihrem Reichwerden hinderliche Concurrenz zu schützen; — allein auch ohne jenen Umstand würden Viele das außerstädtische Fleisch vorgezogen haben, weil sie in dem Bezuge, respective dem Genusse desselben eine Demonstration gegen ein ihnen zeitwidrig erscheinendes Princip erblickten.

Felix, der sich seinen staatsökonomischen Grundsätzen zufolge den Gegnern des Prohibitivsystems anschloß, hatte ein einfaches, aber nichtsdestoweniger höchst ingeniöses Mittel erfunden, um allwöchentlich

drei oder vier Braten von beträchtlichem Gewichte einzuschmuggeln, was ihm eine Einnahme von zwei bis drei Gulden gewährte.

Er besaß einen ledernen Reisekoffer, in welchem er seine Bücher und seine sonstigen geringen Habseligkeiten transportirt hatte. Dem Boden dieses Koffers vertraute er die betreffenden Fleischstücken an, nachdem er sie von einem der nahegelegenen Orte geholt hatte. Darüber lag eine Anzahl sehr gelehrter Werke. —

Nun wartete er die Zeit ab, bis ein Eisenbahnzug ankam und die Passagiere desselben sich vom nahegelegenen Bahnhofe durch das Thor in die Stadt ergossen.

Hierbei erwählte er sich dann irgend einen Herrn oder eine Dame von anständigem Aeußern, um sich an die Fersen dieser Person zu heften, gleichsam, als ob es ihr Koffer wäre, den er ihr nachtrüge. Er brauchte auch wohl die Kriegslist, diese Person während der Passage durch das Thor mit irgend einer passenden Redensart anzusprechen, wie: daß dies Hôtel vor jenem den Vorzug verdiene u. dgl., — damit es für Jedermann außer Zweifel stehe, daß es sich hierbei um einen angelangten Fremden mit seinem Kofferträger handle.

Natürlich fiel es keinem der officiellen und geheimen Fleischspürer ein, anzunehmen, daß ein Fremder vor den Frankfurter Braten einen solchen Ab-

scheu haben könnte, um sich den eignen aus weiter Ferne im Koffer mitzubringen; und die Folge dieser amtlichen Unbefangenheit war, daß das kleine Speditionsgeschäft unsers Felix Monate hindurch einen ungehemmten Fortgang behielt. Man würde indeß sehr irren, wenn man glaubte, der junge Mann habe sich dadurch abhalten lassen von den Versuchen, sich eine seinen Fähigkeiten angemessene ehrenhafte Existenz zu begründen.

Nur blieben diese Versuche nach wie vor fruchtlos, bis es ihm endlich gelang, in einem der größeren Hotels, die täglich von Fremden aller Nationen wimmelten, vorübergehend die Stelle eines Lohnlakai zu finden.

Wir sagen, vorübergehend! denn schon nach wenigen Monaten waren über den Lohnlakaien Felix bei dem Besitzer des Hôtels von Seiten der Fremden so viele Klagen eingelaufen, daß er ihn entlassen mußte.

Die fremden Herrschaften fanden es zwar außerordentlich anerkennenswerth, daß sie von dem Lohnlakaien stets in ihrer Muttersprache bedient wurden. Allein sie fanden es noch weit mehr tadelnswerth, daß diese Bedienung in einer völlig doctrinären Weise stattfand. In Stelle eines Cicerone hatten sie es immer mit einem docirenden Professor zu thun, der seine Gelehrsamkeit so rücksichtslos an den Mann

brachte, daß dadurch die Gelehrsamkeit der durch ihn umhergeführten Fremden häufig compromittirt wurde.

Wenn er ihnen z. B. die Statue Karls des Großen auf der Sachsenhäuser Brücke zeigte, so begnügte er sich nicht damit, ihnen zu sagen, daß dies die Statue Karls des Großen sei, sondern er ließ sich gleichzeitig in einer historischen Vorlesung über die Sachsenkriege aus, übte dabei eine ganz subjective Kritik über den Widersinn, heidnische Völker durch das Schwert zum Christenthume bekehren zu wollen, kam hierdurch auf die Gründung der christlichen Religion zu sprechen, wies bei einzelnen Dogmen des Christenthums Quellen nach, von denen man bisher noch keine Ahnung hatte; ging alsdann über zu den Kirchenvätern; zeigte hierauf deren Zusammenhang mit einigen Philosophen des griechischen Alterthums; und wenn er endlich bei den Dichtungen des Hesiod angelangt war, so hatte er auf dem Wege die interessantesten Denkmale übersehen, die Herrschaften gelangweilt und sie um die Zeit gebracht, die sie zum Anstarren der Sehenswürdigkeiten bestimmt hatten.

Und seltsam! So sehr man sich über die unerträgliche Gelehrsamkeit des Lohnlakaien beklagte, so wenig fiel es Jemandem ein, sich darüber zu verwundern, daß ein Lohnlakai eine so unerträgliche Gelehrsamkeit besitze, oder — was dasselbe sagt — daß ein Mensch von so unerträglicher Gelehrsamkeit nichts als Lohnlakai sei. —

Felix war also entlassen worden, indem ihm der Besitzer des Hôtels die Versicherung gegeben hatte, daß es ihm bei seinen ausgebreiteten Kenntnissen gar nicht fehlen könnte.

Allein trotz dieser weisen Versicherung mußte Felix wieder zum Fleischschmuggel und periodisch zu den Diensten eines Eckenstehers zurückkehren, wenn er nicht verhungern wollte.

14.

Der Fischerbursche.

Eines schönen Sommerabends stand Felix nach einem verdienstlosen Tage, der demgemäß auch ein Fasttag für ihn gewesen war, an dem Mainquai in der Hoffnung, daß sich noch eine Gelegenheit zum Erwerb einiger Kreuzer finden würde.

Es war an der Stelle, wo die Fischer von Sachsenhausen, welche die Ueberfahrt in Pacht haben, ihre Kähne anlegen.

Eben erschien ein solcher, mit zwei Passanten besetzt und von einem alten Manne geführt, an der Landestelle. Doch noch ehe dieselbe erreicht war, entfiel dem Führer des Kahns die lange Bootstange, mit welcher er den Nachen leitete. Sie wurde sogleich von der Strömung erfaßt und fortgeführt,

während der Nachen selbst gleichfalls zu Thal getrieben wurde, da der alte Führer versäumt hatte, das Boot mit einer Reservestange zu versehen.

Felix nahm diesen Uebelstand nicht so bald wahr, als er sich auch schon in den Fluß warf, um die Stange zu erreichen. Er war ein vortrefflicher Schwimmer; denn er hatte in dem Triebe, Alles, was lernbar war, zu erlernen, keine Gelegenheit versäumt, um es auch in den körperlichen Fertigkeiten zu einer Vollkommenheit zu bringen.

Die Stange war bald erreicht. Felix ließ das Boot an sich herankommen, reichte dem alten Fischer das untreue Werkzeug zu, ließ sich von ihm in den Kahn ziehen; und nach Verlauf von wenigen Minuten war der Letztere wohlbehalten gelandet.

Der alte Fischer, welcher den Namen Kurd führte und als der Altmeister der Sachsenhäuser Fischerzunft galt, war über die Dienstbereitwilligkeit des jungen Mannes so entzückt, daß er ihn beredete, mit ihm in seine Behausung zu gehen, dort seine Kleider zu trocknen, und alsdann mit ihm einige Schoppen Aepfelwein ihrer natürlichen Bestimmung entgegen zu führen.

Felix fand das Anerbieten um so annehmbarer, als er hoffen durfte, daß sich mit dem Aepfelwein auch eine Portion des Sachsenhäuser Nationalgerichts, nämlich der auch im Auslande geschätzten Frankfurter Bratwurst, verbinden würde.

Seine Hoffnung trog ihn nicht.

Der alte und der junge Mann verbrachten im Hause des ersteren einen materiell sehr genußreichen Abend, wobei Felix dem geistigen Bedürfnisse dadurch Rechnung trug, daß er seinem Wirthe nach und nach seine ganze Lebensgeschichte erzählte.

Darüber war es tiefe Nacht geworden, weil der alte Kurd der Erzählung mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit gefolgt war und sogar häufig durch eingeworfene Fragen dazu beigetragen hatte, sie noch detaillirter und also auch länger zu machen.

Da die Kleider noch nicht trocken waren, so mußte sich Felix dazu verstehen, in der Stube seines Wirthes die Nacht zuzubringen.

Am andern Morgen waren die beiden Männer noch herzlichere Freunde als Abends zuvor; und die Folge davon war, daß der alte Kurd unserm Felix kurz und gut den Antrag machte, bei ihm zu bleiben, um ihm bei seiner Handthierung zu helfen.

Kurd stand ganz allein auf der Welt. Er hatte seine Frau vor Jahresfrist verloren, ohne daß ihm dieselbe jemals ein Kind geschenkt. Es war also so etwas von einem väterlichen Instinct, was ihn bewog, den jungen elternlosen Mann an sich zu ziehen; und es war mehr als kindlicher Instinct, was diesen veranlaßte, auf das Anerbieten einzugehen.

So wurde Felix Fischerbursche zu Sachsenhausen.

Aber in dem Herzen des alten Kurd war er sehr bald noch viel mehr. Er liebte den jungen

Mann zufolge jener unerklärlichen sympathetischen Regung, die uns zu gewissen Gesichtern, gewissen Stimmorganen oder gewissen Ausdrucksweisen allgewaltig hinzieht.

Ohne den ganzen Umfang der Fähigkeiten Felix' zu kennen, ohne die Wichtigkeit derselben würdigen zu können, empfand der Alte doch sehr bald vor dem Geiste seines Schützlings eine solche an Ehrfurcht grenzende Achtung, daß er ihm willig das Scepter des Hauses überließ.

Felix war in jeder außerkörperlichen Beziehung der Sohn des alten Kurd, und zwar ein Sohn, der den Vater unter dem Pantoffel hatte, weil der Vater stolz auf den Sohn war und diesen Stolz bei jeder Gelegenheit blicken ließ.

Indeß muß man es dem Charakter des Felix nachsagen, daß er die Gewalt nicht mißbrauchte, die er über Denjenigen hatte, welchen er immer mehr als seinen Wohlthäter kennen lernte.

Obgleich Kurd nicht das geringste Vermögen besaß, so hatte er seinem Felix doch in gewisser Beziehung eine Heimath und dadurch einen festen Halt geben können. Der Verdienst, den beide erzielten, reichte zu ihrem nothdürftigen Unterhalte hin; und er würde größer gewesen sein, wenn Felix nicht immer und immer wieder darauf zurückgekommen wäre, sich eine seinen Kenntnissen angemessene Existenz ver-

schaffen zu wollen, ein Bemühen, welches ihm einen großen Theil seiner Zeit wegnahm.

Denn endlich, nachdem alle seine Versuche, eine wissenschaftliche oder selbst nur technische Stelle zu erlangen, wiederholt gescheitert waren, hatte Felix die Idee gefaßt, auf dem Felde der Schriftstellerei zu der Wirksamkeit zu gelangen, die ihm auf anderen Wegen — wie es schien — unerreichbar war.

Ein neues Gebiet, — neue Kämpfe, — neue Niederlagen! —

15.

Schriftstellerische Versuche.

Das erste Werk, welches Felix unter die Feder nahm, war ein Drama.

Die Erstlingsversuche jedes Schriftstellers werden auf dem dramatischen Felde unternommen, theils weil er auf demselben die ersten poetischen Genüsse kennen gelernt hat, theils weil das Drama der romantischen Richtung der Jugend die meiste Nahrung giebt. Außerdem hatte Felix stets gehört und gelesen, daß die dramatische Poesie des deutschen Vaterlandes seit Schiller und Göthe brach liege, daß man darin einen neuen Messias ersehne, der wo möglich mit Shakespeareschem Geiste ausgerüstet sein

müsse, und daß eine solche Erscheinung auf den Dank der Literatur Anspruch machen könne.

Felix schrieb also ein großes historisches Drama. Er schrieb es mit seinem ganzen Herzen aus der Fülle seiner poetischen Kraft heraus. Er legte ihm eine große, erhabene Idee unter: Der Held seines Dràma hatte eine bedeutende weltgeschichtliche Mission zu erfüllen; er ging damit nach riesigen Kämpfen zu Grunde an den niedrigen Leidenschaften der Menschen. Felix fand dies im modernen Sinne des Wortes hoch tragisch und glaubte somit seine Aufgabe in ästhetischer Hinsicht glücklich gelös't zu haben. Was die Form betraf, so durfte er sich bei Vergleichung seiner Arbeit mit den Producten der dramatischen Koryphäen das Zeugniß geben, daß sie vollendet war.

Er hatte, während er einen Theil des Tages seinen Handarbeiten auf dem Wasser widmete, die Nächte von drei Monaten damit zugebracht, um sein dramatisches Product in's Leben zu rufen. Als es glücklich beendet war, empfand Felix einige Momente ungetrübter Vaterseligkeit. Es waren diejenigen, während welcher er sein Werk zum letzten Male überlas.

Doch bald sollten sie verschwinden. Den Wonnen der Zeugung folgten die Schmerzen der Geburt. Ein Drama im Pulte des Verfassers ist nichts; es erhält erst Leben durch die Aufführung. Aber ge=

rade die Bemühung, es zur Aufführung zu bringen, ist das Qualvollste im Leben eines deutschen Dramatikers. Man kann dreist behaupten, daß es für einen talentvollen Dichter leichter ist, drei Dramen zu schreiben, als das erste derselben auf die Bühne zu bringen. Die Apathie der Theater-Directoren ist neben den tausenderlei Rücksichten, die jede einzelne nehmen zu müssen glaubt, das größte Hinderniß, was beseitigt werden muß, und das Vorurtheil, welches sich Bequemlichkeits halber an die Autorität des Namens klammert, nicht das kleinste.

Felix reichte sein Drama der Direction des städtischen Theaters ein. Nach Verlauf von acht Wochen erkundigte er sich nach dem Schicksale seines Werkes. Man hatte es zu mehren andern Stücken von unberühmten Autoren geworfen und noch gar nicht gelesen.

Ohne die geringste Mühe, ja mit der größten Bereitwilligkeit von Seiten der Direction, erhielt er es auf sein Ansuchen zurück. —

Hierdurch bereits entmuthigt und in tiefster Seele verletzt, machte Felix dennoch einen zweiten Versuch. Er hatte gehört, daß die Leitung des Theaters von Karlsruhe sich die Prüfung neuer dramatischer Erscheinungen principiell sehr angelegen sein lasse. Den Verdienst einer ganzen Woche für die Postsendung opfernd, reichte er sein Werk dieser Direction ein. Nach vier Wochen erhielt er es zurück mit der Bemerkung: das Werk sei ein überaus vortreffliches

Product von hohem poetischen und dramatischen Werthe, weshalb es der Direction ungemein leid thue, es wegen besonderer Umstände, die mit der Tendenz des Drama in Beziehung stehen, nicht zur Aufführung bringen zu können. —

Felix sah sofort ein, daß er auf diese Weise drei Jahre brauchen würde, um sein Werk bei den größern Bühnen Deutschlands die Runde machen zu lassen; und daß es noch immer zweifelhaft wäre, ob es mit besserem Erfolge geschähe als bisher.

Er kam daher auf die Idee, das Drama drucken zu lassen.

Der erste Buchhändler, an den er sich dieserhalb wandte, erklärte ihm, ohne das Manuscript nur anzusehen, daß Dramen den allerschlechtesten Verlagsartikel bildeten, wenn sie nicht zuvor aufgeführt worden wären und Furore gemacht hätten. Er müsse deshalb bedauern, von seinem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

Felix wandte sich an einen zweiten Verleger, unter dessen Firma bereits einige dramatischen Producte erschienen waren. Der Erfolg war kein besserer. Er erfuhr, daß dieser Buchhändler vorzugsweise nur solchen Werken die Ehre seine Verlagsfirma angedeihen ließe, die auf Kosten der Verfasser gedruckt worden wären.

Ein dritter Buchhändler versprach nach vielem Bitten, das Werk wenigstens zu lesen, bevor er sich

für den Verlag oder Nichtverlag desselben entschiede. Als Felix, der über vierzehn Tage wieder zu ihm beschieden worden war, sich einfand, hatte der Buchhändler das Werk wirklich gelesen, und zwar mit großem Interesse, wie er sagte. Allein er fand daran auszusetzen, daß es zu sehr im Shakespeareschen Geiste geschrieben wäre.

„Ich sollte meinen," entgegnete Felix, „daß dies gerade ein Vorzug sei, da alle Welt darüber klagt, daß kein neuer Shakespeare erscheinen wolle, weil sich die dramatischen Dichter unsrer Zeit diesen größten Dramatiker zu wenig zum Vorbilde nähmen."

„Ganz recht," bemerkte der Buchhändler, der sich auf seine ästhetische Kritik Etwas zu gute that; „es muß Shakespeare sein und doch wieder nicht Shakespeare."

„Aber wie ist das möglich? Schreibt man ein Drama von ureigner Art, so heißt es: Verfasser sollte sich Shakespeare zum Muster nehmen, um so ein echtes dramatisches Werk zu produciren. — Thut man dies, so heißt es wieder wegwerfend: Nichts als eine Nachahmung von Shakespeare! — Wie soll man dazwischen durchkommen?"

Der Buchhändler zuckte mit den Achseln.

„Außerdem," begann er alsdann, „bin ich auch für dies Jahr mit Verlagsartikeln vollständig versehen, so daß ich für's erste keinen Gebrauch davon machen kann."

Felix biß wüthend die Zähne zusammen.

„In diesem Falle hätten Sie wohl gethan, mein Herr, mir das gleich zu sagen und mich nicht vierzehn Tage hinzuhalten.“

Er nahm sein Manuscript und entfernte sich, um zu dem vierten Verleger zu gehen, dem letzten von allen, welche die freie Stadt Frankfurt aufzuweisen hatte.

Dieser war vernünftig genug, das Lesen des Werkes abzulehnen, weil er es doch nicht verlegen würde; „denn“ — fügte er hinzu — „wenn es sich nicht um Dramen von so außerordentlichem Werthe handelt, wie die Schillerschen, so ist an ein buchhändlerisches Geschäft gar nicht zu denken.“

Felix horchte auf.

„Mit dem Schiller,“ fuhr dieser würdige Accoucheur der deutschen Literatur fort, „hat der Cotta noch ein Geschäft gemacht, das sich sehen läßt. Bringen Sie mir ein Drama wie die „Räuber,“ „Cabale und Liebe,“ „Fiesco“ oder „Don Carlos,“ und ich verlege es gleich, zahle auch ein gutes Honorar. So aber — —“

Felix unterbrach ihn.

„Wie können Sie aber wissen, mein Herr, daß dies hier kein solches Drama ist, da Sie es nicht gelesen haben und gar nicht lesen wollen?“

„Pah! Das weiß ich im Voraus. Solche Stücke,

wie die Schillerschen, können gar nicht mehr geschrieben werden."

„Dann werden wir also von Schiller ab bis in alle Ewigkeit keine dramatische Literatur mehr haben, die der Mühe des Druckens lohnte. Das sind schlechte Aussichten für Deutschland."

„Und noch schlechtere für uns Buchhändler. Denn mit dem Drama ist es überhaupt Nichts! Eher noch mit dem Roman. Sehen Sie, junger Mann, wenn Sie im Stande wären, einen solchen Roman zu schreiben, wie Göthe in „Wilhelm Meister" oder in den „Wahlverwandtschaften;" das ließe ich mir noch gefallen. Der Cotta hat mit dem Göthe ein noch glänzenderes Geschäft gemacht als mit dem Schiller."

„Kennen Sie die Götheschen Romane ganz genau?"

„Natürlich! wie man sie als Buchhändler kennt. Sie sind das vortrefflichste, was unsere Literatur bis jetzt hervorgebracht hat; denn Jedermann hat Göthe's Werke in seiner Bibliothek. Cotta muß über 50,000 Exemplare abgesetzt haben."

Felix wußte genug. Er verschloß sein Drama in die Tiefe seines Pultes und schuf ein großes romantisches Gemälde in erzählender Form, durch welches er die dämonische Gewalt des Geldes und die Kämpfe der Intelligenz mit dieser Gewalt zur Anschauung brachte.

Brauchen wir noch zu schildern, daß und wie

es ihm mit seinem Romane eben so ging wie mit seinem Drama?

Felix warf nun seinen Roman in sein Pult, wie er sein Drama hineingeworfen hatte; und gab das Schriftstellern vor der Hand ganz auf.

Er glaubte, seine Zeit viel nützlicher anzuwenden, wenn er Morgens Fische fing, Nachmittags die Leute über den Main fuhr und Abends in der Schenke beim Aepfelwein an der Seite Kurds den politischen Debatten der Sachsenhäuser unter die Arme griff.

Es ist wahr, daß die Weltbegebenheiten dadurch keine andere Richtung erhielten; allein die Sachsenhäuser waren jetzt wenigstens mehr als je überzeugt daß die europäischen Großmächte wohl thun würden, sich bei ihnen durch Gesandte vertreten zu lassen, weil sie keinen Augenblick daran zweifelten, daß sie unter einer so wissenschaftlichen Autorität, wie Felix war, der geradezu Alles wußte, vollkommen im Stande sein würden, die allersubtilsten und schwierigsten Fragen der höheren Politik (um die niedere bekümmerten sie sich bekanntlich gar nicht!) zu allseitiger Zufriedenheit zu lösen.

Die Zeit, welche Felix erübrigte, verwandte er zur Fortsetzung seiner Studien; und da in der politischen Welt gerade die Periode eintrat, in welcher man sich angelegentlich mit dem Verfassungswesen beschäftigte, so studirte der Fischerbursche mit großem

Eifer die Constitutionen aller Staaten alter und neuerer Zeit.

Dies brachte ihn endlich zu der Ueberzeugung, daß auf diesem Gebiete noch etwas Neues, einen großen Fortschritt der Welt Bezweckendes zu schaffen sei.

Mit allem Eifer und frischer Hoffnung machte er sich an das schriftstellerische Werk.

Es war ein „Musterstaat," den er mit der Feder zu bauen begann. Sein System ruhte auf einer Aristokratie der Intelligenz als Träger des repräsentativen Königthums. Die sociale Frage erhielt eine vollkommene Lösung durch praktische Durchführung des Grundsatzes: „Kein Erwerb ohne Arbeit, keine Arbeit ohne Erwerb!" Der Capitalwucher war unmöglich gemacht durch Zurückführung des Geldes auf seine ureigne Natur.

Felix hielt sich nach Vollendung seines Werkes für einen neuen Propheten. Er glaubte, das Buch müsse bei seinem Erscheinen eine außerordentliche Sensation machen; und alle Regierungen würden sich beeilen, die darin enthaltenen Theorieen und Principien zur Ausführung zu bringen.

Eine abermalige Täuschung!

Felix hatte sein Werk überall angeboten, aber überall vergebens. Niemand wollte sich die Mühe nehmen, das dicke Manuscript zu lesen.

Felix war geistig vernichtet. Ein an seinem Herzen fressender Ingrimm gegen Welt und Men-

schen fing an, ihn auch körperlich zu verzehren. Er litt unsäglich.

Und doch dachte er noch fort und fort nach über die Mittel, die ihn endlich dennoch zum Ziele führen könnten.

Dies Ziel war nicht mehr eine bürgerliche Existenz; denn er fühlte die Kraft in sich, in seiner gegenwärtigen darbenden Lage auszudauern. Aber das Verlangen nach einer großen heilsamen Wirksamkeit, verbunden mit dem in der Natur jedes bevorzugten Menschen liegenden Ehrgeize, diese Wirksamkeit anerkannt zu sehen, hatte sich seiner so unwiderstehlich bemächtigt, daß er wie von einer dämonischen Gewalt rastlos hin und her getrieben wurde.

„Also“ — pflegte er oft vor sich hin zu sprechen, — „nur der Mangel jenes elendesten aller Dinge, welches man Geld nennt, soll meinen Adlerflug hemmen, soll alle Kenntnisse, die ich mir erworben, alle Talente, die mir die Natur geschenkt, zum Vermodern verdammen?! — Das darf nicht sein, und es wird nicht sein!“

16

Ein Banquier.

Felix faßte einen verzweifelten Entschluß.

Es gab in der Stadt einen Banquier, dessen Reichthum seinen Namen sprichwörtlich gemacht hatte.

Kein Mensch, ihn selbst vielleicht nicht ausgenommen, war im Stande, sein Vermögen zu schätzen.

Einige sprachen von drei, Andere von zehn, noch Andere von fünfzehn Millionen.

Er beherrschte den Geldmarkt Deutschlands und berechnete seine Börsengewinne nur nach Tonnen Goldes.

Während er den größten Theil seiner unverzehrbaren Revenuen immer wieder zum Capital schlug, das sich dadurch in geometrischer Progression vermehrte, verwendete er den kleineren Theil zur Befriedigung seiner vielfachen Liebhabereien und Neigungen.

Geizig in allen Dingen, wobei es sich um das Wohl Anderer handelte, war er Verschwender für sein liebes Ich. Er vergeudete unzählige Summen für den Luxus seiner Wohnungen und seiner Gärten; er verwendete ähnliche für schöne Wagen, schöne Pferde und seltene Hunde; er gab das Gold mit vollen Händen hin für Weiber und für Mädchen, die seine Lüsternheit oder seine Eitelkeit ihn antrieb zu

opfern. Wenn ihn eine Frau in der Gefahr, obdachlos zu werden, um eine Unterstützung von wenigen Gulden anging, so wurde sie sicherlich von der Dienerschaft mit rauhen Worten aus dem Hause gewiesen. Aber wenn ihm dieselbe Frau ihre unschuldige fünfzehnjährige Tochter zuführte, dann konnte sie überzeugt sein, nicht ohne eine Hand voll Goldstücke den Rückweg antreten zu müssen. —

Unzählige Ehen waren unglücklich geworden dadurch, daß die Frauen in eitler Sucht nach Putz und Schmuck der Verlockung seines Goldes nicht widerstehen gekonnt hatten. Unzählige Mädchen bezeichneten — und haßten ihn zum Theil — als den Verführer ihrer Unschuld.

Es war unter den ärmeren Mädchen der Stadt, sofern sie sich der Reize der Schönheit oder Unerfahrenheit rühmen konnten, förmlich Sitte geworden, in dem Banquier Goldmann ihre letzte Zuflucht zu sehen; und man hörte die Eine und die Andere oft sagen: bevor sie sich aus Armuth das Leben nähme, bliebe ihr doch noch übrig, sich an Goldmann zu verkaufen. — Ja, es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß manches junge Mädchen der Verführung durch ihren Liebhaber blos deshalb unzugänglich blieb, weil sie die Hoffnung hatte, von dem Banquier erhandelt zu werden, und den Preis ihrer Prostitution als Aussteuer einbringen zu können.

Bei den sittlichen Ansichten, welche in den mitt=

leren und unteren Volksschichten herrschten, konnte es nicht fehlen, daß der Banquier schon seiner hier beregten Neigungen wegen ein Gegenstand ihres Hasses war. Dies hinderte indeß natürlich nicht, daß er in den oberen gesellschaftlichen Regionen als die Sonne galt, um die sich alle übrigen Mitglieder der Bourgeoisie-Noblesse wie Planeten und Trabanten drehten. Seine Salons waren die glänzendsten, seine Soiréen die besuchtesten. Auch verstand er die Kunst, sich ohne große Opfer in den Geruch eines Mäcen für Kunst und Wissenschaft zu bringen.

Der hier aus gutem Grunde näher charakterisirte Mann war es nun, auf welchen Felix in seiner Verzweiflung die letzte Hoffnung setzte.

Er packte seine drei unglückseligen Manuscripte zusammen und begab sich damit in die Privatwohnung des Barons von Goldmann.

Wir vergaßen nämlich zu sagen, daß sich der Banquier von irgend einem kleinen Souverain den Freiherrntitel erkauft hatte. Oder vielmehr, er hatte ihn nicht erkauft, sondern er war ihm verliehen worden in Anerkennung des Verdienstes, daß er eine Anleihe, welche besagter Souverain bei ihm gemacht, zu zwei Procent höher negociirt hatte, als die Obligationen unterzubringen waren, woraus denn folgte, daß Goldmann diese zwei Procent, welche auf die ganze Anleihe zehntausend Gulden betrugen, einbüßte. —

Die böse Welt behauptete nunmehr, dies sei ge=

rade so gut, als wenn Goldmann seinen Freiherrntitel mit zehntausend Gulden angekauft hätte.

Als Felix sich beim Portier der freiherrlichen Privatwohnung anmeldete, gab er vor, den Herrn Baron in einer wichtigen Angelegenheit sprechen zu müssen.

Da er ein sorgfältig zusammen geschnürtes Packet unter dem Arme trug, so schien es dem Portier wahrscheinlicher, daß der junge Mann Etwas zu bringen, als daß er Etwas zu holen beabsichtige. Er nahm deshalb durchaus keinen Anstand, ihn passiren zu lassen, und an den Bedienten der Antichambre zu verweisen.

Dieser war noch weniger mißtrauisch als der Portier, weil letzterer eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte in der Kunst, Supplikanten zu riechen, und weil also anzunehmen war, daß Derjenige, welcher die Portierloge glücklich passirt hatte, dem Herrn Baron nicht zur Last fallen würde.

„Ich habe Herrn von Goldmann in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen!" hatte Felix dem Bedienten gesagt.

„Ihr Namen, mein Herr?" fragte der Bediente mit einer gewissen Herablassung, da ihm der Anzug des jungen Mannes bei näherer Betrachtung den Argwohn einflößte, der Portier könnte diesmal in seiner Kunst doch wohl ein wenig Fiasco gemacht haben.

„Ich bin der Schriftsteller Felix!" gab der Gefragte zur Antwort.

Man sieht, der junge Mann nahm bereits zu einer kleinen Intrigue seine Zuflucht, um seinen Zweck zu erreichen; denn er legte sich den Titel eines Schriftstellers bei, obgleich noch keine Zeile aus seiner Feder mittels der Druckerschwärze vervielfältigt worden war.

Doch sein Zweck ward erreicht. Der Titel Schriftsteller imponirte dem Bedienten.

Felix wurde angemeldet und vorgelassen.

Der freiherrliche Banquier lag in seinem mit geschmacklosem Luxus möblirten und mit einer Menge zum Theil lasciver Kupferstiche und Oelgemälde bekleideten Zimmer auf einem Ruhebette von schwarzem Sammet, eine feine Havannah-Cigarre rauchend, und aus einer großen, stark vergoldeten Tasse von Sèvres-Porzellan lieblich duftenden Mokka schlürfend.

Es war nach dem Diner, also zu einer Zeit, in welcher selbst ein Banquier für humane Regungen nicht ganz unzugänglich ist.

Denn es scheint der Natur eigenthümlich zu sein, daß sie dem menschlichen Gemüthe erst dann seine ganze Herrschaft einräumt, wenn ihrem thierischen Bedürfnisse gegnügt worden ist. Wie selbst der Tiger friedfertige Gesinnungen hegt, wenn er, von seinem Fraße gesättigt, dem trägen Geschäfte der Verdauung obliegt: so finden wir auch den Menschen am

humansten dann, wenn er gut gegessen und getrunken hat.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte der Baron den eingetretenen Felix, ohne sich im mindesten aus seiner verdaumäßigen Lage zu rühren.

„Herr Baron“ nahm der Angeredete das Wort, „Sie sind der einzige Mann in ganz Frankfurt, der sich den Ruf erworben hat, ein Schützer von Kunst und Wissenschaft zu sein.“

Der Baron gähnte, indem er zwischen dem Gähnen hindurch sagte: „Kostet mich auch ein schweres Geld!“

„Das Ihnen gewiß in Ihrem Bewußtsein die herrlichsten Zinsen trägt!“ bemerkte Felix mit Salbung.

„Nun, und was weiter?“ nahm der Banquier wieder das Wort. „Sie sind doch nicht etwa zu mir gekommen, um — wie soll ich sagen — eine Unterstützung in Anspruch zu nehmen?“

„In Ihrem Sinne nicht, Herr Baron!“ entgegnete Felix bereits ein wenig verlegen.

Doch bald faßte er sich, überzeugt, daß Alles darauf ankomme, dem blasirten Nabob einiges Interesse für seine Person einzuflößen, und fuhr fort:

„Ich wollte Sie zunächst bitten, mir zu erlauben, Ihnen eine kleine Geschichte vorzutragen.“

Der Baron dachte sich sogleich (wozu ihn seine Lage einigermaßen berechtigte!) in die Stelle des

persischen Khalifen, dem Scheherazade Mährchen erzählt, und bedauerte nichts mehr, als daß es keine wirkliche, keine weibliche Scheherazade war, die ihm erzählen wollte. Nichtsdestoweniger schien ihm der Vorschlag zu gefallen; denn er hatte wenigstens den Werth, ihm völlig neu zu sein, was bei einem blasirten Menschen schon einigermaßen in's Gewicht fällt.

„Charmant!" sagte er; „spielen wir ein wenig Tausend und eine Nacht. Ich hatte ohnehin Langeweile. Nehmen Sie Sich einen Stuhl und beginnen Sie Ihr Mährchen, vorausgesetzt, daß es nicht über eine halbe Stunde dauert, und daß es am Ende nicht heißt: Fortsetzung folgt!"

Der Baron begleitete die letzten Worte mit einem kichernden Lachen, weil er überzeugt war, einen Witz gemacht zu haben, wie er sich einem Schriftsteller gegenüber nicht besser denken ließ.

Felix nahm sich einen Stuhl und setzte sich, indem er sagte: „Es wird kein Mährchen, sondern eine wahre Geschichte und schon in einer Viertelstunde zu Ende sein.

Und nun begann Felix seine eigene Lebensgeschichte, aber nur von da an, wo er nach Frankfurt gekommen war und sich der so dornenvollen Bahn der Schriftstellerei überantwortet hatte.

Er stellte dem Banquier seine getäuschten Hoffnungen, seine rastlosen Kämpfe und seine entmuthigenden Niederlagen in so grellen Farben dar, daß

er überzeugt war, Eindruck auf den König des Goldes zu machen.

Der Banquier hörte ihm mit geschlossenen Augen zu, ohne ihn nur ein einziges Mal zu unterbrechen.

Als Felix zu Ende war, sprach der Banquier gedehnt und ein wenig gähnend:

„Also sie haben Einiges geschrieben?"

„Was ich Sie bitten wollte, einer Durchsicht zu würdigen, weil ich überzeugt bin, daß Sie darin ein nicht ganz gewöhnliches Talent finden werden."

„Je nun, wir wollen sehen."

„Hier sind die Manuscripte."

„Aber, mein Himmel! was soll ich denn mit diesem Wust von Papier? Lassen Sie das Zeug nur erst drucken; dann wird sich das schon machen. Wenn die Bücher hübsch ausgestattet sind, werde ich ein Exemplar kaufen zur Erkenntlichkeit dafür, daß Sie mich fast in den Schlaf erzählt hätten."

„Aber, Herr Baron, ich sagte Ihnen schon, daß sich kein Verleger damit befassen will; und daß es mir selbst ganz und gar an allen Mitteln gebricht, um die Werke auf eigene Rechnung drucken zu lassen."

„Ja, was geht denn das mich an?"

„Ich hatte die Idee, das Sie mich — falls die Werke Sie von dem Talente des Verfassers überzeugten, — in den Stand setzen würden, ihren Druck zu bestreiten."

„Junger Mann, Sie scheinen mir ein wenig am Illusionsfieber zu leiden! Was? bin ich denn ein Buchhändler? Habe ich mein Geld dazu, um Bücher in die Welt zu setzen, die die Leute vom Handwerk verschmähen!“

„Herr Baron, der Stein, den die Bauleute verwerfen, kann zum Ecksteine werden!“

„Ach, bleiben Sie mir mit dem dummen Geschwätz vom Leibe!“ rief der Banquier, dessen gute Laune jetzt völlig verschwunden war.

In diesem Augenblicke trat der Bediente ein und sagte seinem Herrn einige Worte in's Ohr.

„Sogleich!“ bemerkte dieser halb laut, indem er an seine Chatoulle ging, eine kleine Goldrolle heraus nahm und diese dem Bedienten übergab. „Gieb das der Alten. Sie braucht mich nicht erst zu belästigen. Bis zehn Uhr bin ich für Niemand zu Hause.“

Dann wandte er sich wieder zu Felix mit den Worten:

„Adieu, mein Herr! Ich kann in Ihrer Angelegenheit Nichts thun und habe jetzt dringende Geschäfte!“

Felix ging.

Während er zur Thür hinaus schritt, hörte er den Banquier seinem Diener sagen: „Der Mensch da wird nicht mehr vorgelassen!“

Als er durch die Antichambre trat, sah er am Fenster zwei Frauen stehen, deren Anzug verrieth,

daß sie den ärmeren Klassen angehörten. Es war ein altes Weib und ein junges, blühendes, bildhübsches Mädchen von höchstens sechszehn Jahren.

Felix wurde bei dem Anblicke dieser beiden Frauen, der ihm Alles erklärte, blutroth im Gesicht; ob aus Zorn oder Schaam, wagen wir nicht zu entscheiden.

Aber am Abend dieses Tages geschah es zum ersten Male in seinem Leben, daß er sich — betrank!

In dem Uebermuthe des Rausches nun warf er, als er taumelnd nach Hause kam, seine drei Manuscripte in's Feuer.

Seine schriftstellerische Laufbahn war zu Ende, noch ehe sie begonnen hatte.

17.

Alma.

Seit jenem Tage, der seine letzten Hoffnungen in einer so gottesschänderischen Weise vernichtet hatte, lag Felix von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang seinem tagelöhnerischen Broterwerb ob.

Die Abende brachte er bei schlechtem Wetter in der Schenke zu, wo er mit den Andern politisirte, bei gutem auf einsamen Spazirgängen längs des Mainufers, wo er für sich allein über Welt und Menschen philosophirte.

An einem dieser Abende nun war es, wo er das junge Mädchen aus dem Wasser rettete, welches sehr bald seinem Leben eine andere Richtung geben sollte. Er trat in das süßeste, aber auch gefahrvollste Stadium des Menschenlebens!

Wen es vielleicht wundern sollte, daß Felix das Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht hatte, ohne auch nur angeweht zu werden von der Leidenschaft, die sich des menschlichen Herzens zum ersten Male gewöhnlich schon mit dem achtzehnten Jahre bemächtigt: der kennt ohne Zweifel nicht die psychologische Erscheinung, welche uns zeigt, daß die Sinne, die ja mehr oder weniger die Quelle der Liebe sind, in dem Maße absorbirt werden, in welchem der Geist durch Anstrengung gekräftigt wird.

Felix hatte sich ganz und gar nur in der Sphäre geistiger Strebsamkeit bewegt, daß ihm die Regung der Liebe bis auf die Ahnung von ihrer Existenz fremd geblieben war.

Erst als er durch das kleine, von ihm veranstaltete Auto-da-fé, welches seine Manuscripte verschlang, sich feierlichst von jeder geistigen Wirksamkeit losgesagt hatte, trat seine physische Natur in ihre Rechte ein.

Nichtsdestoweniger blieb er von einer eigentlichen Leidenschaft frei bis zu dem Augenblicke, da ihm das Schicksal ein Mädchen in die Arme legte, die er dem

Tode in einem harten Kampfe mit dem Elemente abgerungen hatte.

Von dem Augenblicke an, da es zum Leben erwachte, fand sich Felix von einer unwiderstehlichen Leidenschaft für dasselbe erfaßt. Sein Geist erschien ihm wie in eine Art Lethargie versenkt. Es war ihm unmöglich geworden, irgend Etwas denkend zu ergründen. Sein ganzes Ich schien sich versenkt zu haben in das Gefühl; und während sein Gehirn mumienartig zu vertrocknen schien, pulsirte sein Blut mit der Glut eines Feuerstromes in seinen Adern.

Das junge Mädchen hatte am Tage nach ihrer Rettung dem alten Kurd und Felix ihre Geschichte erzählt. Sie war einfach und doch ein wenig seltsam:

Vater- und mutterlose Waise, gehörte Alma Mertens zu der Klasse der Haus- und Dienstmädchen. Sie behauptete zwar, von einer altadligen Familie abzustammen, die ihr Adelszeichen vor zwei Generationen abgelegt hatte, weil sie in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen war. Allein dies hinderte nicht, daß sie nach dem Tode ihrer Eltern, die einen Kleinhandel betrieben hatten, genöthigt gewesen war, in Condition zu gehen, wie heut zu Tage selbst die Dienstmädchen sich euphemistisch ausdrücken.

Ihre Herrschaft gehörte zu den ersten und reichsten Klassen der Bewohner Frankfurts. Der Luxus, in welchem sich Alma täglich bewegen mußte, ohne

ihn doch theilen zu können, erweckte anfangs ihren Neid, dann das heftigste Verlangen, ihn auch zu genießen.

Sie träumte von weiter nichts als von seidenen Kleidern, türkischen Shawls, einem mit Delicatessen besetzten Tische, einer prachtvollen Wohnung mit persischen Teppichen, einer Theaterloge und einer glänzenden Equipage.

Wenn sie bei diesem leidenschaftlichen Verlangen und ihrer außerordentlichen Schönheit unverführt blieb, so lag die Ursache davon weniger in ihr, als in den Umständen.

Einem Manne anzugehören, der nicht im Stande war, alle Wünsche ihres Herzens und ihrer Sinne zu befriedigen, dies fiel ihr nicht im entferntesten ein; und sie wußte jedem Entgegentreten von Seiten ihrer männlichen Standesgenossen, den Handwerksgesellen, den Unterofficieren der Garnison, selbst den Commis der Handlungshäuser, auf eine so schroffe Weise zu begegnen, daß man ihr nicht zum zweiten Male zu nahe kam.

Selbst wenn sich ihr Männer der höheren Stände, angezogen von ihrem idealen Gesichte und ihren reizenden Körperformen, die sie trotz der Einfachheit ihres Magdcostums durch die Art, es zu tragen, hervor zu heben verstand, — selbst wenn sich ihr — sagen wir — solche Männer näherten, so wußte sie mit einer seltenen Geschicklichkeit sich über die Ver-

mögensverhältnisse derselben in's Klare zu bringen; und da sie dann immer fand, daß diese nicht so beschaffen waren, um ihr die nöthigen Garantieen bieten zu können: so ließ sie sich nicht auf die geringste Unterhandlung und noch weniger auf die kleinste Gunstbezeugung ein.

Sie konnte mit vollem Rechte von sich behaupten, daß ihre Lippen noch nie von dem Munde eines Mannes berührt worden waren, seitdem sie angefangen hatte, sich Jungfrau zu fühlen.

Einst hatte sie ihre Herrschaft auf einer Lustpartie nach Wiesbaden begleitet und mit ihr Eintritt in den Spielsaal gefunden.

Die Masse des auf dem grünen Tische angehäuften Goldes hatte sie in Erstaunen versetzt; aber dieses Erstaunen war bald der Gier gewichen, sich in dem Besitze eines Theils jener Goldmasse zu sehen.

Mit fieberischer Spannung sah sie den Manipulationen der Spieler zu, durch welche dieselben häufig bedeutende Summen der Bank entzogen. Mit leidenschaftlichem Blicke verfolgte sie die Art, wie sich vor einem der Spieler der vor ihm aufgethürmte Goldhaufen von Minute zu Minute vermehrte.

Sie bat ihre Herrschaft, ihr zu erlauben, einen Gulden, den sie bei sich hatte, setzen zu dürfen; und die Herrschaft hatte nichts dagegen.

Man stand am Roulette. Alma hatte vor kurzem ihren sechszehnten Geburtstag begangen; sie setzte

ihren Gulden daher auf die Nummer 16; und siehe da! die Nummer 16 kam heraus.

Ohne das geringste äußere Zeichen von Freude nahm das junge Mädchen die drei Goldstücke und die fünf Gulden, welche ihr von einem der Croupiers hingeschoben wurden, in Empfang. Es schien, als ob mit dieser geringen Summe ihre Hoffnungen nicht im entferntesten erfüllt wären.

Ohne die leiseste Aufregung ließ sie eines der erhaltenen Goldstücke auf der Nummer stehen. Diesmal aber erschien eine andere Nummer; und das Goldstück war verloren.

Das zweite hatte dasselbe Schicksal; und schon wollte sie das dritte setzen, als ihre Herrinn, die ihrem Spiele aufmerksam gefolgt war, sie daran hinderte, indem sie sagte: sie möge sich mit den noch gewonnenen fünfzehn Gulden, die ein ganzes Vierteljahr Lohn ausmachten, begnügen.

Mit Widerstreben hatte Alma der Weisung ihrer Herrinn gehorcht; aber von diesem Augenblicke an war sie dem Spielteufel verfallen.

Was sie auch that, wo sie auch ging und stand, — immer schwebte ihr das Bild des Roulette als ein verlockendes Wesen vor, nach welchem sie sich unwiderstehlich hingezogen fühlte.

Hier war ja eine Aussicht, das Ideal ihrer Wünsche zu realisiren. Wenn es ihr nur gelang, die Bank zu sprengen: so war sie reich genug, um eine vor-

nehme Dame spielen zu können; und sie brauchte alsdann nicht so lange zu warten, bis der Zufall ihr einen Mann zuführte, der sie dazu machen konnte.

Daß zum Sprengen der Bank ihre kleine Baarschaft nicht ausreichen würde, sagte ihr eine unheilvolle Ahnung. Sie brütete daher Wochen lang über einem Mittel, in den Besitz von wenigstens fünfzig Friedrichsd'ors zu kommen.

Man wird begreifen, daß dieses Brüten fruchtlos war.

Alma dachte an die Lotterie; allein wie lange dauerte es noch, bis die Hauptklasse gezogen wurde! So weit reichte ihre Geduld nicht, da das Verlangen nach dem grünen Tische von Wiesbaden täglich unabweisbarer in ihr wurde.

Schon hatte sie den Entschluß gefaßt, einen ihr nicht fruchtlos erscheinenden Schritt bei dem Baron Goldmann zu thun, um sich in den Besitz der Summe zu setzen, die ihr zur Beschwörung des Spieldämons und zur Hebung des von ihm bewachten Schatzes nothwendig däuchte; schon überlegte sie die Wege, die sie zu diesem Ziele einzuschlagen hatte, als ihr Herr eine Geschäftsreise machte, die ihn vom frühen Morgen bis zum späten Abend vom Hause entfernt hielt.

Beim Aufräumen seines Zimmers entdeckte Alma, daß er den Schlüssel seines Secretair stecken gelassen hatte.

Einem Triebe der Neugierde folgend, öffnete sie die Schubladen des Secretair und fand in der einen drei Goldrollen.

Ein Blitz zuckte über ihr Gesicht!

Mit einer dieser Rollen konnte sie alle ihre Träume verwirklichen. Sie brauchte das Geld nicht einmal zu stehlen; sie brauchte es nur bis zum Abend heimlich zu entlehnen. Und wenn sie, von Wiesbaden mit dem Golde der Bank in ihrer Tasche zurückkehrend, die Summe wieder an ihren Ort legte, so war sie vor Gott und Menschen so ehrlich wie zuvor, vor den letzteren aber ein Phönix ohne Gleichen!

Dieser Gedankengang hatte in Alma schneller stattgefunden, als wir ihn erzählen konnten. Mit einem entschlossenen Griffe nahm sie das Geld, schloß den Secretair wieder zu, und hatte jetzt kaum mehr Ruhe genug, ihre häuslichen Geschäfte zu vollenden.

Nie war sie in ihrer Arbeit so zerstreut, so oberflächlich gewesen, wie heut. Denn zu der Aufregung, die das zu unternehmende Spiel in ihr hervorbrachte, gesellte sich noch die Unruhe, welche ihr durch das Gewissen über den von ihr unternommenen Diebstahl bereitet wurde.

Ihre Herrinn bemerkte den ganz seltsamen Zustand des Mädchens und fragte sie nach der Ursache desselben. Aber — sei es, daß Alma sich bereits ihren Plan gemacht, sei es, daß sie von einer bewunderns-werthen Geistesgegenwart unterstützt wurde! — ge-

rade diese Frage ward die Brücke, auf welcher sie die Erfüllung ihres nächsten Wunsches, den Tag für sich zu haben, erreichte.

Alma erklärte ihrer Herrinn, wie sie gestern Abend spät die Nachricht erhalten habe, daß ihre einzige, wenn auch entfernte Verwandte, die sie öfters in dem Dorfe Niederrad besucht, plötzlich gefährlich erkrankt sei, und daß sie diese Nachricht um so fürchterlicher angegriffen habe, als sie wegen ihrer Pflichten für das Haus nicht hoffen dürfe, der alten Frau beizuspringen.

Die Folge dieser Klage war die, daß Alma von ihrer Herrinn sofort die Erlaubniß erhielt, ihre Verwandte gleich zu besuchen; nur sollte sie wo möglich am andern Morgen zurück sein.

Eine Viertelstunde später verließ Alma das Haus in ihrem besten Anzuge.

Ihre bisher ersparte Baarschaft, etwa dreißig Gulden, und die dem Secretair ihres Herrn entlehnte Goldrolle trug sie bei sich.

Sie nahm ihren Weg direct nach der Eisenbahn, deren nächster Zug eben abging und sie in einer Stunde an das Ziel ihrer Wünsche brachte.

Sie befand sich am Roulette zu Wiesbaden.

18.

Drei Stunden am Roulette.

Als Alma an den Tisch heran trat, bezeigten die Croupiers dem schönen Mädchen, dessen sie sich noch recht wohl erinnerten, allerlei Aufmerksamkeiten.

Sie hatte vor nicht langer Zeit eine Nummer besetzt und getroffen; und dies war an der Bank schon eine Art Ereigniß. Sie hatte danach zwei Mal einen Friedrichsd'or auf eine einzelne Nummer gesetzt; und dies galt an der Bank für eine Art großer Noblesse. Ihr Benehmen an der Bank war mit dem Stande, welchem sie ihrer Kleidung nach angehörte, in vollem Widerspruche; und dies lieh ihr den Reiz des Geheimnißvollen.

Außerdem war sie ungewöhnlich schön; und die Croupiers haben für schöne Spielerinnen fast eben so viel Ergebenheit wie für reiche Spieler.

Da Alma außer ihren dreißig Gulden kleinen Geldes noch eine Goldrolle vor sich auf den Tisch legte, so verwandelte sich die aufmerksamliche Ergebenheit der Bankbeamteten in zuvorkommende Hochachtung und Ehrerbietigkeit. Einer der Croupiers befahl dem nahestehenden galonirten Diener mittels eines Winkes, der Dame einen Sessel herbei zu bringen.

Dies geschah; und Alma nahm nach einer kur-

zen Dankgeberde mit dem Ansehen einer Gräfinn in dem Sessel Platz.

Gleichsam als würde sie von einem durch ihr Gewissen geleiteten Instincte getrieben, begann sie ihr Spiel mit dem ihr eigenthümlich gehörenden losen Gelde. Allein noch war keine Viertelstunde vergangen, so befand sich dies ganze Geld im Besitze der Bank.

Alma suchte in ihren Taschen; es fanden sich darin nur Sechs- und Zwölfkreuzerstücke vor, deren Gesamtheit noch nicht einen Gulden ausmachte; und da diese letztere Einheit das Minimum des Einsatzes war, so konnte sie damit nicht mehr spielen.

Einen Augenblick lang regte sich ein guter Genius in ihr, der ihr zuflüsterte, das heimlich entlehnte Geld nicht anzurühren. Sie sah mehre Minuten lang dem Spiele der Andern zu, bis sie plötzlich, als die Kugel schon im Fallen war, wie als ob sie einer höheren Eingebung folgte, ihre Goldrolle auf die vor ihrem Sitz befindliche Nummer 16 schob, die ihr schon einmal ein unerwartetes Glück gebracht hatte.

Die Croupiers hatten kaum noch Zeit, ihrer Pflicht gemäß zu rufen: „L'or va au rouleau jusqu'à la concurrence du maximum*)!“ als die

*) Es gilt das Gold in der Rolle bis zur Gesamthöhe des höchsten Satzes.

Kugel einfiel und die allgemeine Erwartung der Spieler beseitigte.

„Seize, rouge, pair et manque!“ rief der Croupier; und ein allgemeines „Ah!“ aus dem Munde der um den Tisch Versammelten erfüllte die schwüle Luft des Saales.

Die Nummer 16 hatte getroffen.

Da die höchste Zahlung, welche die Bank für einen Coup auf eine Chance leistete, auf dreitausend Gulden festgesetzt war, in Folge dessen Alma von ihrer Rolle auch nur neun Friedrichsd'ors verloren haben würde, so erhielt sie jetzt jene dreitausend Gulden in sechs Goldrollen oder Rouleaux, jede zu fünfhundert Gulden oder fünfzig Friedrichsd'ors, ausgezahlt.

Es wird keiner besonderen Versicherung bedürfen, daß sie sogleich weiter spielte. Denn obschon sie von dem Augenblicke ihres Treffens an der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit aller Spieler und Zuschauer geworden war, so wurde doch jede Befangenheit, der sie hätte unterworfen sein können, paralysirt durch die Leidenschaft, die sich ihrer bemächtigt, und die zufolge des außerordentlichen Gewinnes einen ganz exclusiven Charakter angenommen hatte.

Alma schien die Nummer 16 jetzt vorzugsweise als die ihr günstige Nummer zu betrachten. Sie besetzte sie jedesmal mit einer Anzahl von Goldstücken, ohne dabei andere Nummern zu vernachlässigen.

Vier bis sieben Nummern wurden von ihr fast bei jedem Coup besetzt; und selten nur geschah ein Coup, ohne daß eine ihrer Nummern getroffen hatte. Die Sechszehn kam im Verlauf einer Viertelstunde nicht weniger als sechs Mal heraus.

Nach und nach häuften sich die Goldrollen barricadenartig vor dem jungen Mädchen auf. Die Bank hatte schon mehre Male das auf dem Tische befindliche Gold durch Zuschuß aus der Kasse ergänzen müssen; aber noch wollte das Glück des jungen Mädchens nicht müde werden. —

Bereits hatten sich mehre junge und hübsche Männer mit allerlei Aufmerksamkeiten an den weiblichen Glückspilz heran gedrängt, mancher von ihnen ohne Zweifel mit der vom Bewußtsein seiner Jugend und Schönheit getragenen Hoffnung, am Ende bei dieser merkwürdigen Gelegenheit zu einer guten Partie zu kommen.

Wäre Alma nicht zu sehr in ihr Spiel versenkt gewesen, um wahrnehmen zu können, was um sie herum vorging: sie hätte sich gewiß nicht retten zu können gemeint vor den vielen Huldigungen, die ihr unter allen Formen und Gestalten, von Hohen und Niederen, Großen und Kleinen dargebracht wurden. So aber zeigte sie einzig und allein Sinn für das, was ihr der Croupier, der die Kugel warf und die treffenden Chancen ausrief, zu sagen hatte.

Bereits lag vor dem jungen Mädchen in Gold=

rollen und französischen Tausendfrancs-Billets die Summe von fünfzigtausend Gulden, also ein ganzes respectables Vermögen. Die Bank war abermals erschöpft, und es trat eine kleine Pause im Spiele ein, bis aus der Kasse neue Geldsummen herbei geholt worden waren.

Während dieser Pause lehnte sich das von der Anstrengung erschöpfte junge Mädchen in ihren Sessel zurück. Taub für Alles, was um sie her und zu ihr gesprochen wurde, blickte sie unverwandt auf die Goldbarricade, die vor ihr aufgebaut stand.

Wer mochte ihre Gedanken errathen?!

Endlich blickte sie um sich.

Sogleich ließen sich zehn Stimmen mit der Frage vernehmen: „Wünschen Sie Etwas, gnädiges Fräulein?"

„Ich hätte wohl gern ein Glas Wasser!" lautete ihre Antwort.

Im Nu stürzte Alles, was männliche Beine hatte, nach dem Büffet-Saale, um den Wunsch des gnädigen Fräuleins zu erfüllen.

Allein keiner von Allen sollte so glücklich sein. Denn der Kurhausdiener, in Erwartung eines außerordentlichen Trinkgeldes, ließ sich sein Recht nicht nehmen, den Gästen zu serviren. Ein Krystallglas frischen Wassers auf einem silbernen Plateau, eilte er herbei, um es der Dame zu präsentiren.

Alma trank, gab das Glas zurück und legte dem

Diener einen doppelten Friedrichsd'or auf das Plateau. — Es war der erste Act ihres langersehnten Damenthums! —

Kaum hatte sie getrunken, so vernahm sie hinter sich eine Stimme, welche ihr in's Ohr flüsterte:

„Spielen Sie nicht mehr weiter!"

Ueberrascht wandte sie sich um.

Sie erblickte ein Gesicht, welches ihr einen unerklärlichen Abscheu einflößte. Ein Paar große gläserne Augen stierten aus einem Mulattenantlitz bald ihre Gestalt, bald die vor ihr liegenden Goldrollen an.

„Und warum nicht?" fragte sie, ihren Blick von dem widerwärtigen Gesichte abwendend.

„Weil Sie Alles wieder verlieren werden!" lautete die Antwort.

Das junge Mädchen sagte Nichts, sondern lächelte mit einem Ausdrucke, der ein Mittelding war zwischen Spott und Siegesgewißheit.

Inzwischen war das Geld aus der Kasse angelangt und auf dem Roulette-Tische ausgelegt worden.

Der Croupier ergriff die Kugel und rief in seinem gewohnten mechanischen Tone:

„Faites votre jeu, Messieurs!"

Alma, welche sehr schnell in das technische Verfahren des Spiels eingeweiht worden war, wollte die Nummer 16 in allen Chancen poussiren. Sie schob daher das Maximum mit sechs Rouleaux, das heißt dreitausend Gulden, auf Rouge, die gleiche

Summe auf Pair, dieselbe Summe auf Manque; sie besetzte gleichzeitig die 16 en plein mit 9 Friedrichsd'ors, die Transversale der 16 mit 27 Friedrichsd'ors und die Douze milieu mit drei Rouleaux.

Als sie alle diese Chancen besetzt hatte, warf der Croupier die Kugel mit den Worten: „Le jeu est fait!“

Die Kugel rollte.

Die Gesellschaft hatte mit dem größten Interesse diesen gewaltigen Angriffssatz des jungen Mädchens beobachtet, und harrte nun in der größten Spannung auf das Resultat.

Alma sagte sich: Wenn ich treffe, werde ich auf einen Coup achtzehntausend Gulden erhalten. Ich werde damit weiter spielen, bis ich hunderttausend Gulden gewonnen habe; dann werde ich aufhören und mit diesem Vermögen nach meinem Geschmacke leben.

„Rien ne va plus!“ rief der Croupier, indem die Kugel in die sich drehende Scheibe einfallen wollte.

Alles war in höchster Spannung.

Doch die Kugel, von der Schwingung des Cylinders erfaßt, hielt sich auf dem Nummerrande in der Balance, ohne einzufallen.

Bei diesem Umstande, der mehrmals an einem Tage eintritt, fällt sie gewöhnlich nicht eher in das Nummergefach, als bis die rotirende Scheibe zum Stillstehen kommt.

Auf dem Nummerrande balancirend, hielt sich die Kugel genau zwischen der 16 und der daneben liegenden 29.

Fiel die Kugel in die 16, so waren sämtliche von dem jungen Mädchen besetzten Chancen getroffen, und die Bank hatte ihr auf diesen einen Coup achtzehntausend Gulden zu zahlen.

Fiel aber die Kugel in die 29, die in allen Chancen das Gegentheil der 16 war, nämlich Noir, Impair, Passe und Douze dernier: dann waren alle Einsätze der Spielerinn verloren.

Jetzt schwankte die Kugel noch zwischen beiden Nummern hin und her, sich bald der einen, bald der andern zuneigend.

Die Spannung der Zuschauer (und es gab am Tische schon nichts Anderes mehr als Zuschauer!) war durch diesen zufälligen Umstand auf den höchsten Grad gebracht worden: Aller Blicke hafteten an der entscheidenden Kugel; Aller Köpfe waren emporgereckt, um die kleinste ihrer schwankenden Bewegungen zu sehen; der Athem der Gesellschaft stand still; man hörte die Herzen klopfen.

Alma war in ihren Sessel zurück gesunken und hatte die Augen geschlossen; denn sie besaß nicht mehr moralische Kraft genug, dem Schwanken der Kugel zu folgen.

Da plötzlich rang sich aus der Brust der Zuschauer ein schmerzliches „Ah!“ los.

Die Kugel war gefallen.

„Vingt-neuf, noir, impair et passe!“ rief der Croupier mit sichtlicher Freude aus; und sogleich verschwanden mittels der Rateaux der Croupiers alle Goldhaufen vom Tische.

Dieser eine Coup hatte der Spielerinn über zehntausend Gulden gekostet.

Es war, als hätte ihr das Schicksal einen Warnungswink geben wollen, indem es eine der vier Nummern heraus kommen ließ, durch welche sämtliche von ihr besetzten Chancen mit einem Male verloren.

Doch wann hätte schon jemals ein Spieler den warnenden Wink des Schicksals beachtet?!

So vernichtet Alma anfangs über den mißglückten Coup war, so entschlossen erhob sie sich plötzlich, um das Spiel von neuem anzugreifen. Sie setzte wild durcheinander, was ihr unter die Hand kam; — und verlor.

Durch eine jener Launen des Zufalls, die so seltsam scheinen, daß selbst Spieler von jahrelangen Erfahrungen sie als wunderbar betrachten, und die doch wieder so natürlich sind, daß solche Spieler förmliche Systeme darauf gegründet haben, — zeigte sich für Alma das Unglück jetzt eben so hartnäckig, wie kurz zuvor das Glück sich gezeigt hatte.

Von jenem ersten verlierenden Coup an traf sie eben so selten noch einen, wie vorher einer von ihr

verfehlt worden war. Aber je entschiedener sie verlor, desto eifriger betrieb sie ihre Einsätze.

Der Schweiß rann ihr von der Stirn herab wie in ungeheuerer Anstrengung; und der Haufen der Goldrollen wurde von Minute zu Minute kleiner.

Endlich, als abermals ein unglücklicher Coup alle Einsätze verschlungen hatte, und sie, tief Athem holend, sich ein wenig verschnaufte, fiel ihr Blick auf ihren Geldvorrath; und es durchzuckte ihr Herz wie ein spitzer Dolch.

Nur ein Rouleau lag noch vor ihr, ein Rouleau, das sie nach Hause bringen mußte, wenn sie nicht als Diebinn dem Gericht überantwortet werden wollte.

Sie sank zusammen und spielte mehre Coups hindurch gar nicht. Kein Mensch bemühte sich mehr um sie.

Die meisten Zuschauer hatten sich bereits verzogen, da es gefühlvollen Seelen kein Vergnügen, und gefühllosen kein Interesse gewährt, Jemanden so schrecklich verlieren zu sehen.

Alma hatte indeß für diesen Umschwung der öffentlichen Meinung eben so wenig Sinn, wie sie früher für die Huldigung derselben gehabt hatte. Sie stierte anscheinend gedankenlos auf den mit gelben Ziffern und Wörtern bedruckten grünen Teppich, und schien um einen fürchterlichen Entschluß zu kämpfen.

Endlich erhob sie sich aus dem Sessel, erfaßte ihr Rouleau und wandte sich zum Gehen.

In diesem Augenblicke rief der Croupier, indem er die Kugel von neuem warf: „Faites votre jeu Messieurs!“

Dies entschied. Alma warf ihr Rouleau auf Rouge. —

Rouge verlor!

Da ward es ihr schwarz vor den Augen. Kaum konnte sie die Thür des Salons erreichen, die in den Park führte. Dort sank sie auf eine Bank ohnmächtig nieder.

Kein Mensch bekümmerte sich mehr um sie. Das Spiel im Saale ging ruhig fort.

Als Alma aus ihrer Ohnmacht erwachte, stand der unheimliche Mann vor ihr, der sie am Spieltische mit der unbeachteten Warnung angeredet hatte.

„Nun, hatte ich nicht Recht, Kindchen?“ fragte er vertraulich.

„Ach, mein Herr, retten Sie mich!“ war Alles, was das junge Mädchen hervor bringen konnte.

„Ah jetzt — da die Rettung ein Kunststück ist?“ lachte der Mann. „Nein, Närrchen, jetzt ist's zu spät! — Wenn es Dir aber heut Nacht an einem Bette fehlt, so komm nach dem Hôtel zum Bären und frage nach dem Doctor Böhm. Für ein Nachtlager wird sich schon Rath schaffen lassen!“

Mit diesem Hohne entfernte sich der Mann.

Alma fühlte sich durch diese Begegnung bis zum Wahnsinn gefoltert.

„Ich muß Alles wieder gewinnen!“ rief sie plötzlich und fuhr mit der Hand in ihre Tasche, um die Kreuzermünze heraus zu holen, die sich darin befand. Sie zählte die einzelnen Stücke. Es fehlten noch zwanzig Kreuzer an einem Gulden.

Doch wie leicht waren nicht zwanzig Kreuzer zu beschaffen, da sie ein kleines Kreuz von Gold am Halse trug. Es ist wahr, das Gold war von der leichtesten Art; aber zwanzig Kreuzer würde ein Goldarbeiter doch dafür geben.

Alma lief demgemäß in die nächste Straße und suchte sich einen Goldarbeiter auf. Dieser prüfte das Metall des Kreuzes und bot achtzehn Kreuzer darauf.

„Ich muß durchaus zwanzig haben!“ entgegnete ihm das Mädchen; „ich muß sie haben.“

„Nun, nun,“ meinte der Goldschmidt, „zwei Kreuzer giebt man wohl einem Armen; darauf wird's mir also auch nicht ankommen.“

Alma ließ sich nun von dem Manne, dem sie ihr kleines Geld hingab, ein ganzes Guldenstück geben und lief in den Spielsaal zurück.

Man war erstaunt, sie wieder kommen zu sehen, aber noch weit mehr erstaunt, als sie einen Gulden hervorzog, um ihn auf die Nummer 16 zu setzen.

Dasselbe Wesen, welches vor kaum einer Stunde fünfzigtausend Gulden als ihr Eigenthum vor sich liegen gehabt hatte, kam jetzt, um das geschwundene Glück mit einem einzelnen Gulden zurückzuführen.

Die Kugel fiel. Die Nummer 16 kam nicht heraus. Alma hatte ihr Geld bis auf den letzten Kreuzer verloren.

* *
*

Wir unterlassen es, ihre Empfindungen zu schildern, als sie sich aufmachte, um zu Fuß Frankfurt zu erreichen. Der Gedanken an Selbstmord tauchte mehr als einmal in ihrer Seele auf. Aber auf der einsamen Landstraße hatte sie nicht einmal die Mittel, solche Gedanken zur That werden zu lassen.

Dunkel schwebte es ihr vor, daß sie nach Niederrad müsse, um vorerst ihre Verwandte zu besuchen.

Als sie, zu Tode erschöpft, an der Eisenbahnbrücke anlangte, war sie schon so ziemlich ihrer Sinne beraubt. — Man wird es also erklärlich finden, daß sie sich — als der Mangel eines Kreuzers sie, die noch vor wenigen Stunden ein Vermögen von einem halben Hunderttausend Gulden besaß, am Ueberschreiten der Brücke hinderte — in's Wasser stürzte, um gleichzeitig ihr Unglück und ihre Schande zu begraben.

19.

Liebesmühen.

Die Frage: was mit dem Mädchen, welches Felix vom Wassertode gerettet hatte, anzufangen, war zwischen Kurd und seinem Pflegesohne bald erledigt worden.

Kurd empfand eine Art Respect vor einem Wesen, welches — wenn auch nur eine Stunde lang — ein Vermögen von fünfzigtausend Gulden besessen hatte.

Daß das Mädchen ihre Herrschaft bestohlen, kam nicht weiter in Betracht, als Felix auseinander setzte, daß es — wie er aus eigner Erfahrung wisse — Leidenschaften gäbe, die so mächtig seien, daß sie den freien Willen eines Menschen verschlängen, und ihn so für die aus diesen Leidenschaften hervorgehenden Handlungen unzurechnungsfähig erscheinen ließen.

Man beschloß daher, das junge Mädchen im Hause zu behalten, und knüpfte an ihre Gegenwart einen neuen Erwerbszweig.

Sie war nämlich trotz ihrer aristokratischen Neigungen sehr erfahren in der bürgerlichen Kochkunst und besaß eine besondere Virtuosität im Backen gewöhnlicher Fische.

Felix baute darauf einen geschäftlichen Plan.

Man wollte jeden Abend von einer bestimmten

Stunde an die am Tage gefangenen kleineren Fische backen und dieselben, in Portionen zu sechs Kreuzern getheilt, von besonders engagirten Knaben und Mädchen in allen Bierlocalen Frankfurts austragen lassen.

Dieser Plan wurde sofort in Angriff genommen, ausgeführt und vom besten Erfolge gekrönt.

Die Backfische aus dem Kurd'schen Hause erhielten sehr bald in allen Localen, wo man Bier oder Aepfelwein trank, einen wohlverdienten Ruf, da sie nicht blos den Hunger auf eine angenehme Weise befriedigten, sondern auch den Durst ansehnlich vermehrten, und dessen Erzeugung es sich in den städtischen Schanklocalen weit mehr handelte, als um seine Beseitigung.

Während das Geschäft einen guten Fortgang nahm, ging die Leidenschaft des Felix für die schöne Alma ungestüm neben her.

Es ist wahr, daß es dem Mädchen, obgleich es einen gewissen gesellschaftlichen Tact besaß, an jedem geistigen Fond fehlte; aber seltsamerweise erschien dem geistig so begabten jungen Manne Nichts gleichgiltiger als dies. Er war wie in einen Zauberkreis in die Atmosphäre des Mädchens gebannt; und obwohl er ihr kein Wort von Liebe sagte, so sah sie es doch aus jeder Geberde ihres Retters, daß sie von ihm mit einer an Raserei grenzenden Leidenschaft geliebt wurde.

Alma theilte diese Leidenschaft nicht. Denn wann

hätte je ein beschränktes Weib wirkliche Liebe empfunden für einen geistreichen Mann?! —Außerdem hatte sie ihre Marotte des Damenthums nicht in dem Wasser verloren, aus welchem sie gezogen worden war. Und wenn sie auch im Anfange, von der Unsicherheit ihrer Existenz erschreckt, bereitwillig und sogar dankbar das ihr dargebotene Asyl angenommen hatte, so war sie doch, als sie wieder ein wenig moralische Festigkeit gewann, weit entfernt von dem Gedanken, ihr Leben in den so beschränkten Verhältnissen einer Sachsenhäuser Fischerfamilie zuzubringen.

Aber wenn sie nun auch die Liebe ihres Retters nicht erwiederte, so war doch Nichts natürlicher, als daß sie sich dieselbe gefallen ließ. Ja, sie ging sogar so weit, bei vorkommenden Veranlassungen, — mehr aus Zeitvertreib, als selbst nur aus Dankbarkeit! — Empfindungen zu heucheln, die sie niemals gehabt hatte und — wie sie sich heimlich sagte — auch wahrscheinlich nie haben würde.

Alma besaß kein Herz! Und wenn Felix bei seinen außerordentlichen Kenntnissen auch ein klein wenig praktischer Psychologe gewesen wäre, so würde er dies schon aus der Art und Weise erkannt haben, wie sich das junge Mädchen an der Spielbank benommen hatte.

Kein Weib, welches sich mit Leidenschaft dem Spiele hingiebt, ist des Gefühles der Liebe fähig! und wahrscheinlich schreibt sich aus diesem psycholo-

gischen Erfahrungssatze die sprüchwörtliche Ansicht her, daß Liebe und Spiel sich niemals vertragen; daß Venus und Fortuna sich stets feindlich gegenüber stehen; und daß Derjenige, welcher der Einen huldigt, von der Andern mit Bannsprüchen verfolgt wird. —

Felix ließ sich täuschen von der Duldung, welche Alma gegen seine Bewerbung an den Tag legte.

Er nahm für mädchenhafte Schüchternheit, was bei ihr nur Mangel an sinnlicher Empfindung war. Sie redete von Tugend, wo es sich nur um einen Temperamentsfehler handelte; und was in seinen Augen als falsch verstandene Ehrbarkeit galt, das war in Wahrheit richtig verstandener Speculationsgeist.

Trotz alledem wand sich um die beiden jungen Leute endlich ein Band der Vertraulichkeit, welches von der Liebe wenigstens den Namen und das Kleid hatte.

Die Bewerbungen ihres Retters um ihre höchste Gunst waren zuletzt so drängend geworden, daß sich Alma in die Nothwendigkeit versetzt sah, sie entweder zu geben, oder ihr Asyl für immer zu verlassen. Da ihr das Letztere nicht räthlich erschien, so entschied sie sich für das Erstere.

Sie würde vielleicht noch länger widerstanden haben, wenn ihr Felix nicht ein Wort gesagt hätte, das sonst bei den Mädchen als unwiderstehliche Lo=

ckung gilt, auf Alma aber den Eindruck des Entsetzens hervorbrachte: das Wort „Heirath."

Der Gedanke, durch unauflösliche Bande an einen Mann gekettet zu sein, dessen intellectuellen Werth sie nicht zu fassen verstand, und dessen äußere Verhältnisse ihr als der Inbegriff alles Niedrigen erschienen; — dieser Gedanke erfüllte sie mit Schrecken.

Felix hatte im Rausche seiner Leidenschaft geschworen, sie zu heirathen, um sie ganz zu besitzen. Das mußte — wie Alma rechnete — dadurch verhindert werden, daß er sie ganz besaß, ohne sie zu heirathen.

Und wie andere Mädchen ihre Hingabe an das Gelöbniß der Heirath knüpfen, so machte Alma zur Bedingung der ihrigen das Versprechen, sie nicht heirathen zu wollen.

Natürlich wußte sie ihm tausend Gründe anzugeben, die das Unzweckmäßige einer ehelichen Verbindung in ihren gegenwärtigen Verhältnissen bewiesen; und Felix, dessen Leidenschaft nur ein Ziel kannte, den körperlichen Besitz des ersehnten Wesens, war vollständig überzeugt durch die Aussicht, zu diesem Besitze auch ohne den priesterlichen Segen gelangen zu können.

So gab Alma dem Drängen Felix' nach!

Aber selbst ihre Nachgiebigkeit noch enthielt eine Berechnung.

Als sie sich den Armen des in einen Wonne=

taumel versetzten jungen Mannes entwand, und dieser sie mit erneuten Liebkosungen zu verschlingen suchte, wehrte sie ihn mit den Worten ab:

„Du hast mir das Leben gerettet, Felix; und ich gab Dir den kostbarsten Schatz desselben. Ich denke also, wir sind quitt.“

„Aber Du bleibst doch mein, Alma, mein, wie Du es geworden bist?!“ rief Felix mit ängstlichem Tone, sie heftig und fest umfassend, gleichsam als wollte er sich seines heiligsten Kleinods durch die Gewalt seines Armes versichern. — „Ich hätte Dich nie gehabt, wenn ich Dich nicht immer hätte!“ fuhr er in Extase fort; und wenn ich Dich verlieren müßte, ich würde — —“

Er hielt inne, als schiene ihm das, was er alsdann würde, noch viel gräßlicher als der Verlust des Mädchens, welches ihm in diesem Augenblicke Alles war.

„Nun,“ fragte Alma mit einer Art boshafter Neugierde; „und was würdest Du alsdann?“

„Ich würde — ein Verbrecher werden!“ antwortete Felix mit gedämpfter Stimme und einem Gesicht, auf dem man las, wie alle Bilder eines großen verbrecherischen Daseins in diesem Augenblicke vor seiner Phantasie vorüberzogen.

„Du würdest mich doch nicht morden?“ rief Alma, die sich vor den Blicken fürchtete, mit welchen ihr Liebhaber seine letzten Worte begleitet hatte.

„Das käme auf die Umstände an!“ erwiderte Felix, indem er finsteren Angesichts starr in ihr Auge sah.

Alma empfand eine wirkliche Furcht. Sie liebte das Leben außerordentlich; denn sie hatte jetzt wieder die Hoffnung erfaßt, dies Leben genießen zu können.

Der Gedanke, daß dies Leben von der Eifersucht ihres Liebhabers gefährdet sei, erfüllte sie mit Unruhe und Grauen. Aber wenn sie ihn durch die heuchlerische Versicherung einer ewigen Liebe jetzt zu beschwichtigen suchte, so hatte sie ihm ein Recht gegeben, sie für den eintretenden Bruch dieser Liebe zu bestrafen. Dies Recht — das fühlte sie instinctartig — durfte sie einem Manne wie Felix nicht lassen

„Sieh', Felix,“ hob sie daher nach einer Pause kurzen Nachdenkens an, „ich liebe Dich jetzt wahr, innig und aufrichtig. Ich habe Dir den Beweis davon gegeben. Aber ist damit nun auch gesagt, daß ich Dich immer und ewig lieben werde? Die Liebe ist ein Gefühl. Hat denn der Mensch Gewalt, einem Gefühle zu gebieten? Würdest Du, der Du mich jetzt liebst, plötzlich im Stande sein, mich nicht zu lieben, wenn ich es verlangte? Oder wenn Du einst aufhörtest, mich zu lieben, weil ich häßlich, widerwärtig oder sonst unliebenswerth würde: könntest Du Dich dann zwingen, mich doch zu lieben? Du

könntest es mir zwar sagen; aber Du würdest es nicht fühlen, und es würde eine Lüge sein. So könntest Du mich, wenn ich je aufhören sollte, Dich zu lieben, wohl durch die Furcht vor Deiner Drohung zwingen, Dir Liebe zu heucheln; aber würde ich sie deshalb empfinden? und würde Dich eine erheuchelte Liebe glücklich machen können.

Felix war viel zu sehr Denker, um nicht von der Folgerichtigkeit dieser Beweisführung getroffen zu werden.

Die Vernunft des jungen Mädchens mochte wohl nicht ausgebildet genug sein, um das Schlagende ihrer Logik erkannt und voraus berechnet zu haben; aber sie war darin von derjenigen Macht unterstützt worden, denen so viele Weiber augenblickliche Siege verdanken, von der Philosophie der Herzens- und Temperamentskälte.

Daß sie jetzt über die Eifersucht des Felix einen Sieg davon getragen, sah Alma an der Rathlosigkeit, die sich im Gesichte des jungen Mannes ausdrückte. Und obgleich er kein Wort sagte, was wie eine Bestätigung ihrer Argumente klang, so war doch deutlich zu erkennen, daß er diesen Argumenten beizustimmen sich gezwungen sah.

Bei einem Siege dieser Art verliert man die Früchte desselben am ehesten dann, wenn man ihn sogleich mit ganzer Kraft verfolgt; und nirgends ist das Sprüchwort: man müsse dem geschlagenen Feinde

goldene Brücken bauen, anwendbarer, als da, wo es sich um einen Kampf zwischen Vernunft und Gefühl gehandelt hat.

Hätte Alma die parlamentarische Niederlage ihres Liebhabers benutzt, um gleich jetzt die Nutzanwendung ihrer Argumente zu versuchen; hätte sie ihm erklärt, daß sie ihn bereits nicht mehr liebe und also seine Verzichtleistung erwarte: so würde die Leidenschaft des jungen Mannes alle ihm entgegengestellten logischen Schranken niedergerissen und auf das Recht ihrer Existenz bestanden haben.

Was die Folge davon gewesen wäre, ließ sich nicht absehen: vielleicht nur eine Scene, vielleicht aber auch ein Mord.

Alma fühlte auch dies wieder instinctmäßig; und da sie für jetzt noch durchaus keine Ursache hatte, einen Bruch mit Felix herbei zu führen, so warf sie unmittelbar nach dem von ihr errungenen Siege das Schwert aus der Hand.

„Siehst Du, Felix,“ fuhr sie fort, indem sie ihn zärtlich bei der Hand faßte und das verwilderte Haar aus seiner Stirn strich; „ich sagte Dir dies Alles blos, um Dich zu überzeugen, daß Du mit Deinen Drohungen ungerecht warst. Damit ist aber noch keineswegs behauptet, daß ich Dich zu lieben einst aufhören muß. Eine Nothwendigkeit dazu ist nicht vorhanden, so viel sich bis jetzt absehen läßt; warum willst Du Dir und mir also das gegenwärtige

Glück der Liebe durch den Hinblick auf das mögliche Ende derselben verbittern? — Du sagst ja immer, Du seiest ein Philosoph; — nun so handle denn auch als ein Philosoph, was — wie ich glaube — so viel heißt, wie vernünftig; und das Vernünftigste wäre jetzt, wenn Du Deiner kleinen Frau einen herzlichen Kuß gäbest!"

Felix war von der Liebenswürdigkeit seiner Geliebten jetzt noch mehr besiegt, als vor einigen Minuten von ihrer Argumentation.

Er umschlang sie innig, preßte seinen glühenden Mund auf ihre Lippen, sog den verführerischen Thau derselben ein; und endlich versenkten sich die beiden jungen Wesen ganz in den seligen Rausch, der nur einen einzigen irdischen Moment hat, den Augenblick des Erwachens.

* * *

Felix und Alma lebten seitdem in der Zurückgezogenheit ihres häuslichen Lebens wie ein junges Ehepaar in den Flitterwochen.

Der alte Kurd, in seiner Art so vorurtheilsfrei, wie es irgend ein Sachsenhäuser Bürger nur sein konnte, ließ sie gewähren und nahm gar keinen Anstand, die hübsche Alma als seine Schwiegertochter zu betrachten, wie er Felix als seinen Sohn angesehen hatte.

Wenn ihn Jemand fragte: warum sich denn die beiden jungen hübschen Leute nicht trauen ließen, so

gab er — sein Wortspiel schon im voraus belächelnd — jedesmal zur Antwort: „Weil sie sich einander selbst trauen!“

20.

Das Zuchthaus.

Versetzen wir uns jetzt an einen andern Schauplatz unsrer Erzählung, einen Schauplatz, der für den Gang derselben zwar nur ein vorübergehendes, für den Welt- und Menschenbeobachter aber ein tieferes Interesse haben wird.

In einer Tiefebene des westlichen Deutschland liegt ein hübsches Städtchen von einer so großen historischen und politischen Bescheidenheit, daß sein Name nicht über die Dörfer der Umgegend hinaus reichen würde, wenn er nicht eines besonderen Umstandes wegen eine furchtbare Bedeutung für das ganze Land erhalten hätte.

Dieser Umstand besteht in der seit einem Jahrzehn stattgefundenen Errichtung einer öffentlichen Anstalt von grausenerregender Verfassung.

Es erhebt sich an der Nordseite des Städtchens eine Viertelstunde von ihrem Thore entfernt, auf einer kaum merklichen Anhöhe ein riesiges Bauwerk, dessen Construction für den Uneingeweihten

etwas so Fremdartiges und dabei denn auch das jedem Fremdartigen eigenthümliche Anreizende hat, daß der Vorübergehende unbedingt den ersten Begegnenden mit der Frage antreten wird: was für ein Gebäude dies sei.

Ist der Begegnende ein Bewohner des Städtchens oder der Umgegend, so wird der Fragende die mit einem gewissen Schauer begleitete Antwort erhalten.

„Es ist das Zuchthaus des Landes!"

Das Zuchthaus! — Welch eine Menge von Gedanken, welch eine Fülle von Betrachtungen knüpfen sich nicht an dies eine Wort Zuchthaus!

Aber noch mehr. Die Anstalt, von der wir hier reden, war keine solche, wie man sie noch vor einem Menschenalter unter dem Worte Zuchthaus begriff; sie war vielmehr das Musterstück derjenigen Erfindung, zu welcher sich der menschliche Geist gemüßigt gesehen hatte, als er zu der Ueberzeugung gelangt zu sein glaubte, daß die bloße Beraubung der persönlichen Freiheit und die Abschließung von der honneten Gesellschaft nicht genüge, um die gegen diese Gesellschaft verübten Attentate, welche man Verbrechen nennt, zu büßen.

Das hier in Rede stehende Zuchthaus war construirt worden nach dem neu erfundenen Principe der vollständigen Abschließung des verbrecherischen Individuums von jeder menschlichen Berührung. Es war mit einem Worte ein Zellengefängniß.

Treten wir in das Innere desselben ein, um zu sehen, wie jenes Princip zur Ausführung und Anwendung gebracht worden ist.

Das Ganze der Strafanstalt ist von einer citadellartigen Mauer umschlossen, welche den Eingang nur durch ein einziges, mit einer starken Wache besetztes Thor gestattet.

Genau im Mittelpunkte des durch die Mauer gebildeten regulären Vierecks erhebt sich eine hohe Rotunde, von welcher aus — wie Radien nach der Peripherie — vier drei Stock hohe Flügel nach den Winkeln des Vierecks laufen. Jeder dieser Flügel enthält drei Doppelgalerien von Zellen, von denen jedem Gefangenen eine besondere zum beständigen Aufenthalte angewiesen ist.

Das Innere der Zellen, deren Fußböden aus Ziegelsteinen bestehen, ist von einer kynischen Einfachheit.

Dem Tageslichte wird der Eintritt nur durch ein kleines, mit starken Eisenstäben versehenes Fenster gestattet, welches sich indeß so nahe an der Decke befindet, daß der Gefangene außer Stande ist, hinan zu reichen, selbst wenn er sich dazu des Schemels als Staffel bedienen wollte. Was das andere Meublement betrifft, mit dessen Hilfe das Erreichen des Fensters möglich wäre, so besteht dasselbe nur noch aus einer eisernen Bettstelle nebst Matratze und Decke und aus einem eichenen Tische; beide Stücke sind

überdies mittels eingemauerter Klammern in der Wand befestigt, so daß sie nicht von der Stelle gerückt werden können.

Die Zelle selbst wird durch eine starke und schwere, mit Eisen beschlagene Thür verschlossen, deren Schloß so construirt ist, daß es von innen weder erreicht noch selbst gesehen werden kann. Ein in Brusthöhe angebrachter, nur von außen zu öffnender Schieber ist zum Hineinreichen der Speisen bestimmt; und über diesem Schieber befindet sich eine kleine, mit einem Augenglase bedeckte Oeffnung, durch welche man zu jeder Zeit von außerhalb das ganze Innere der Zelle überschauen und jede Handlung ihres Bewohners beobachten kann.

Dieser Bewohner ist mit seiner Zelle identificirt. Sie ist in demselben Sinne sein anderes Ich geworden, in welchem es das Schneckenhaus für die Schnecke ist.

Ja, mehr noch als dies! Denn wenn das Schneckenhaus seinen Namen von seiner Inwohnerinn erhielt, so führt im Gegentheil der Bewohner der Zelle seinen Namen von dieser. Welcher Name ihm in der menschlichen Gesellschaft auch eigen war, welchen Stand er bekleidete, und welche Würde er einnahm: mit seinem Eintritte in die Zelle hat dies Alles ein Ende. Name, Stand und Würde verschwinden, und in ihre Stelle tritt die N u m m e r d e r Z e l l e, die ihn aufgenommen. Er heißt jetzt nur noch N u m-

mer So und so viel; und da die Höflichkeit der Deutschen bis jetzt noch nicht so weit gediehen ist, um eine Ziffer mit „Sie“ anzureden, so erfreut sich diese Menschen-Nummer, oder dieser Nummer-Mensch von Directoren, Inspectoren, Aufwärtern und Jedem, der mit dem Wesen in amtsdienstliche Berührung kommt, des in so vielerlei Weise auszulegenden „Du.“

Mit Ausnahme der genannten, ihm vorgesetzten Persönlichkeiten kommt der Gefangene mit keinem menschlichen Wesen in directe Berührung. Nur den nächsten Verwandten ist es allmonatlich ein Mal gestattet, den Sträfling zu sehen und zu sprechen, wobei aber eine weit größere Vorsicht angewendet wird, als in den Sprachzimmern der Nonnenklöster.

Das Sprachzimmer des Zellengefängnisses durchziehen zwei enge Eisengitter, deren eines von dem andern zehn Fuß entfernt ist. Hinter dem einen Gitter steht der Gefangene, hinter dem andern sein Besuch, und zwischen Beiden ein Aufseher mit einem Falkenblick und einem Hasengehör.

Auf eine solche Weise tauschen Gatte und Gattinn, Bruder und Schwester, Sohn und Vater ihre durch das über ihnen ruhende Verhängniß so sehr aufgeregten Gefühle oder ihre vom Schmerz erweichten Liebkosungen aus.

Mit seinen Leidensgenossen ist dem Gefangenen jeder, auch der entfernteste Verkehr unmöglich gemacht;

ja, er sieht dieselben überhaupt nur in der Gestalt wandelnder Schatten, wenn er mit ihnen in den Hofraum geführt wird, um eine halbe Stunde frische Luft zu schöpfen.

Dann verlassen die Sträflinge einer nach dem andern unter dem Schweigen des Grabes ihre Zellen und reihen sich hintereinander. Allein keiner sieht das Gesicht des Andern; denn jedes Gesicht ist mit einer Maske von dunklem Tuche bedeckt, welche bis zur Oberlippe reicht und nur durch zwei Augenlöcher der Sehkraft den Spielraum gestattet, welcher nothwendig ist, um auf dem Wege nicht zu straucheln.

So in einer langen Reihe, schweigsam wie die Schatten der Unterwelt, gespenstisch wie eine Prozession dem Grabe entstiegener Geister, schreiten die Sträflinge hintereinander her, die Treppen hinunter in den Hof, wo sie hinwiederum in die verschiedenen Spazirzellen eingesperrt werden, jeder wieder in seine eigene.

Denn auch diese Spazirzellen, bestimmt, um den Lungen der Sträflinge die zum Leben höchst unentbehrliche atmosphärische Luft zugänglich zu machen, sind eine überaus ingeniöse Erfindung jenes scharfen Geistes, der das Princip der Isolirhaft und die zur Ausführung desselben nöthigen Mittel ersann.

Ein hohes Gitter bildet die Peripherie eines Kreises, von dessen Centrum eine Anzahl hoher Mauern als Radien bis zum Gitter reichen und so

gleich große Sectoren formiren, von denen jeder den Spazirhof für einen darin eingeschlossenen Sträfling abgiebt. Dieser ist also auch hier völlig isolirt von seinen Schicksalsgenossen, indem er rechts und links Mauern von doppelter Mannshöhe, über sich den Himmel und vor sich durch das Gitter die Aussicht auf die Flügel des Zuchthausgebäudes hat, dabei aber noch von einer außer dem Gitter postirten, mit scharf geladenem Gewehre versehenen Wache beobachtet wird. —

Aus der Verfassung des Zuchthauses, wie wir sie eben beschrieben, wird es dem Leser klar geworden sein, daß zwei Dinge, die einem Gefangenen über Alles gehen, nämlich die Flucht und der Verkehr mit seinen Genossen behufs einer Flucht, — daß diese zwei Dinge hier geradezu als eben so viele Unmöglichkeiten angesehen werden müssen.

Und dennoch! — So erfinderisch auch der menschliche Geist in den Mitteln zur Unterdrückung der Freiheit sein mag; er wird in den Mitteln zur Wiedererringung derselben immer noch erfinderischer sein. Diese beiden Kräfte werden sich stets einander übertreffen, und ihr Kampf gegeneinander ist Nichts als die Hegelsche schlechte Unendlichkeit, die in einem ewigen Setzen und Wiederaufheben besteht.

21.

Das Stelldichein.

An dem Tage — oder vielmehr dem Abende, — bei welchem wir jetzt stehen, würde man, auf dem gewöhnlichen Fahrwege gehend, die Mauern des eben beschriebenen Zuchthauses nicht erkannt, nicht einmal gesehen und von dem Dasein desselben überhaupt keine Wahrnehmung gehabt haben.

Denn die Nacht, seit zwei Stunden völlig eingebrochen, war eine von denjenigen finsteren Nächten, bei deren Betrachtung man unwillkürlich glaubt, sie werde von keiner Morgensonne mehr vertrieben werden können.

Eine solche Nacht ist das Bild des Chaos. Zwischen Himmel und Erde schwebend, würde man weder den Himmel sehen noch die Erde erkennen. Der Horizont in seiner weitesten Ausdehnung ist mit einem dichten schwarzen Schleier überdeckt und giebt sein Dasein einzig und allein durch einzelne dicke Regentropfen zu erkennen, die mit Geräusch zur Erde fallen, so wie durch vereinzelte Windstöße, welche manche jener Tropfen an die Mauern oder die Fenster der Häuser schlagen.

Ohne Zweifel war diese Nacht längst ersehnt worden von den beiden menschlichen Wesen, welche sich seit dem Einbruche der Dunkelheit, dicht verhüllt

und von verschiedenen Seiten kommend, an einem großen Baume von besonderem Wuchse zusammen gefunden hatten.

Das eine dieser Wesen war ein Mann, das andere eine Frau.

Der Mann hatte, von einem dunklen Mantel umhüllt, schon einige Minuten an dem Baume gelehnt, als die Frau in der Tracht einer Bäuerinn, aber von einem Kapuzenmantel gleichfalls bedeckt, sich von dem Stadtthore her näherte.

Da die Finsterniß noch nicht groß genug war, um die an den Baum gelehnte Gestalt nicht zu sehen, aber doch wieder zu groß, um dieselbe aus Haltung, Kleidung oder sonstigen unzweifelhaften Merkmalen als die erwartete Person zu erkennen: so that die Frau, als ob sie vor dem Baume vorübergehen wollte, ließ aber dabei ein sehr markirtes dreimaliges Husten hören.

Bei dem Tone dieses Hustens reckte sich der Mann aus seiner lehnenden Stellung empor, schlug seinen Mantel auseinander und rief mit gedämpfter Stimme, gleichsam als Losung:

„Ein finsterer Abend!“

„Auch ein guter Abend?“ gab die Frau fragend zurück, indem sie hastig auf den Baum zuschritt.

„Ich denke, ja! Gräfinn,“ erwiederte der Mann; „wenigstens habe ich die Waffen und die Werkzeuge!“

„Und das Geld?“ forschte die Frau, welche von

ihrem Gefährten mit dem Titel „Gräfinn" angeredet worden war, obgleich sie dem Aeußern nach nur das Ansehen einer Bäuerinn hatte.

„Ah — das Geld —" meinte der Gefragte, indem er die Worte dehnte, als wollte er den Augenblick verzögern, der eine für Beide unangenehme Eröffnung herbei führen sollte. „Was das Geld betrifft, so knüpft sich daran eine kleine Novelle aus dem Badeleben, die ich mir für die Zeit besserer Muße aufsparen muß. — Das Geld habe ich nicht."

„Unglücklicher!" rief die Gräfinn halb im Zorn, halb im Entsetzen aus, „dieses Geld, welches Sie für meine Rechnung in Frankfurt erhoben, dieses Geld, welches Ihnen wie ein Heiligthum anvertraut und auf die Seele gebunden wurde, weil es bei mir während meines Aufenthalts in diesem Städtchen nicht sicher gewesen wäre; dieses Geld, welches nicht nur meinem Manne, sondern auch seinen Leidensgenossen die Flucht sichern sollte, — dieses Geld haben Sie ver — —"

„Spielt!" ergänzte der Mann mit einer unverschämten Ruhe, deren empörender Ausdruck für die Gräfinn nur dadurch gemindert wurde, daß ihr die Dunkelheit die Gesichtszüge des Sprechers völlig verbarg.

Hätte sie dieses Gesicht sehen können, wäre sie im Stande gewesen, zu beobachten, wie die Muskeln dieses ohnehin schon unheimlichen Antlitzes sich

zu einer Art schadenfrohen Spottes hinaufzogen, als er jenes Wort aussprach: dann würde sie vielleicht — bei ihrem entschlossenen Charakter war das zu glauben! — den Mann zu erwürgen versucht haben, oder sie wäre stehenden Fußes wieder umgekehrt, ohne auf den Zweck dieses so seltsamen Stelldicheins für den Augenblick noch irgend Gewicht zu legen.

So aber trat ihr das Ziel, welches sie sich gesteckt hatte, und welches — wie man ahnen wird — in der Befreiung ihres Mannes aus den Mauern des Zuchthauses bestand, um so näher, je weniger sie die Züge Desjenigen sehen konnte, der ihr als hauptsächlichstes Werkzeug dazu dienen sollte.

Um diesen scheinbaren Widerspruch zu erklären, muß man die seltsamen Beziehungen kennen, welche zwischen der Gräfinn Dulemba und dem Manne, der hier als ihr Helfershelfer erschien, obwalteten.

22.

Eine Frankfurter Bürgerfamilie.

Der Graf Dulemba gehörte zu jenen jungen polnischen Edelleuten, welche nach dem Mißglücken der großen Insurrection von 1831, mit dem politischen Bannfluche Rußlands belastet, in Deutschland ein Asyl gefunden hatten.

Damals kaum dem Knabenalter entwachsen, war er von einer ziemlich vermögenden Bürgerfamilie in Frankfurt am Main gastfreundlich aufgenommen worden.

Denn so wenig es auch in dem Charakter und Wesen der Bewohner Frankfurts liegt, dem Fremden, und namentlich dem hilfsbedürftigen Fremden, bereitwillig entgegen zu kommen, so giebt es doch auch von Zeit zu Zeit Momente, in welchen sich ihrer eine Art Manie bemächtigt, in das Gegentheil ihres ureignen Wesens, das heißt des Egoismus und der Abgeschlossenheit, umzuschlagen.

Solch ein Moment war's, als die ihr Vaterland nach einem heldenmüthigen Kampfe verlassenden Polen, überall als Märtyrer einer guten und gerechten Sache begrüßt, die deutschen Länder durchzogen, um nach Frankreich zu pilgern, dessen Juli-Revolution ihnen so viel verheißen und so gar nichts gehalten hatte.

Mehre von diesen Männern, die allgemein nur die unglücklichen Polen hießen, waren inzwischen so glücklich, den Polen-Enthusiasmus des deutschen Volkes benutzend, in Deutschland eine bessere Heimath zu finden, als sie an den Ufern der Weichsel verließen.

Da die Main- und Taunusgegenden sich durch jenen Polen-Enthusiasmus vorzüglich auszeichneten, und die Fürsten der dortigen kleinen deutschen Staaten weit weniger Ursache zu einer Rücksichtsnahme

gegen Rußland hatten, als die der östlichen Länder, so nisteten sich die vertriebenen Polen mit leichter Mühe da und dort ein, meist freilich nur in der Hoffnung, bald wieder eine Gelegenheit zu haben, um ihr Vaterland auf's neue zu einer Schilderhebung gegen Rußland anzureizen.

Diese Hoffnung war indeß verdammt, siebenzehn Jahre auf ihre Erfüllung zu warten. Da es nun aber im deutschen Volke noch keinen Enthusiasmus gegeben hat, der länger angedauert hätte, als der Umschwung der Erde um die Sonne, von dem er erzeugt worden ist, so sahen sich diejenigen polnischen Emigranten, welche das Eisen nicht geschmiedet hatten, so lange es heiß war, schon nach Verlauf von verhältnißmäßig kurzer Zeit in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, ihre materielle Existenz zu einer brennenden Frage zu machen, und entweder nach Frankreich zu gehen, wo man ihnen ein officielles Almosen zuwarf, oder sich in Deutschland ihrem Privatglücksterne anzuvertrauen, ein Umstand, welcher viele jener Heimathlosen in die zahlreichen rheinischen Badeörter warf, wo die Kunst, Gimpel zu fangen, mit Methode betrieben und unter schützenden Privilegien mit allen Erfordernissen des Anstandes ausgeübt wird.

Der junge Graf Dulemba war einer von denen, die durch das Unglück ihres Märtyrerthums das Glück einer neuen Heimath erlangt hatten. Wir

sagten bereits, daß ihm in einer vermögenden Bürgerfamilie Frankfurts gastfreundliche Aufnahme zu Theil geworden war, als sich das sonst so spießbürgerliche Frankfurt, dem Strome des Tages folgend, zu der hohen Idee aufgeschwungen hatte, sich für die vertriebenen Polen zu begeistern.

Die genannte Familie war die eines ehrsamen Weinhändlers en gros, welcher den für sein Geschäft wenig empfehlenden Namen W a s s e r m a n n führte.

Man hatte indeß gefunden, daß diejenige Flüssigkeit, welche von dem Namen des Mannes absorbirt wurde, dafür in den Handelsobjecten desselben gänzlich fehlte; und dieser anerkennenswerthe Umstand hatte auf die Vermögensverhältnisse des Weinhändlers den vortheilhaftesten Einfluß ausgeübt. Die Tugend ward diesmal glänzend belohnt. Seine Weine wurden gesucht; und daraus folgte nach allen Regeln des commerciellen Verkehrs, daß er selbst ein wohlhabender Mann wurde. — Man hätte ihn sogar einen reichen Mann nennen können, wenn Frankfurt a. M. nicht diejenige Stadt wäre, wo das Geld für den einzigen Zweck des menschlichen Daseins gilt, und wo der Begriff des Reichthums erst da Geltung erhält, wo man die Räthselfrage aufwerfen muß: was ein Mensch mit seinem Gelde eigentlich anfangen soll. —

Diese Frage ist bei den Frankfurter Nabobs um so schwerer zu lösen, als die natürlichste Beantwor-

tung derselben: er solle es Denen geben, die nichts haben, — eine totale Verkennung des Frankfurter Charakters beurkunden würde. —

Was indeß unsern Weinhändler betrifft, so war dieser Mann eine dreifache Anomalie. Denn nicht allein, daß er in seiner kaufmännischen Eigenschaft ungetaufte Weine verkaufte, so zeigt er sich auch als Frankfurter Bürger fähig, dem Unglücklichen mit Rath und Hilfe beizuspringen; und endlich überdauerte als Deutscher sein Enthusiasmus für die unglücklichen Polen die herkömmliche Periode um ein Beträchtliches.

Der Graf Dulemba war in seinem Hause nicht nur aufgenommen und verpflegt worden, sondern hatte sich auch sehr bald in den Herzen des Hausherrn und der Hausfrau eine bleibende Stelle errungen. Er wurde als zur Familie gehörend betrachtet, indem er sich dadurch nützlich zu machen suchte, daß er die beiden Töchter des Hauses, zwei liebliche Mädchen von zehn und neun Jahren, im Französischen und in sonstigen angenehmen Kenntnissen unterrichtete.

Dies Verhältniß dauerte so lange, bis eine von den Polen angestiftete kleine Revolte dem Geschicke des Wassermannschen Hauses eine tragische Wendung gab.

Dulemba, welcher sich an dem kindischen Unternehmen betheiligt hatte, mußte nach dem Mißglücken desselben mit seinen Landsleuten dem Rheine zu flie-

hen. Der biedere Wassermann, welcher in den Tumult hineingerissen worden war, hatte einen Bajonnetstich in die Brust erhalten und gab drei Tage danach seinen Geist auf.

Die hinterlassene Wittwe benahm sich in ihrer Trauer mit um so größerem Anstande, als sie durch das bedeutende Vermögen ihres Mannes ihre und ihrer beiden Töchter Existenz vollkommen gesichert sah.

Nachdem sie dies Vermögen von all und jeder geschäftlichen Beziehung losgemacht und in Form von gut verzins'ten Werthpapieren consolidirt hatte, schien sie die Erziehung ihrer Töchter als die einzige Aufgabe ihres noch übrigen Lebens anzusehen.

Hiermit verfloß ein Zeitraum von zehn Jahren, während dessen sich die beiden Mädchen in sehr verschiedener Weise entwickelten.

Die ältere, Hedwig, war nicht unbedingt schön zu nennen, erschien aber durch das Pikante ihrer Physiognomie, durch den ihr eigenthümlichen Ausdruck von Entschlossenheit und Selbstständigkeit, welchen Gesicht und Körper an den Tag legten, unendlich anziehend.

Dieser Ausdruck ließ über ihren Charakter und ihr geistiges Wesen schon beim ersten Anblicke nicht den geringsten Zweifel übrig. Sie gehörte zu den wenigen weiblichen Geschöpfen, deren ganzes Innere man gleich aus der äußeren Erscheinung erfaßt.

Hiermit verband sie eine seltsame, bei den Mäd-

chen der damaligen Zeit indeß nicht so gar seltene Geistesrichtung: Sie lebte und webte für die großen Fragen des Tages, interessirte sich leidenschaftlich für die Angelegenheiten der Politik und fand eine besondere Genugthuung darin, wenn man sie für eine gute Demokratinn hielt, welche Würde sie noch dadurch zu vervollständigen suchte, daß sie reiten, fechten und schießen lernte und nebenbei mit Grazie eine Cigarre rauchte.

Ihr ganz unähnlich an Körper und Charakter war ihre jüngere Schwester Hermine. Mit einem Gesichte von Raphaelscher Madonnenschönheit und einem Wuchse, der sie zum Modell für die Plastiker des alten Griechenland geeignet gemacht hätte, verband sie einen gewissen aristokratischen Tick, der sich in dem unbedeutendsten ihrer Worte, in der geringsten ihrer Geberden und Handlungen aussprach. Sie wurde deshalb schon in früherer Kindheit nicht blos von Mutter und Schwester, sondern auch von ihren Mitschülerinnen und Spielgenossen die „Prinzeß" genannt, schien aber, den in der Benennung liegenden Spott mit Seelengröße übersehend, nur die Huldigung in's Auge zu fassen, welche durch jenen Titel möglicherweise ausgedrückt werden konnte.

Man kann sich denken, welche Noth Frau Wassermann als eine einfache deutsche Hausfrau und ehrsame Frankfurter Bürgerswittwe mit diesen zwei nach verschiedenen Richtungen hin so excentrischen Töchtern

hatte, die sie dennoch mit mütterlicher Schwäche viel zu sehr liebte, um ihren Neigungen und ihrem Treiben im geringsten entgegen zu treten.

Ein kleiner Theil ihres Vermögens war bereits absorbirt worden von den außerhalb alles Haushalts-Calculs liegenden besonderen Gelüsten der beiden Mädchen, deren eine fast täglich ein neu erschienenes politisches Werk, eine Zeitung, Brochure u. dergl. zu kaufen, und deren andere eben so oft ein modernes Putz- und Modestück anzuschaffen, eine Fête zu geben, oder eine Loge im Theater zu miethen hatte.

Seltsamerweise hatte sich in den beiden Mädchen nicht die geringste Neigung zur Ehe kund gegeben, mit so vielfachen Bewerbungen man auch die vermögenden Frankfurter Bürgerstöchter, besonders von Seiten fremder, speculationsfähiger Jünglinge beehrte.

Denn eine Frankfurter Bürgerstochter zu heirathen, schließt das von jedem Frankfurter einer Königskrone gleich geachtete und sonst auf anderen Wegen kaum noch zu erlangende Glück ein, Bürger der freien Stadt Frankfurt zu werden. —

Doch mittels der Wassermannschen Goldfische schien dies Glück nicht zu erreichen zu sein.

Hermine hatte mit lächelnder Miene, aber mit tiefgefühltem Ernste erklärt, so lange ledig bleiben zu wollen, bis ein Prinz von Geblüt den Segen des Frankfurter Bürgerrechts mittels ihrer Hand zu erlangen trachten würde; und was Hedwig betraf, so hatte

dieselbe aus einigen socialistischen Schriften die Ueberzeugung geschöpft, daß die Ehe an sich ein verwerfliches Institut sei, blos geeignet, Mann und Weib von jeder erhabenen Idee, von jeder höheren That abzuziehen. Unter allen Umständen würde sie ihre Hand nur einem Manne reichen, der seiner Gesinnung nach im Stande sei, in Gemeinschaft mit ihr das große Werk zu beginnen, welches sie kurzweg die Wiedergeburt der Menschheit nannte. —

Während die beiden Mädchen fast ohne alle Einschränkung ihren Neigungen lebten, und dadurch in allen Kaffeekreisen der höheren spießbürgerlichen Gesellschaft Frankfurts ein Gegenstand derjenigen Berufenheit wurden, deren sich einst Alkibiades in Athen zu erfreuen hatte, — während dessen las die Mutter sämtliche Romane der städtischen Leihbibliotheken durch.

Ein solcher Zustand konnte natürlich nicht ewig dauern; und er endete denn auch in der That plötzlich genug.

23.

Die Gräfinn.

Genau an dem Tage, da sich der fast schon vergessene Graf Dulemba, von einem Freunde beglei-

tet, im Wassermannschen Hause wieder einstellte, — befanden sich die Mutter und Hedwig in einer außerordentlichen, durch ein unerhörtes Ereigniß hervorgerufenen Aufregung.

Hermine war verschwunden! —

Ohne daß man im Hause die geringste Ahnung von einem besonderen Verkehre des Mädchens mit solchen Personen gehabt hätte, die auf ihr räthselhaftes Verschwinden einwirken konnten, war sie seit zwei Tagen fort; und nirgends fand sich eine Spur vor, die auf den von ihr eingeschlagenen Weg führen konnte.

Daß es sich hierbei nicht um ein Verunglücken, sondern ganz einfach um eine beabsichtigte, vorbereitete und mit Ueberlegung ausgeführte Flucht auf Nimmerwiederkehr handelte, bewiesen die Entdeckungen, welche man auf dem Zimmer der Verschwundenen und in der Chatoulle der Mutter machte.

Hermine hatte ihre ganze, so überaus reiche Garderobe, ihren kostbaren Schmuck und außerdem noch aus dem mütterlichen Secretair nach einer sehr genauen und gewissenhaften arithmetischen Eintheilung ein Drittel der gesamten Werthpapiere als ein ihr — wie sie glaubte — von Rechtswegen zustehendes Eigenthum mitgenommen. In Stelle dieser Papiere fand man einen kleinen Zettel, auf welchem von ihrer Hand nur die wenigen Worte standen:

„Aengstigt Euch nicht über mein Schicksal. Ich gehe dem Glücke entgegen.“ —

Daß unter solchen Umständen die Ankunft einer der Familie nicht ganz fremd stehenden, wenn auch durch die Zeit etwas entfremdeten Persönlichkeit, wie die des Grafen Dulemba, nicht unwillkommen sein konnte, begreift sich leicht, besonders wenn man erwägt, daß Frau Wassermann in der durch die größte gesellige Abgeschlossenheit weit und breit berüchtigten Stadt ohne alle verwandtschaftlichen Beziehungen und mithin ohne Rath und Beistand ihre Wittwenjahre verlebt hatte.

Eben so leicht begreift man, daß es unter den obwaltenden Umständen dem Grafen und Demjenigen, den er als seinen Busenfreund präsentirt hatte, bald gelingen mußte, sich eines namhaften Einflusses auf Mutter und Tochter zu versichern. Denn der Graf war in der Zwischenzeit zu einem gesetzten Manne gereift; und aus all seinen Worten und Handlungen erkannte man, daß er sich einen großen Schatz derjenigen Welterfahrungen erworben hatte, welche man sich aus den Tiefen eines bewegten Lebens schöpft.

Was uns dagegen mit Recht wundern könnte, ist der fast plötzliche Umschlag, der in der geistigen Richtung Hedwigs stattfand. Sie verlor alle ihre früheren Neigungen, legte alle daraus hervorgegangenen Gewohnheiten ab; und als der Graf Dulemba

ihr eines Tages seine Hand antrug, gab sie ihm, ohne nach seinen Verhältnissen im geringsten zu fragen, die einfache Antwort:

„Ja, ich will Ihre Gattinn sein!“

Sie wurde es, indem sie mit diesem Schritte das Allerheiligste eines ihr bis dahin ganz fremden Glückes betreten zu haben glaubte.

Ihr Mann bewies ihr so viel Zuvorkommenheit, so viel Aufmerksamkeit, so viel Liebe und Zärtlichkeit, daß sie ihr früheres Leben wie eine Zeit der Verirrung anzusehen begann.

Was die Glückseligkeit des jungen Paares einzig und allein zu trüben schien, das war das so eigenthümliche Verfahren der Mutter.

Seit dem Verschwinden Herminens hatte sie den Sinn für Alles außer ihr gänzlich verloren; ihre Romane waren mit Andachtsbüchern vertauscht worden; sie verließ ihr Zimmer nicht mehr, hatte ihre Einwilligung zu der Heirath ihrer Tochter durch ein bloßes Kopfnicken abgegeben, und hielt sich nach derselben von dem Ehepaare so sehr zurück, daß sie nicht einmal an dem gemeinsamen Tische desselben speis'te.

In einem einzigen Punkte nur behauptete sie mit einer gewissen Hartnäckigkeit die Herrschaft des Hauses; aber das war auch gerade der Punkt, welcher den Mißmuth des gräflichen Schwiegersohnes am entschiedensten herausforderte. Sie überließ die Zin=

sen ihres Vermögens ganz und völlig der Disposition desselben; aber sie war durch nichts zu bestimmen, ihm ein einziges der Werthpapiere selbst auszuantworten, unter welchem Vorwande er auch irgend eine Capitalsumme beanspruchte.

Auch des Grafen Freund, welcher unter dem Namen des Doctor Böhm der Hausgenosse der Familie geworden war, vermochte mit all seiner Beredsamkeit Nichts über die alte Frau. Sie deckte ihren Schatz mit ihrem Leibe, und würde eher das Leben, als ein einziges ihrer Werthpapiere hingegeben haben.

Vier Wochen nach der Hochzeit des Grafen indeß wurde die Mutter beerdigt. Man hatte sie eines Morgens, zum Tode entschlafen, in ihrem Bette gefunden; und der Doctor Böhm erklärte, daß sie am gebrochenen Herzen gestorben sei.

Von dem Augenblicke an, da sich die Erde über dem Sarge seiner Schwiegermutter geschlossen hatte, ging eine sichtliche Umwandlung in dem Benehmen des Grafen gegen seine Gattinn vor.

Während es schien, als hätte dieses vorurtheilsfreie, aller weiblichen Anschauungsweise entrückte Wesen blos auf den priesterlichen Spruch gewartet, um alles Liebegefühl, dessen ein weibliches Herz fähig ist, auf den ihr angetrauten Mann auszugießen; während sie jedes Gelüst ihrer Mädchenjahre mit der Wurzel auszurotten suchte, um einzig und allein dem weiblichen Berufe, den Mann durch Liebe glücklich

zu machen, nachzuleben; — während dessen sagte sich ihr Gatte durch tausenderlei Geschäfte außer dem Hause und außer der Stadt von ihr los.

In demselben Maße näherte sich ihr der Doctor Böhm.

Als Hausfreund des Grafen war dieser eigenthümliche Mann — wie wir sagten — der Hausgenosse der Gräfinn geworden. Sie mußte ihn ertragen, da er einen allgewaltigen Einfluß auf Dulemba zu haben schien, und dieser seiner Gattinn oft mit besonderer Betonung empfohlen hatte, seinen Freund als sein zweites Ich anzusehen und zu behandeln.

Und doch gab es auf der Welt vielleicht kein Wesen, welches auf die junge Frau einen so widerwärtigen Eindruck machte wie der Doctor. Es war nicht sein unheimliches Aeußere allein, was diesen Eindruck hervorbrachte; es war noch mehr ein geistiges Etwas von dämonischer Natur, was sie mit Angst und Entsetzen erfüllte, so oft dieser Mann ihr nahe trat, ja, so oft sie nur ihre Gedanken auf ihn richtete.

Man urtheile, was die Gräfinn empfinden mußte, als der Doctor in seinem ganzen Benehmen die Absicht an den Tag zu legen anfing, ihren weiblichen Reizen zu huldigen. Man stelle sich ihr Entsetzen vor, als er eines Tages mit der in einem halb trockenen, halb höhnischen Tone ausgesprochenen Erklä-

rung hervor trat: daß er sie liebe und mit großer Sicherheit auf ihre Gegenliebe rechne! —

„Niemals!“ hatte die Gräfinn mit erstickter Stimme ausgerufen, ohne die Kraft und den Muth zu haben, ein Mehres hinzuzufügen, was den ganzen Abschen ausdrücken konnte, den sie jener brutalen Erklärung gegenüber empfand.

Aber es hatte ihr dazu nicht blos an Kraft und Muth, sondern auch an Zeit gefehlt; denn unmittelbar nach ihrem „Niemals“ hatte der Doctor sich der Thür zugewandt, durch welche er mit den Worten verschwunden war:

„Wir werden sehen, Frau Gräfinn!“ —

Acht Wochen darauf, während welcher Hedwig weder ihren Gatten noch dessen Freund wiedergesehen, hatte sie von dem Letzteren folgenden Brief erhalten:

„Es scheint mir an der Zeit, Frau Gräfinn, Sie über Ihr Schicksal aufzuklären; und ich will es, um Ihren Schmerz nicht durch eine lange Erzählung auszudehnen, mit kurzen Worten thun: Sie sind ruinirt. Ihr Gatte hat nicht nur Ihr ganzes Vermögen an der Bank zu Wiesbaden verspielt, sondern er ist auch wegen eines Coup von besonderer Art, zu dem ihn seine Verzweiflung getrieben, in die Hände der Justiz gerathen, die ihn nach einem bei der Einfachheit der Sachlage sehr kurzen Prozesse zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe verurtheilt hat. In dem Augenblicke, da Sie dieses lesen, befindet er

sich bereits, mit der Sträflingsjacke bekleidet, an dem Orte seines künftigen Aufenthalts. — Was mich selbst betrifft, so habe ich für gut befunden, die Gegend auf mehre Monate zu verlassen, werde aber nicht verfehlen, mich zu geeigneter Zeit Ihnen wieder vorzustellen, um Ihnen in vieler Hinsicht den Beweis zu liefern, welch' einen bereitwilligen Diener Sie besitzen in Ihrem ergebenen Freunde." —

Hedwig war nach Durchlesung dieses Briefes vernichtet.

Ihr Mann war also nicht nur Spieler, sondern auch Verbrecher und saß im Zuchthause! —

Man hätte glauben sollen, diese Eröffnung wäre geeignet gewesen, in ihrem Herzen jede Spur von Liebe für den Elenden zu ersticken, der nicht nur ihre warme Empfindung durch tödtliche Gleichgiltigkeit belohnt, sondern auch ihre ganze materielle Existenz zerrüttet und endlich noch seinen Namen, der jetzt auch der ihre war, durch den Schandfleck eines gemeinen Verbrechens für immer beschmutzt hatte.

Aber nein! so seltsam ist das Herz eines Weibes beschaffen, daß ihr erster Gedanke, nachdem sie sich aus der Betäubung des unerwarteten Schlages aufgerafft hatte, darauf gerichtet war, ihren Gatten aus den Mauern seines Kerkers zu retten.

Und kaum hatte sie diesen Gedanken gefaßt, als sie auch die ihrem Wesen früher so eigene Thatkraft wieder fand, um nicht nur ihre jetzige Lage mit

freiem Blicke zu übersehen, sondern auch alle die Wege einzuschlagen, welche — wie sie glaubte — zum Ziele führen mußten.

Nachdem sie alle möglichen Erkundigungen eingezogen über die näheren Umstände des furchtbaren Ereignisses, welches sie zur Gattinn eines Zuchthäuslers gemacht hatte, so wie über den Ort, an welchem ihr Mann sein Verbrechen zu büßen bestimmt war, beschäftigte sie sich ausschließlich mit der Regelung ihrer persönlichen und finanziellen Angelegenheiten, und das mit einer Entschiedenheit und Sicherheit, die Bewunderung einflößen mußte.

Alles, was ihr an werthvoller Habe noch geblieben war, machte sie mit möglichst wenigem Aufsehen zu Gelde. Eben so ließ sie das elterliche Haus, welches ihr Mann — wie sie jetzt erfuhr — noch mit einer starken Hypothek belastet hatte, verkaufen; und die aus Allem zusammengebrachte Summe, etwa fünftausend Gulden, deponirte sie bei einem Frankfurter Banquier mit dem Auftrage, ihr das Geld jederzeit zur Disposition zu halten.

Nach allen diesen geschäftlichen Schritten verließ sie die heimathliche Stadt, ohne daß irgend Jemand erfuhr, wohin sie des Weges ging.

24.

Vor dem Zuchthause.

Als die Gräfinn Dulemba von dem Manne, mit welchem sie unter dem Baume zusammengekommen war, die furchtbare Eröffnung erhalten hatte, daß ihr letztes finanzielles Hilfsmittel verloren sei, war sie in stumme Verzweiflung versunken.

Noch ehe sie sich wieder daraus erhoben, ergriff der Mann ihre Hand, indem er, sie mit sich fort-ziehend, sagte:

„Kommen Sie, Gräfinn; hier ist wohl ein passender Ort, um sich zu treffen, aber ein sehr unpassender, um sich zu verständigen. Auch kann es nicht mehr weit von der Zeit sein, die uns das verabredete Signal bringen soll. Wir müssen uns in den kleinen Citadellgraben begeben, um ganz in der Nähe des Abzugskanals zu sein.“ —

Unter diesen Worten hatte sich Hedwig willenlos fortführen lassen, bis sie endlich gefaßt genug war, um an ihren Begleiter die Frage zu richten:

„Und Sie glauben jetzt noch an die Möglichkeit der Flucht, jetzt, da wir von allen Mitteln entblößt sind, um die Flüchtlinge nur mit Kleidern versehen zu können, die sie vor augenblicklicher Erkennung sichern?“

„O, was das betrifft, so beruhigen Sie Sich,“

entgegnete der Mann, indem er mit raschen und sicheren Schritten durch die Dunkelheit eilte. „Für dieses nothwendige Requisit habe ich glücklicherweise noch vorher gesorgt. In der zum Rendezvous der Flüchtlinge verabredeten Höhle des Taunus werden sich Kleider und Lebensmittel vorfinden; und sind wir erst einmal da, so wird unser Geist auch die weiteren Wege zum Fortkommen zu entdecken wissen."

„Still!" rief die Gräfinn, indem sie sich von der Hand ihres Begleiters losmachte und den Körper wie horchend vorbeugte; — „hören Sie nicht Etwas?"

„Gewiß," lautete die Antwort, „und außerdem kenne ich auch den Grund dieses Geräusches. Der Feldhüter verläßt mit ein wenig tölpelhafter Ungeschicklichkeit seine Strohhütte, die ich ihm für die heutige Nacht abgemiethet habe, um darin — wie ich ihm sagte — ein verliebtes Stelldichein abzuhalten."

„Welche Unwürdigkeit!" rief die Gräfinn aus.

„Was ist dabei Unwürdiges, meine Schönste? — Sollte ich dem Feldhüter etwa den wahren Grund angeben, welcher mir das Glück verschafft, einen Theil einer Nacht mit dem Gegenstande meiner ewigen Sehnsucht tête-à-tête zu verbringen?! — Ach, Sie wissen es wohl, reizende Frau, daß auch ein klein wenig Wahrheit — mindestens auf einer Seite — dabei ist, wenn ich von einem verliebten Stelldichein sprach."

„Schweigen Sie von diesen Abscheulichkeiten!“ sagte die Gräfinn mit etwas gedämpfter Stimme, ndem sie stehen blieb. „Ohnehin werden Sie mich nicht bewegen, jene Hütte auch nur auf Minuten mit Ihnen zu theilen.“

„Doch! doch!“ entgegnete der Doctor Böhm — denn er war der Begleiter der Gräfinn Dulemba— in einem Tone, dessen Zuversichtlichkeit andeutete, daß er alle Maßregeln getroffen und im voraus berechnet hatte. „Sie werden diese Hütte schon um deswillen mit mir theilen, weil der Feldhüter — wenn ich allein darin bliebe — Verdacht schöpfen und der Gefängnißwache diesen seinen Verdacht mittheilen würde, was, wie Sie begreifen, unsern ganzen Plan vereiteln müßte.“

Die Gräfinn war von dieser Argumentation trotz der Schwäche derselben so betroffen, daß sie ihren Widerwillen gegen das Arrangement in Form der kleinlauten Frage zu erkennen gab:

„Aber zu welchem Zwecke denn diese ganze Veranstaltung? Was haben wir denn in der Hütte zu thun?“

„Sehr Vieles und Vielerlei!“ entgegnete der Doctor. „Zuerst können wir möglicherweise noch zwei Stunden auf das verabredete Signal warten müssen; und es würde wenig Galanterie meinerseits bewiesen haben, wenn ich Sie so lange Zeit der Nachtluft, dem Winde und den Regentropfen ausge-

setzt hätte. Zweitens war es durchaus nothwendig, den Feldhüter ganz zu entfernen, der — wenn er sieht, daß das verliebte Paar von seiner Hütte Besitz genommen hat, — sich ganz unbesorgt in seine am Ende des Dorfes gelegene Behausung zurückziehen wird. Drittens ist jene Strohhütte vorzugsweise geeignet, um uns den Blicken Derer zu entziehen, die sich zufällig oder in ihrer Eigenschaft als Glieder der nächtlichen Obrigkeit in dem Zuchthaus-Rayon etwas zu schaffen machen könnten. Ich meine, es wird Zeit genug sein, sich dieser Gefahr auszusetzen, wenn es unumgänglich nothwendig ist. — Doch da sehe ich eben," fuhr der Doctor fort, „daß wir schon jetzt dieser Gefahr ganz nutzlos preisgegeben sind, indem wir hier stehen. Treten wir also ein."

Mit diesen Worten umschlang er die Taille der Gräfinn in der Art, wie man es an einem zärtlich dahin schlendernden Paare gewohnt ist, indem er sie so nach dem Eingange der Strohhütte mehr zog als führte.

Der davor stehende Mann, dessen hell glimmende Tabackspfeife so viel Schein verbreitete, um ihn erkennen zu lassen, wer sich ihm näherte, trat phlegmatisch zur Seite und ließ das Paar ein, wobei der Doctor mit sehr markirter Stimme, seinen Mund zärtlich gegen das Gesicht der Gräfinn gewandt, sagte:

„So, meine Geliebte; hier werden wir durch die

Güte dieses Mannes bis zum Grauen des Morgens ein ungestörtes Asyl finden, um die Sprache unsrer Herzen reden zu können. Zittre also nicht, meine Angebetete!" —

„Nur keine Bange, Madamchen!" bestätigte der Feldhüter. „Ich setze Ihnen die Strohmatte vor den Eingang; und dann sind Sie darin so warm, wie ein Küchlein unter der Glucke, und so sicher, wie eine Judenseele in Abraham's Schooß."

Nachdem der Mann dies gesagt hatte, that er seinen Worten gemäß und entfernte sich alsdann ziemlich langsam, aber hörbar.

Als das Geräusch seiner Schritte verhallt war, hatte die bisher ganz sprachlose Gräfinn ihre Geisteskraft so weit wiedergefunden, daß sie ihren Begleiter mit folgenden Worten anreden konnte:

„Ich bin der Nothwendigkeit gewichen, Doctor Böhm, weil ich für den Augenblick kein anderes Ziel im Auge habe, als das, welches dieses seltsame Rendezvous unumgänglich machte. Nächst meiner Ehre steht mir für jetzt nichts höher, als die Befreiung meines unglücklichen Mannes. Hören Sie wohl, daß ich sage: nächst meiner Ehre! denn diese Ehre steht mir noch höher. — Erwarten Sie also von dem Umstande, der mich hier in diesem engen Raume, in der tiefsten Dunkelheit und in so gefahrdrohender Umgebung mit Ihnen zusammengeführt hat, nicht das Allergeringste für Ihre abscheulichen Absichten.

Verstehen Sie wohl! nicht das Allergeringste. Ich habe den Muth, Ihnen hier zu erklären, daß ich Sie hasse, so weit Sie mich mit Ihrer Begierde verfolgen. Sie wissen, daß ich stets einen Dolch bei mir trage. Ich habe ihn in diesem Augenblicke fest in meiner Hand. Der geringste Angriff gegen meine Person wird — ich schwöre es Ihnen! — damit beantwortet werden, daß ich Ihnen den Dolch in die Brust stoße, möge auch mein Leben dabei enden. Denn ich will es lieber auf solche Weise verlieren, als mich von Ihnen entehrt sehen!“ —

Der feste, entschlossene Ton, in welchem die Gräfinn diese Worte gesprochen hatte, erschreckte den Doctor noch mehr als der Inhalt derselben. Er schwieg einige Secunden, wie um nachzudenken, welche Partie er unter solchen Umständen zu ergreifen habe.

Dann sprach er, indem er sich bemühte, seiner Stimme einen wehmüthigen Ausdruck zu geben:

„Das also ist der Dank eines Weibes für Alles, was ich mit Aufopferung meiner selbst für sie gethan?“

„Ah, Sie reden von Aufopferung, Sie, der Sie das Ihnen anvertraute Geld, diese fünftausend Gulden, verspielt haben, diese Summe, welche hinreichend gewesen wäre, nach der Befreiung meines Gatten die neue Welt zu erreichen, und ihm dort eine ehrliche Existenz zu gründen?! Sie bringen die Mühe in Anschlag, die Sie mit der Vorbereitung zu dieser Flucht gehabt haben können?!“

„Auch mit der Ausführung, meine schöne Gräfinn. Denn wie mir scheint, habe ich dabei sehr brüderlich getheilt, weil ich mir die schwierigste und gefahrvollste Rolle vorbehielt.“

„Nun, ich denke, daß Sie trotzdem reichlich bezahlt sind.“

„Schon wieder dieses Geld! — Wüßten Sie nur, wie häßlich dieser Beweis kaufmännischer Buchführungskunst in Ihrem Munde klingt! Sie lassen es ein wenig allzusehr merken, daß sich Ihre Ahnen auf das Soll und Haben verlegt hatten, schöne Gräfinn!“

„Sie sind ein Elender!“ rief hier Hedwig mit erhobener Stimme aus, indem sie dem Doctor kühn und entschlossen einen Schritt näher trat, als gälte es, ihn für die hämische Bemerkung nach Bubenart zu züchtigen.

Er wich zurück, indem er gedämpften Tones, aber scharf accentuirt ihr in's Wort fiel:

„Ruhig, Madame! Bedenken Sie, daß diese Strohwände nicht dicht genug sind, um ohne Gefahr für uns und unsern Zweck ihrem erbitterten Herzen Luft zu machen.“ —

Von hier an wurde die Unterredung mit halber Stimme geführt, indem der Doctor fortfuhr:

„Was übrigens das elende Geld betrifft, Frau Gräfinn, so mag sich ihr mercantiler Sinn darüber ganz zufrieden geben. Es soll mit Wucherzinsen zu=

rückgezahlt werden. O, lassen Sie Dulemba erst frei sein, und er ist unter meiner Leitung in zwei Jahren Millionär!"

„Ich, mein Herr," erwiederte die Gräfinn, noch immer gereizt, „kenne freilich den Einfluß nicht, den Sie auf meinen Gatten ausüben; allein ich weiß wenigstens, daß es ein sehr unseliger ist, den ich so bald wie möglich aufhören zu sehen wünschte."

„In der That, Frau Gräfinn? Und doch verdanken Sie diesem Einflusse allein das Glück, den Namen des Grafen Dulemba zu tragen."

„Wirklich?"

„Ich höre an dem Tone dieses „Wirklich," daß Ihnen dies unglaublich erscheint. So vernehmen Sie:

„Ich hatte in Paris, wo ich vor zwei Jahren mit Dulemba bei einer gewissen Gelegenheit bekannt und vertraut wurde, durch langes Studium ein ganz unfehlbares System erfunden, mittels dessen ich an der Spielbank in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Crösus werden mußte, vorausgesetzt, daß die Bank das Vermögen eines Crösus besaß. Um mein System zur Ausführung zu bringen, dazu bedurfte ich nur zweier Dinge: einer Spielbank und einer ziemlich bedeutenden Summe Geldes. Daß sich die erstere leicht finden würde, wußte ich aus Erfahrung; denn unserm guten Deutschland fehlt es — besonders in den rheinischen Ländern — an nichts weniger als

an privilegirten Spielbanken, wo ir seine arithmetischen Operationen mit aller N[illegible]esse und ohne irgend einen Einspruch der Polizei entwickeln kann. Weit schwieriger war es, das für mein System nöthige Geld aufzutreiben. Indem ich darüber mit meinem Freunde Dulemba berieth, fiel ihm ein, daß er in Frankfurt eine reiche Familie kennen gelernt hatte, von der er glaubte, daß sie sich an der Speculation betheiligen würde. So gingen wir nach Frankfurt um so lieber, als sich unfern dieser wakkeren Stadt der Spielort Wiesbaden befindet. Als wir Ihr elterliches Haus beiraten, Frau Gräfinn, erkannten wir bald, daß sich der Plan eines Associé-Geschäfts mit der Firma Wassermann schwerlich realisiren lassen würde; und ich entwarf daher einen andern. — Wenn mein Freund, den ich natürlich in mein unfehlbares System eingeweiht hatte, Sie als die einzige noch vorhandene Erbinn des Wassermannschen Vermögens heirathete, so ergab sich daraus ein doppelter Vortheil: Der Heimathlose erhielt eine neue Vaterstadt und außerdem noch in Ihrem Vermögen das zu unserm System nothwendige Capital. — Sie werden mich vielleicht fragen, warum ich es nicht vorzog, für meine eigene Person um Ihre Hand zu werben. Allein Sie werden mir zugleich zugeben, daß ich sehr richtig calculirte, wenn ich annahm: der junge, schöne, Ihnen schon von früher her vertraute und noch überdies mit einem

verführerisch. Viel geschmückte Pole werde bei Ihnen viel schneller und sicherer zum Ziele kommen, als der ältere, sehr häßliche, Ihnen ganz fremde deutsche Abenteurer, der sich mit einem sehr zweifelhaften Rechte Doctor Böhm nannte. Auch lehrte die Erfahrung, daß ich mich in meiner Annahme nicht getäuscht hatte; denn als mein hübscher Freund Ihnen genau nach meinen Angaben den Hof machte, säumten Sie keinen Augenblick, die übliche mädchenhafte Schüchternheit bei Seite zu setzen, und die dargebotene gräfliche Hand freudig zu erfassen. — Es ist wahr, — da mein Freund, wiederum nach meiner Angabe, den Punkt der Mitgift bei dem Heirathscontracte ganz übergangen hatte, um sich ein völlig uneigennütziges Ansehen zu geben, — so machte uns Ihre Frau Mutter anfangs einen gewaltigen Querstrich durch unsern Calcul; allein glücklicherweise starb sie bald am gebrochenen Herzen und brachte uns dadurch an das Ziel unsrer Wünsche.“ —

Hedwig hatte diese mit der unverschämtesten Rücksichtslosigkeit und Rohheit in Ton und Wendung vorgebrachte Eröffnung in stummem Entsetzen angehört. Ihr Inneres arbeitete mächtig, so daß sie für den Augenblick ganz unfähig war, den Empfindungen, die ihr Herz zerrissen, irgend einen Ausdruck zu geben.

Da hierdurch eine Pause entstand, die sich Böhm

nicht zu deuten wußte, so fand er sich veranlaßt, von neuem das Wort zu ergreifen, indem er sagte:

„Sie wundern sich nun vielleicht, Frau Gräfinn, daß wir, statt die Bank zu sprengen, selbst gesprengt worden sind und das ganze, ziemlich ansehnliche Vermögen verloren haben. Allein, sehen Sie, das eben ist das besondere Verhängniß, was auf uns lastet: Es gab bei meinem Systeme nur einen einzigen Fall, in welchem wir gesprengt werden konnten, gegen hundert Fälle, in denen wir das Geld der Bank zu uns herüber ziehen mußten; und gerade jener einzige Fall, bis dahin noch an keiner einzigen Bank da gewesen, trat schon in den ersten Tagen unsrer Operation gegen uns ein! — Vergebens rafften wir nach und nach noch Alles zusammen, was flüssig gemacht werden konnte; vergebens versuchten wir, durch kleine Schritte, durch allmäliges Vorgehen den verlorenen Standpunkt wieder zu gewinnen: unsre Mittel waren zu schwach; wir mußten unterliegen! — Endlich, als wir gar nichts mehr besaßen, als wir auf dem Wege des ehrlichen Spieles von der Bank durch die Macht ihrer höllischen Zéros zu Boden geschlagen worden waren: da faßte ich den Entschluß, dem officiellen Betruge, den diese satanischen Zéros gegen alle ehrlichen Spieler verüben, die Gewalt des privativen Betruges entgegen zu setzen. Ich erfand das allgewaltige Geschütz der Blei-Rouleaux, indem ich die Goldrollen der Bank in Blei täuschend nach-

ahmte. Mein Freund übernahm den Angriff mit diesem Geschütz; allein sein Mißgeschick, vielleicht auch sein Ungeschick, verursachte, daß er schon am zweiten Tage entdeckt wurde. Die traurigen Folgen dieser Entdeckung kennen Sie. Wir sind eben hier, um sie zu beseitigen. Aber darnach werden wir uns rächen, rächen durch die Gewalt des Geistes an diesen teuflischen Instituten, welche man mit Recht Spielhöllen nennt, weil sie Jahr aus Jahr ein durch die Verlockung des Goldes zahllose Opfer, ruinirt an Leib und Seele, dem Moloch des Verbrechens oder dem Tode überliefern!"

25.

Erklärung.

Der Doctor hatte die letzteren Worte in einer Art gesprochen, die von der wahren Entrüstung seines Innern Zeugniß ablegte.

Die Gräfinn verharrte zwar noch immer in dem früheren Schweigen; aber wer ihr Gesicht hätte sehen können, der würde gefunden haben, daß der Ausdruck der Erbitterung aus ihren Zügen verschwunden war und dem einer mehr mitleidsvollen Regung Platz gemacht hatte.

Gleichsam, als hätte Böhm dieses Anzeichen einer

sich vorbereitenden Sinnesumwandlung bemerkt und die Absicht gehabt, sie nunmehr wirklich zu vollbringen, fuhr er nach einem Augenblicke des Schweigens im Tone weicher Empfindung fort:

„Ja, glauben Sie mir, Gräfinn, ich bin nicht so schlecht, wie ich scheine; und nicht immer war ich so schlecht, wie mich die Menschen wirklich gemacht haben. Würden Sie die Geschichte meines sturmbewegten Lebens kennen; würden Sie wissen, wie ich von der Natur nicht nur mit manchem tüchtigen Talente, sondern auch mit dem lebhaften Sinne für alles Gute, Edle und Schöne ausgerüstet war; und wie alsdann der schmähliche Egoismus, die Unzugänglichkeit, die Dummheit, das Vorurtheil und die Bosheit der Menschen mich gewaltsam dazu getrieben haben, alle Keime des Guten in mir zu ersticken, und nur noch mir, mir ganz allein, mir in der ganzen Consequenz des selbstischen Ich zu leben: — dann würden Sie statt Haß und Verachtung Mitleid für mich empfinden, und vielleicht von dem Wunsche beseelt werden, mit den schönen Gaben ihres reichen Herzens das wieder gut zu machen, was die Menschen an mir verschuldet haben."

Hedwig war wirklich gerührt und nahe daran, dies ihr Gefühl dem Manne bemerkbar zu machen, den sie bereits anfing, nur noch für einen Unglücklichen zu halten.

Ein gewisser Instinct, der für sie aus einer schnel=

len Betrachtung der Situation hervorging, in welcher sie sich gerade diesem Manne gegenüber befand, hielt sie davon ab; und so benügte sie sich denn, ihm nur die Worte zu sagen:

„Hören Sie auf, mein Herr, mir das zu erklären, was nur ein Vorwurf für mich sein könnte; hören Sie wenigstens in diesem Augenblicke damit auf, wo weder Ort noch Zeit noch Umstände einer solchen Eröffnung angemessen sind. Wir haben ein Werk vor uns, welches wenigstens in diesem Momente das dringendere ist.“

„Wir haben,“ erwiederte der Doctor, — „dazu Alles vorbereitet und verabredet. Das Beste für jetzt ist, nichts zu thun, als das bestimmte Signal zu erwarten, welches allerdings etwas über die Gebühr verzögert wird. Allein daran mögen leicht die Schildwachen hinter der Brustwehr der Mauer Schuld sein, welche vielleicht noch nicht nachlässig oder von dem schwachen Regen noch nicht durchnäßt genug sind, um sich in ihre Schilderhäuser zurück zu ziehen. Wir haben also hier Nichts zu versäumen; und warum sollte ich daher die Gelegenheit, die so bald vielleicht nicht wieder erscheint, nicht benutzen, um Ihnen einen richtigen Blick in mein Inneres zu gewähren, Ihnen, bei deren erstem Erschauen ich zum ersten Male mit der Natur grollte, daß sie mein Aeußeres so stiefmütterlich ausgestattet!? Warum — sagte ich mir — gab sie mir neben einem so empfängli-

chen und liebesüchtigen Herzen diese ungeschlachte, jeder Grazie entbehrende Cyclopengestalt, warum dieses negerartige Haar und diese Mongolen-Physiognomie, die nicht einmal das Verdienst echter Race für sich hat, da sie schimpfirt wird durch die großen blauen, unheimlich aus dem Kopfe hervortretenden, gläsernen Augen?! — Sie sehen wohl, Gräfinn, daß ich die schwere Kunst der Selbstkenntniß gründlich erlernt habe, und daß ich mich über den Eindruck nicht täusche, den meine unglückselige Persönlichkeit auf ein Weib hervorbringen muß. Aber Sie werden auch fühlen, wie namenlos elend mich diese Erkenntniß Ihnen gegenüber machen mußte, in der ich beim ersten Anblick, bei den ersten Worten, die mir Ihr Inneres enthüllten, das Weib erschaute, das meinem Herzen als ein zweites Ich erschien. Wie unglücklich war ich nicht! Ich mußte dahin wirken, daß das einzige Weib, dem je meine Seele entgegen gebrannt hat, die Gattinn meines Freundes wurde, blos weil sie die meinige nie geworden wäre, und weil ich mir dadurch das unaussprechliche Glück sichern konnte, oft in ihrer Nähe zu sein. Ich mußte ihre holde Gestalt einem Menschen überlassen, der sie nicht einmal liebte, der sie zu täuschen, zu verrathen verdammt war, blos weil ich alsdann, wenn sie sich verrathen und preisgegeben sah, vielleicht die Hoffnung haben konnte, daß sich ihr verzweiflungsvolles Herz an mein eben so verzweiflungsvolles Hilfe oder

Trost suchend werfen würde! — O, Gräfinn, ich hatte mich auch darin getäuscht. Denn je mehr Ihr Gatte Sie nichtachtete, desto mehr liebten Sie ihn, und desto mehr haßten Sie mich! — O Hedwig!" — Hier erfaßte der Exaltirte den Körper der begehrten Frau, indem er an ihm hinunter auf seine Knie zur Erde sank und ihre Hüften umklammerte; — „Hedwig! bei Allem, was Sie noch für sein und Ihr eigenes Heil hoffen, beschwöre ich Sie, hassen sie mich nicht! lieben Sie mich und retten Sie durch diese Liebe einen Unglückseligen von dem Abgrunde, in den er sonst hinein taumeln und Sie nebst Allem, was Ihnen theuer ist, unwiderstehlich hinab reißen muß!"

Die Gräfinn war einer Ohnmacht nahe. Mehre Male hatte sie den Doctor unterbrechen wollen, ohne daß es ihr bei dem steigenden Feuer seiner Rede gelungen war, den rechten Ton zu treffen.

Jetzt, da sie sich von ihm krampfhaft umschlungen fand, fehlte es ihr an Kraft, sich aus der eisernen Umarmung frei zu machen, und ihre Sinne fingen an zu schwinden.

Schon wollte sie sich, alle ihre Lebensgeister zusammen raffend, in einem lauten Hilfeschrei Luft zu machen suchen, als sich plötzlich der unheimliche Ton eines Uhu's hören ließ.

„Das Signal!" rief die Gräfinn aus, indem sie sich mit augenblicklich gewonnener Kraft aus der gefährlichen Umschlingung losmachte.

Der Doctor sprang auf.

Ein zweiter Uhu-Ruf folgte dem ersten nach Verlauf von drei Secunden.

„An's Werk denn!" sagte Böhm, plötzlich kalt geworden. „Die Fortsetzung ein anderes Mal! — Sie kennen Ihre Rolle, Gräfinn, und Sie kennen auch die Stelle. Ihre Aufgabe ist leicht, die meinige zwar schwerer und gefährlicher, aber, wie ich hoffe, lohnender. Hier in diesem Gebind ist Alles, was gebraucht wird."

Damit übergab er der Gräfinn ein ziemlich langes, aber sehr dünnes rundes Paket, an dessen einem Ende sich eine Schlinge von Bindfaden befand.

Die Gräfinn nahm es und suchte den Ausgang aus der Hütte.

„Warten Sie einen Augenblick!" hielt sie der Doctor zurück. „Sobald Sie das Zeichen erhalten haben, daß das Gebind innen angelangt und in Empfang genommen ist, begeben Sie Sich unter allen Umständen gleich wieder in diese Hütte, wo Sie Dulemba oder ich oder einer von den Andern abholen und an den ersten Ort der Sicherheit führen wird. Hören Sie, unter allen Umständen! selbst wenn es am Thore des Zuchthauses zu einem kleinen Gefechte kommen sollte. Ihr Leben hängt davon ab. Wollen Sie?" —

„Ich werde es thun," erwiederte die Gräfinn, die es aus der Hütte zu kommen drängte.

„Nun denn," sagte der Doctor, „gehen wir!"—

Damit hob er die Strohmatte von dem Eingange und trat, von der Gräfinn gefolgt, hinaus.

Die Nacht war noch eben so finster, wie vorher. Aber der Regen hatte sich vermehrt.

Die beiden Gestalten schritten lautlos der vordern Mauer des Zuchthauses zu. Dann trennten sie sich, indem die Frau die Böschung des kleinen Grabens hinunter stieg, während der Mann geradeswegs nach dem Eingangsthore des Gebäudes eilte.

26.

Der Fluchtplan.

Aus dem bisher Erzählten ist es dem Leser klar geworden, daß zwischen den beiden Personen, die sich jetzt vor der Mauer des Zuchthauses befanden, und einigen Insassen desselben ein kühn angelegter und genau verabredeter Plan bestand, der keinen andern Zweck hatte, als den Ausbruch mehrer Sträflinge zu ermöglichen.

Der Leser wird nun begierig sein zu erfahren, auf welche Weise es bei den großen Vorsichtsmaßregeln der Anstalt und der fast hermetischen Abgeschlossenheit der Sträflinge untereinander möglich

geworden war, die nothwendige Verständigung herbei zu führen.

Nichts aber konnte einfacher sein als dies.

Indem der Erfinder des Zellensystems Mauern ersann, die ohne Leitern nicht zu erklettern waren, Gefängnißräume, welche keinen Ton in den Nachbarraum durchließen, Fenster, die nur ein Stückchen Himmel zu sehen gestatteten, und Masken, welche jede Mienensprache unmöglich machten; — hatte er Eines nicht zu verhindern gewußt, nämlich den directen Verkehr der Aufwärter mit den Gefangenen.

Indem man die Aufwärter, welche in der Anstalt fungirten, aber in der Stadt bei ihren Familien hauseten, ziemlich gut bezahlte, hatte man sie für jede Bestechung unzugänglich zu machen gesucht.

Aber der Mensch ist nicht blos durch Geld zu bestechen, sondern auch durch sein Herz; und je redlicher er gesonnen, desto leichter wird oft diese letztere Art der Bestechung auf ihn einwirken.

Unter den Gefangenen befand sich ein junger Mensch von zwanzig Jahren, der in einem Anfalle von Eifersucht seine untreue Geliebte getödtet hatte und deshalb zu fünfzehnjähriger Haft verurtheilt worden war.

Unter den Aufwärtern befand sich ein Mann von fünfzig Jahren, dessen einziger, von ihm mit Zärtlichkeit geliebter Sohn sich vor kurzem das Leben ge-

nommen hatte, weil ihm seine Geliebte untreu geworden war.

Der Zufall wollte, daß der junge Gefangene mit dem Sohne des Aufwärters die auffallendste Aehnlichkeit hatte.

Dies regte in dem Aufwärter verschiedene Betrachtungen an.

Unter andern kam er auf den Gedanken, daß es viel besser gewesen wäre, wenn sein Sohn, statt sich wegen der Untreue seiner Geliebten das Leben zu nehmen, diese selbst getödtet hätte. Er würde alsdann offenbar auch zu fünfzehnjährigem Zuchthause verurtheilt worden sein; allein es hätte sich alsdann ein mitleidiger Aufwärter finden können, der für seine Befreiung gewirkt hätte; und dann würde sein Sohn noch leben.

Aus diesem Ideengange entsprang bei dem Aufwärter der Wunsch, dem Jünglinge, den er wegen der erwähnten Aehnlichkeit bereits lieb gewonnen, in irgend einer Art nützlich zu sein.

Als der junge Gefangene, dessen Name Helmbold war, die Gesinnung des Aufwärters bemerkte, kam er ihm auf halbem Wege entgegen; und bald verhandelten Beide nur noch über die Mittel, welche anzuwenden seien, um die Befreiung des Jünglings zu bewirken.

Es schien nicht so schwer, einen einzelnen Menschen mit Hilfe eines in der Anstalt genau bekann-

ten und angestellten Mannes außerhalb der Mauern zu versetzen.

Eines Tages fand der Graf Dulemba, dessen Zelle neben der des jungen Mannes lag, auf dem Boden des Napfes, der seine Mittagsportion enthielt, eine kleine hölzerne Röhre. Als er dieselbe untersuchte, ergab sich, daß sie ein zusammengerolltes Papier enthielt, auf welchem in sehr mangelhafter Orthographie und etwas hieroglyphenartiger Kalligraphie die Worte standen:

„Mein lieber Sohn! Ich muß Dir schreiben, da ich wegen eines Unfalls Dich heut nicht mehr sprechen kann, und damit Du nicht die verabredete Vorbereitung triffst; denn der Plan muß bis zur nächsten Woche verschoben werden. Vertilge diesen Zettel, sobald Du ihn gelesen hast. Dein väterlicher Freund.“ —

Der Graf Dulemba kannte diese sehr markirte Handschrift ganz genau. Denn sie war ihm vor kurzem ihrer Seltsamkeit wegen aufgefallen, als er sich im Zimmer des Directors befand, gerade da die Aufwärter die Quittungen über eine ihnen zu Theil gewordene Gratification ausgestellt hatten.

Das Billet war von seinem Aufwärter. Er hatte es offenbar an einen andern Gefangenen gerichtet, mit dem er einen Entweichungsplan verabredet; und das Blatt war durch eine zufällige Verwechse-

lung der beiden Speisenäpfe in die Hände Dulemba's gerathen.

Aus diesem Umstande ließ sich für Dulemba ein außerordentlicher Nutzen ziehen; das erkannte er beim ersten Blick.

Als der Aufwärter am andern Morgen in die Zelle des Grafen trat, sah derselbe an seiner verlegnen Miene, daß er durch den Besuch bei seinem Nachbar bereits unterrichtet war von der Verwechselung, welche mit den Näpfen stattgefunden hatte.

Dulemba konnte also ohne viel Diplomatie zu Werke gehen. Er sagte dem Aufwärter kurz heraus, daß er den Zettel gefunden habe und Alles wisse.

Der Aufwärter machte nicht den geringsten Versuch zu leugnen; denn in den Augen eines Gefangenen ist es durchaus kein Verbrechen, wenn man einem Gefangenen zur Flucht behilflich sein will; und so konnte er denn sicher darauf rechnen, daß Dulemba das entdeckte kleine Complot zu nichts Anderem benutzen würde, als um sich daran zu betheiligen.

Hierin täuschte sich der erfahrene Aufwärter denn auch nicht; und so war Alles in der schönsten Ordnung.

Nur eine Kleinigkeit wurde störend.

Der Plan war auf die Befreiung eines einzigen Individuums eingerichtet; für die Befreiung von zweien wurde er unausführbar. Eben so war es unmöglich, ihn nach kurzer Zeit zu wiederholen; denn

wenn er einmal ausgeführt, war auch das Mittel entdeckt; und in solchem Falle finden sich immer wieder Mittel, um die wiederholte Anwendung des ersteren zu vereiteln.

Da nun der Graf Dulemba im Besitze eines Documents, welches ihm den Beistand einer so wichtigen Person, wie der Aufwärter eines Gefängnisses ist, zusicherte, nicht gesonnen war, auf seine Befreiung zu verzichten, so kam man beiderseits überein: daß es dem Scharfsinne des Grafen überlassen werden sollte, den Plan zu einer gemeinsamen Flucht zu ersinnen, und daß der Aufwärter alle dazu nöthigen möglichen Schritte zu thun sich verpflichtete.

Die Sache wäre vielleicht sehr einfach gewesen, wenn sich unter den Vorsichtsmaßregeln, mit denen die Anstalt versehen war, nicht auch eine befunden hätte, welche ganz direct auf der Voraussetzung beruhte, daß ein Aufwärter bestochen werden könnte.

Es bestand die Regel, daß jeder Aufwärter, sobald er die Anstalt betrat oder verließ, in der Wachtstube unter dem Thorwege von dem Castellan in Gegenwart des wachthabenden Corporals auf's genaueste untersucht werden mußte, der Art, daß es ganz unmöglich war, Briefe oder sonstige für Gefangene interessante Gegenstände hinein oder heraus zu bringen.

Es kam für den Grafen Dulemba nunmehr zunächst darauf an, seine Gattinn einmal mit dem Doctor Böhm und sodann mit dem Aufwärter in Ver=

bindung zu setzen. War dies geschehen, so erschien eine directe Verständigung über den Fluchtplan leicht; denn die Gräfinn hatte den Willen und den Muth, die Befreiung ihres Mannes zu bewirken; und der Doctor besaß, wie in so vielen Dingen, so auch in diesem eine bewundernswürdige Erfindungsgabe.

Um jene Verbindung herzustellen, dazu war es nöthig, daß Dulemba seiner Frau ausführlich schrieb.

Nun hatte er zwar nach der Ordnung des Hauses das Recht, allmonatlich einen Brief zu schreiben, und einen zu empfangen; allein sowohl der abgehende wie auch der ankommende Brief wurde von dem Inspector der Anstalt ganz genau durchlesen. Und doch konnte nur mittels dieses Briefes eine Verständigung erzielt werden! —

Dulemba ersann ein Auskunftsmittel.

Ein Gefangener hat ja so sehr viel Zeit zum Denken; und das Ersinnen von Mitteln, um die Vorsicht der Kerkermeister zu Schanden zu machen, gehörte ja von je her zu den Hochgenüssen der Gefangenen, selbst wenn der Zweck der ganzen Erfindung auch nur darin besteht, eine Cigarre einzuschmuggeln. —

Das Auskunftsmittel, welches Dulemba ersann, bestand in Folgendem:

Als ihn seine Gattinn, welche in einem Dorfe der Umgegend ihren vorläufigen Aufenthalt genommen hatte, das erste Mal besuchte, wurde sie der Haus-

ordnung gemäß in das von uns beschriebene Sprachzimmer geführt,

Wir wissen, daß die Unterhaltung hier in einer Entfernung von zehn Fuß und in Gegenwart des Inspectors stattfinden mußte.

Der Gefangene hätte sich einiger französischen Worte bedienen können; allein er konnte nicht wissen, ob der Inspector dieser Sprache, welche heut zu Tage in allen Schulen gelehrt wird, nicht mächtig war. Außerdem hatte auch der Gebrauch einer fremden Sprache in der Unterhaltung der Vorschrift nach die Folge, daß der Gefangene auf lange Zeit keine Briefe schreiben und empfangen durfte, ein Umstand, der den Grafen verhinderte, sich einiger polnischen Worte zu bedienen, welche seine Gattin verstanden haben würde.

So sprach er denn mit seiner Frau anfangs von nichts als von ihren beiderseitigen Briefen, von der Freude, die ihm dieser Briefwechsel gewähre, von der Aufmerksamkeit, die er jedem Worte ihres Briefes schenken werde, von dem Verlangen, das er hätte, auch seine Briefe von ihr mit derselben Aufmerksamkeit betrachtet und behandelt zu sehen u. s w.

Als er aus einem Blicke seiner Frau ersah, daß sie ihn verstanden habe, brachte er in der weiteren Rede mittels einer geschickten Wendung und mit einer eignen Art der Betonung die Worte „stets das fünfte Wort" an; und sogleich erhielt er aus dem

Auge der Gräfinn die Nachricht, daß sie ihn vollkommen begriffen.

Der Leser erräth das Weitere.

Der Brief, welchen Hedwig wenige Tage darauf empfing, war so geschickt abgefaßt, daß sie, je das fünfte Wort herausnehmend, von Allem in Kenntniß gesetzt war, was sie wissen mußte, um den Plan ihres Mannes zu unterstützen. Sie hatte sogar den Ort erfahren, wo man ihr den Aufenthalt des Doctor Böhm nachweisen konnte. Sie fand ihn auf, unterrichtete ihn brieflich von allem, und nahm alsdann ihren Aufenthalt nicht nur in der Stadt, zu welcher das Zuchthaus gehörte, sondern trat auch unter dem Namen einer Verwandten des Aufwärters in dessen Hauswesen ein.

Bei so bewandten Umständen war es unschwer, die Verständigung unter allen Interessenten eines Fluchtplanes herbei zu führen, der vom Doctor Böhm in einem ziemlich großartigen Maßstabe entworfen wurde.

Da kein anderer Weg möglich schien, als ein solcher, welcher erforderlichenfalls zur Anwendung gewaltthätiger Mittel führen konnte, so war es unumgänglich, die Befreiung auf wenigstens fünf Gefangene auszudehnen.

Der Aufwärter, den wir mit seinem Namen einfach Wächter nennen wollen, war bereits so völlig gewonnen, daß er die spätere Entdeckung seiner

Mitwirkung nicht mehr scheute, weil ihm die Gräfinn die Summe von zweitausend Gulden zugesichert hatte, die es ihm möglich machte, sich an der Flucht zu betheiligen.

Man hatte also schon einen freieren Wirkungskreis gewonnen, indem die betreffenden Zellen durch das Organ Wächters miteinander conferiren konnten.

Dulemba hatte sich von dem alten Aufwärter ein Verzeichniß aller derjenigen Gefangenen mittheilen lassen, welche zu dessen Ressort gehörten. Aus diesem Verzeichnisse wählte er nach Bildung und muthmaßlicher Fähigkeit drei solche Individuen aus, von denen sich voraussetzen ließ, daß sie gegen einen entschlossenen Ausbruch keine Einwendung zu machen haben würden.

Man muß es dem Scharfblicke des Grafen nachsagen, daß unter den Auserwählten keiner war, der den ihm mit aller diplomatischen Behutsamkeit insinuirten Plan von sich wies. Im Gegentheil war jeder hocherfreut, daß er, um entfliehen zu können, nichts nöthig hatte, als entfliehen zu wollen. Alles Andere sollte ja von den Fluchtgenossen, die er nicht einmal kannte, bestens besorgt und vorbereitet werden. —

Die drei Auserwählten waren: ein sehr geschickter Lithograph, Namens Fürst, der sich aus eigner Machtvollkommenheit das — wie er glaubte — seinem Namen entsprechende Prärogativ beigelegt hatte,

dem Mangel an auskömmlichen Finanzen mittels Creirung einer entsprechenden Anzahl von Bankscheinen in Appoints zu 100, 50 und 10 Thalern abzuhelfen; ferner ein Banquier Namens Meyer-Hirsch, der durch unglückliches Börsenspiel sich ruinirt, und seinen Ruin dadurch zu verdecken gesucht hatte, daß er nach Discontirung von fünfzig Tausend Gulden selbst angefertigter falscher Wechsel sein Domicil nach Philadelphia zu verlegen beabsichtigte, an welchem Vorhaben er unglücklicherweise nur durch die unmotivirte Einmischung eines Polizeiagenten verhindert worden war; — endlich ein cassirter Postbeamter, Namens Waldner, welcher die außerordentliche Kunstfertigkeit besaß, Briefe so zu eröffnen, daß das beste Auge nicht im Stande war, die Perlustration zu erkennen. Wenn ihn dies Talent trotzdem ins Zuchthaus geführt hatte, so lag die Schuld davon nicht etwa in der mangelhaften Ausübung des Talents selbst, sondern einfach in dem für die Empfänger der Briefe sehr befremdenden Umstande, daß die auf der Adresse declarirte Geldsumme sich im Innern des Briefes selbst stets nur zum kleinsten Theile vorfand.

In der erzählten Weise war somit im Innern des Zuchthauses eine kleine Verschwörung zu Stande gekommen, die den an und für sich sehr löblichen Zweck hatte, die Staatskasse einiger Kostgänger zu

entlasten, welche sich die Fähigkeit zutrauten, für ihre ferneren Bedürfnisse selbst zu sorgen.

Die Verbindung mit den Eingeweihten der Außenwelt war so exact unterhalten worden, daß man allerseits überzeugt sein konnte, es werde sich im entscheidenden Augenblicke eben so wenig ein Mangel wie ein unvorhergesehenes Hinderniß störend in den Weg stellen.

27.

Der Ausbruch der Sträflinge.

Die Gräfinn Dulemba war, wie wir erzählt haben, mit dem ihr vom Doctor eingehändigten Gebinde in den kleinen Graben gestiegen, welcher den Fuß der Zuchthausmauer umgab.

Hier befand sich die Ausgangsöffnung eines Abzugscanals, der die ganze Dicke der Mauer durchzog und für den Abfluß aller Unreinigkeiten des ganzen innern Raumes bestimmt war.

Der Canal selbst hatte nur eine Höhlung von zwölf Zoll Durchmesser, war also offenbar viel zu eng, um einen menschlichen Körper hindurch zu bringen. An eine Flucht durch diesen Abzugscanal, dessen Länge der ganzen Mauerdicke gleich war,

konnte Niemand glauben. Dennoch war man so vorsichtig, die Oeffnung des Canals nach innen allnächtlich mit einer eisernen Thür zu verschließen, deren Schlüssel, wie die zu den Zellen, in dem Zimmer des Inspectors aufgehängt wurden.

An dem Abende indeß, bei welchem wir in unserer Erzählung stehen, war jene kleine eiserne Thür nicht verschlossen, sondern nur angelehnt worden.

Es war nämlich der Abend desjenigen Tages, an welchem unser Wächter den Dienst hatte, der ihn zum Verschließen jener Thür verpflichtete.

Man wird sogleich begreifen, warum er diese Pflicht verletzt hatte. Denn wir haben von ihm noch zu erwähnen, daß er an selbigem Abend die Anstalt gar nicht verlassen, sondern sich — während seine Collegen nach vollendeter Nachtinspection heimgekehrt waren — in dem obern Theile eines der kleinen Thürme verborgen hatte, welche eher zu einer mittelalterlichen Zierde, als zu mehrer Befestigung der Zuchthausmauer an der innern Seite derselben aufgeführt waren.

Hier konnte Wächter, ohne selbst gesehen zu werden, ganz genau die beiden Schildwachen beobachten, welche ihm zur Rechten und zur Linken auf der Brustwehr hin und her schritten, bis sie sich endlich bei dem völligen Eintritte äußerer und innerer Ruhe theils von dem stärker fallenden Regen, theils von

der Sehnsucht nach einer gewissen Behaglichkeit in ihre respectiven Schilderhäuser getrieben fanden.

Dies war der Augenblick, in welchem Wächter den Uhuschrei hören ließ, der um deswillen für keinen Uneingeweihten etwas Befremdliches haben konnte, weil jeder wußte, daß sich der Uhu für durchaus berechtigt hält, auf Thürmen und Mauern seine Sprache zu sprechen, wären es auch die Thürme und Mauern eines Zellengefängnisses.

Da in der Instruction des Soldaten auf Posten für den Fall eines Uhuschreies keine Vorschriften gegeben waren, so fanden die beiden Schildwachen keine Aufforderung zur Einmischung in die Angelegenheiten der Naturgeschichte.

Sie fuhren fort, sich in ihren Schilderhäusern ihren Betrachtungen zu überlassen, welche naturgemäß darauf gerichtet waren: um wie viel es doch besser sei, alle acht Tage eine Nacht wachen, als Jahre lang in der Zelle alle Nächte schlafen zu müssen. Es ist sogar — da beide Soldaten gutmüthige Süddeutsche waren — Grund zu der Muthmaßung vorhanden, daß sie die Inwohner der vor ihnen liegenden zahllosen dunklen Zellen bemitleideten, und daß sie — wenn sie nicht grade pflichttreue Posten gewesen wären — den Wunsch hätten hegen können, es möchte den Unglücklichen möglich sein, zu Hause bei ihren Familien zu schlafen.

Während sich die Schildwachen muthmaßlich die-

sen oder ähnlichen Betrachtungen überließen, vielleicht auch ohne alle Betrachtungen ein wenig einnickten, — während dessen schlich sich Wächter von dem Thurme hinab und tappte der Stelle zu, wo sich die innere Oeffnung des Abzugscanals befand.

Hier angekommen, wartete er einen Windstoß ab, um die nur angelehnte eiserne Thür öffnen zu können, ohne daß ein etwaiges Knarren derselben gehört werden konnte. Danach holte er aus seiner Tasche eine Kartätschkugel von der Größe einer Pomeranze, an welche ein sehr langer Bindfaden mit besonderer Vorsicht angeknüpft war. Diese Kugel warf er in die Höhlung des Abzugscanals. Und da derselbe nun so gebaut war, daß er sich nach außen zu in einem Winkel von 30 Grad abböschte, so gelangte die Kugel vermöge ihrer Schwere ohne Aufenthalt an die äußere Oeffnung, nämlich an die Stelle, wo sich die Gräfinn Dulemba eben eingefunden hatte.

Die Arbeit der Dame war jetzt sehr einfach. Sie verschlang die Kugel in die Schleife des Gebindes, welches sie im Arme trug, und gab alsdann, indem sie es in die Oeffnung schob, durch einen dreimaligen Ruck am Faden das Zeichen, daß Alles befestigt sei.

Während die Gräfinn sich der erhaltenen Weisung zufolge wieder in die Strohhütte begab, wurde das Gebinde von Wächter glücklich nach innen gezogen. Sobald er es in Händen hatte, lös'te er mit-

tels eines Taschenmessers den obern Theil ab und fand nun, was er zunächst suchte, nämlich ein Bund von sechs Schlüsseln, die er sofort durch das Gefühl als die richtigen erkannte.

Es waren die Schlüssel von den fünf Zellen der zu befreienden Gefangenen und der zu der Hauptthür desjenigen Flügels, in welchem jene Zellen lagen. —

Wächter hatte die Wachsabdrücke zu allen diesen Schlüsseln nacheinander bei günstigen Gelegenheiten selbst abgenommen und sie dadurch aus der Anstalt geführt, daß er sie, in schützendes Papier gewickelt, bei der Untersuchung seiner Kleider im Munde verborgen, was um so weniger auffallen konnte, als Wächter der Gewohnheit des Tabackkauens huldigte. Er hatte alsdann die Wachsabdrücke der Gräfinn Dulemba gegeben, von Seiten deren zuletzt der Doctor Böhm mit der Anfertigung der Nachschlüssel beauftragt worden war.

Als sich der Aufwärter im Besitze der Schlüssel befand, nahm er den übrigen Pack unter seinen Rock und schlich sich mit großer Vorsicht an die Hauptthür des Flügels.

Hier wartete er wiederum einen Windstoß ab, um die Thür, ohne daß es von den Schildwachen gehört werden konnte, zu öffnen.

Der Schlüssel paßte.

Wächter trat ein und eilte nun mit etwas we=

niger Vorsicht nach den betreffenden Zellen, zunächst in die des jungen Helmbold, dessen Befreiung ihm immer noch vorzugsweise am Herzen zu liegen schien.

Hier öffnete er den erhaltenen Pack vollständig, und es fanden sich darin eine Blendlaterne, Feuerzeug, sechs Dolche und sechs Paar vollständig geladene Taschenpistolen.

Die zur Flucht entschlossenen Sträflinge hatten sich also auf einen Kampf gefaßt gemacht; und wir werden sogleich sehen, daß diese Annahme und Voraussicht nicht ganz überflüssig gewesen war.

Als die bestimmten fünf Zellen geöffnet und die vorhandenen Waffen unter die Insassen derselben vertheilt worden waren, schickten sich die auf der Galerie versammelten Flüchtlinge eben an, die Wendeltreppe hinab zu gehen, als sich an der Thür einer nahen Zelle ein starkes Pochen vernehmen ließ.

Die Flüchtlinge erschraken heftig und stutzten, indem sich ihrer jene eigenthümliche Angst bemächtigte, welche von Demjenigen empfunden wird, der eine Entdeckung seiner Schritte zu fürchten hat.

Das Pochen wurde stärker, und endlich vermischte sich damit eine laute Stimme, welche in gemeinem Tone wiederholt ausrief:

„Man will ausbrechen! Ich habe es gehört! Man nehme mich mit, oder ich verrathe Alles durch mein Geschrei!“ —

Im ersten Augenblicke der Bestürzung wußte

keiner der Flüchtlinge, was jetzt zu thun sei. Endlich aber, als das Geschrei des Gefangenen kein Ende nahm, sprang Dulemba an die Thür der Zelle, zog den Schieber bei Seite und rief mit gedämpfter Stimme:

„Unglücklicher, willst Du ruhig sein, bei Deinem Leben! — Wir können Dich nicht mitnehmen; wir haben zu Deiner Zelle keinen Schlüssel. Und bist Du dadurch weniger Gefangener, wenn Du uns an unserer Flucht hinderst?!"

Doch der Mensch ließ ihn nicht ausreden. Er fiel ihm, immer lauter schreiend, mit den Worten ein: „Ich will mit! ich will mit! Ihr müßt mich frei machen! denn ich sterbe hier!"

Die Aussicht des Unglücklichen, daß seine Nachbarn und Leidensgenossen frei werden sollten und er nicht, verdreifachte das Elend des Eingekerkerten und machte ihn fast wahnsinnig.

Eben wollte Dulemba den Schieber wieder vorstoßen, um das Gebrüll des Verzweifelnden etwas zu ersticken, als dieser, die Absicht merkend, mit seinem Arme durch die Oeffnung fuhr und den Grafen so kräftig in die Halsbinde faßte, daß er zu ersticken glaubte.

Ein schwacher Hilferuf war Alles, was Dulemba hören lassen konnte.

Da stürzte Wächter mit seiner Blendlaterne herbei und übersah beim Scheine derselben mit einem

Blick die Lage des Mannes, von dessen Mitteln sein künftiges Schicksal abhing.

Schnell entschlossen, faßte er den Dolch und stach ihn so kräftig in den aus der Schieberöffnung hervorragenden Arm, daß die Hand das Halstuch des Grafen augenblicklich losließ und sich zurückzog, während indeß der verwundete Gefangene selbst jetzt ein so furchtbares Geschrei erhob, daß die Gefahr der Entdeckung jeden Augenblick eintreten mußte.

Die auf der Brustwehr der Mauer postirten Schildwachen hatten den Lärm in dem einen Flügel des Gebäudes vernommen, traten nunmehr aus ihren Schilderhäusern heraus und riefen sich an.

In demselben Augenblicke trat der Inspector der Anstalt aus der Thür des Pavillons auf die Galerie, im Nachtkleide, die eine Hand mit einem Degen bewaffnet, in der andern ein brennendes Licht.

Beim Anblicke der dunklen Gestalten, die sich die schmale Wendeltreppe hinunter drängten, verlor er einen Moment lang die Fassung, was ihn verhinderte, die an seinem Halse hängende Nothpfeife ertönen zu lassen.

Grade als er, endlich zu sich gekommen, danach greifen wollte, erhielt er von hinten einen so furchtbaren Schlag in's Genick, daß er besinnungslos zu Boden stürzte, und das fallende Licht erlosch.

Die Flüchtlinge waren unterdeß die Treppe hinunter bis zu der Thür des Flügels gelangt, die noch

offen stand. Hier hielten sie einen Augenblick an, um zu überlegen.

Der Ausbruch ohne Kampf schien bereits unmöglich geworden. Es kam nur noch darauf an, wie man sich bei dem Kampfe selbst zu verhalten hatte.

Man beschloß schnell, sich Arm an Arm bis an den Thorweg zu werfen, und nur denjenigen Soldaten, der sich in den Weg stellen würde, mit Dolch oder Kugel zu beseitigen.

Als die sechs Männer aus der Thür des Flügels auf den Hofraum traten, rief der Posten vor dem Gewehr, welcher beim Anrufe der oberen Schildwachen das innere Thor geöffnet hatte und herausgetreten war, ein lautes „Werda?"

Da er keine Antwort erhielt, aber eine schwarze Masse auf sich zukommen sah, so fällte er sein Gewehr, indem er aus Leibeskräften schrie:

„Wache heraus in's Gewehr!"

Doch keine Wache erschien. Es blieb im Thorwege Alles ruhig wie im Grabe.

28.

Freiheit.

Um diese seltsame Erscheinung zu erklären, müssen wir in unserer Darstellung mehre Minuten zu-

rück gehen, und zwar zu dem Theile des Befreiungsgeschäfts, den der Doctor Böhm auf sich genommen hatte.

Während die Gräfinn Dulemba an der äußern Oeffnung des Abzugscanals beschäftigt war, pochte Böhm mit starken Schlägen an das Hauptthor des Zuchthauses. Auf das „Werda?“ des Postens vor dem Gewehr, welcher im Innern stand, gab der Einlaß Begehrende zur Antwort:

„Eine Ordre des Directors! dringend!“

Der Posten vor dem Gewehr machte dem wachthabenden Corporal die Anzeige, und gleich darauf erschien dieser mit einem großen Schlüssel, um das Thor zu öffnen.

„Sind Sie allein?“ fragte er den Draußenstehenden.

„Ganz allein!“ gab dieser zurück. „Aber eilen Sie, Corporal; es ist vielleicht keine Zeit zu verlieren.“

Das Thor wurde geöffnet, und Böhm trat ein.

„Kommen Sie schnell in die Wachtstube,“ sagte er zu dem Corporal, welcher das Thor sorgsam wieder verschloß. „Die Ordre soll sogleich gelesen werden.“

Der Doctor trat in die Wachtstube; der Corporal folgte ihm.

„Nun, nun,“ sagte der Letztere im Eintreten, „so arg wird's wohl nicht pressiren.“

„Doch! doch!“ bemerkte Böhm. „Ließ man mir ja nicht einmal Zeit, mich ordonnanzmäßig anzuziehen.“

Damit schlug er seinen Mantel auseinander und ließ eine Art abgetragenen Uniformrocks sehen, aus dessen Brusttasche er ein in Dienstform gefalztes und mit einem großen Siegel versehenes Schreiben hervorzog.

„Der Director kann erst in einer halben Stunde hier sein,“ fuhr er fort, indem er dem Corporal das Schreiben übergab. „Da aber periculum in mora sein könnte, wie wir Juristen sprechen, so schickte er mich über Hals und Kopf mit diesem Schreiben hierher.“

Der Corporal hing den Schlüssel an ein dafür bestimmtes Brett und trat an die kleine Oellampe, durch welche die Wachtstube schwach erhellt war, und um welche herum vier Soldaten beim Solospiel saßen, während ein fünfter den neuesten klassischen Roman der Verlagsfirma Basse in Quedlinburg verschlang, und der sechste, welcher erst vor einer halben Stunde mao Posten abgelös't war, sein wegen der Dienstpflicht versäumtes Nachtmahl, bestehend aus Commisbrot und einem Stück Blutwurst, in großer Gemüthlichkeit nachholte.

Nachdem der Corporal den Brief entfaltet hatte, las er halblaut:

„Einer so eben eingegangenen Anzeige zufolge

soll in dieser Nacht von einigen Zellengefangenen ein Fluchtversuch gemacht werden. Es wird dies dem Wachtcommandanten mit der Aufforderung angezeigt, die Wachsamkeit der Mannschaft zu verdoppeln."

Der Corporal klappte den Brief zu.

„Wenn's weiter Nichts ist," sagte er mit der Würde eines Mannes, dem ein Theil des Staatswohles auf den Schultern liegt, „so etwas wird man schon zu verhindern wissen."

„Das denke ich auch," meinte der Doctor. „Inzwischen, da ich denn doch noch hier bleiben muß, werde ich mir den Spaß mit ansehen, wenn der Corporal Nichts dawider hat."

Bei diesen Worten zog er eine Weinflasche aus der Tasche seines Mantels, gleichsam als wollte er das Gesuch, bleiben zu dürfen, durch den Hinweis auf die Genüsse unterstützen, die für den Corporal und dessen Mannschaft aus seinem Bleiben hervorgehen würden.

„Das versteht sich, daß ich Nichts dawider habe," versicherte der Corporal. „Man weiß ja zu leben."

„Dann trinken wir Eins," nahm der Doctor wieder das Wort, indem er einige umherstehende Branntweingläser herbeizog und den Wein einschenkte.

Die Soldaten langten zu, nachdem ihnen der Corporal, mit gutem Beispiele vorangehend, das Signal dazu gegeben hatte.

„Halt!" rief der Doctor. „Zu einem guten Glase Rüdesheimer gehört eine echte Havanna."

Damit zog er ein Etui aus der Tasche seines Rockes, und machte sich daran, die darin befindlichen Cigarren an die Soldaten zu vertheilen.

„Ich weiß ja aus Erfahrung — denn Ihr müßt wissen, daß ich auch die Ehre gehabt habe, in der Uniform da zu dienen, und da weiß ich denn, daß ein echter Soldat, besonders auf der Wache, wo es hübsch munter bleiben heißt, ohne seinen Glimmstengel nicht fertig werden kann. — Da, es hat gerade ausgereicht. Und nun frisch drauf los geschmaucht!"

Die Soldaten hatten sans gêne zugegriffen, die empfangene Cigarre wie eine Patrone abgebissen und an der Oellampe angezündet.

„Aber da haben Sie Alles so großmüthig weggegeben, daß Sie nun selbst keine Cigarre mehr haben!" bemerkte der Corporal gegen Böhm, um zu zeigen, daß er Lebensart besitze.

„Das ist richtig!" meinte der Doctor. „Aber halt!" fuhr er gleich darauf fort; „eben fällt mir ein, daß ich draußen auf dem Gesims des Ganges eine frisch angerauchte Cigarre hinlegte, als ich in die Stube trat, da es doch nicht passend ist, sich mit so einem Dinge im Munde dienstlich zu präsentiren. Die hole ich mir gleich. Aber erst trinken wir."

Er erhob sein Glas.

„Auf die Gesundheit aller braven Soldaten, die ihrem Fürsten treu ergeben sind! Hoch!“

Die gesamte Mannschaft rief „Hoch!“ und Jeder leerte sein Glas auf einen Zug, wonach er seine Cigarre wieder in den Mund nahm und so recht con amore weiter schmauchte.

In fünf Minuten lagerte eine dicke Tabackswolke auf den Köpfen der sieben Krieger, die um den Tisch herum saßen.

„Na!“ meinte der Doctor; „jetzt will ich mir auch meinen Glimmstengel holen, sonst kommt Ihr mir zu weit vor.“

Damit verließ er die Wachtstube, fest überzeugt, daß die von ihm präparirten Cigarren in wenigen Secunden ihre Wirkung thun würden.

Seine längere Abwesenheit wurde von den bereits schlaftrunkenen Soldaten schon nicht mehr bemerkt. Böhm blieb daher vor der Thür stehen und horchte nach außen.

In dem Augenblicke, da der Posten vor dem Gewehr in den Hofraum hinaus sein „Werda?“ rief, riß der Doctor die Thüre der Wachtstube auf.

Durch die stark concentrirte Tabackswolke warf die Oellampe einen so matten Schein, daß kaum noch Etwas im Zimmer zu unterscheiden war. Die Köpfe der Soldaten waren auf den Tisch gesunken; sie lagen in einem lethargischen Schlafe.

Da sich der Doctor genau die Stelle gemerkt,

wo der Corporal den Thorschlüssel angehängt hatte, so bedurfte es für ihn blos eines Griffes, um in den Besitz dieses für die Freiheit so kostbaren Instruments zu sein. Mit einer zweiten Handbewegung warf er die Lampe um, so daß die dichteste Finsterniß in der Wachtstube herrschte.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks und wurde in demselben Momente vollbracht, da der Posten vor dem Gewehr die Wache heraus rief.

Man wird sich jetzt erklären können, warum die Mannschaft diesem Rufe nicht Folge leistete.

Nicht so gut unterrichtet war der Posten.

Ihm schien es ganz unbegreiflich, daß die Wache seinen Herausruf nicht hörte. Als auch das Ziehen einer starken, zu diesem Zwecke angebrachten Glocke ohne Erfolg blieb, kam der Posten in einen argen Conflict von Pflichten.

Die dunklen Gestalten, die er angerufen hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, standen nur noch drei Schritte von der Spitze seines gefällten Gewehrs.

Sollte er allein ihnen Widerstand leisten, oder sollte er in die Wachtstube laufen, um die Schläfer zu wecken? Er wußte es nicht, denn dieser Fall war in seiner Instruction nicht vorgesehen.

Allein der wackere Posten schien eine Art Denker zu sein, der es in einer so kitzlichen Lage gerathen fand, beide Pflichten, so gut es ginge, zu ver-

binden. Er drückte sein Gewehr ab und lief alsdann der Wachtstube zu, während ein fürchterlicher Schmerzensschrei ertönte, und die Posten auf der Brustwehr der Mauer in dem gefallenen Schusse ein Signal fanden, welches sie aufforderte, gleichfalls zu schießen.

Da sie indeß nicht so schnell von der Brustwehr hinunter konnten, und überdies in der Dunkelheit Nichts sahen, so feuerten sie aufs Gerathewohl nach der Gegend zu, wo der erste Schuß gefallen und der Schrei gehört worden war.

So fruchtlos nun auch diese Schüsse waren, so gut hatte der erste getroffen. Der junge Helmbold wälzte sich in seinem Blute, und der alte Wächter, der seinem Lieblinge zur Seite gegangen war, fühlte ihn nicht so bald sinken, als er sich auch mit lautem Wehgeschrei über ihn stürzte und zu keinem Schritte vorwärts zu bewegen war.

Was sollten die Flüchtlinge beginnen? Jede Secunde war kostbar. Jeder mußte mit dem Gedanken an die zu erringende eigene Freiheit viel zu sehr beschäftigt sein, um sich bei dem Unfalle eines Kameraden aufhalten zu können, besonders wenn dieser Aufenthalt das ganze Gelingen der Flucht in Frage stellte.

Als daher der Doctor Böhm, der dem in die finstere Wachtstube stürzenden Posten das Gewehr entrissen und ihn mit einem Kolbenschlage zu Boden

gestreckt hatte, mit dem Rufe: „Alles gelungen!“ und jubelnd einen Schlüssel über dem Kopf schwingend, nach dem Thore zu eilte und dasselbe öffnete: da dachte Niemand mehr an den tödtlich verwundeten jungen Schicksalsgenossen und dessen jammernden Freund, denen man doch die vor Aller Blicken liegende Freiheit verdankte; sondern Jeder drängte sich mit lechzender Seele nach dem geöffneten Thore, um der Erste in der Freiheit zu sein.

Ein Schritt über die Schwelle, und die Flüchtlinge stürmten in die finstere Nacht hinaus!

29.

Die Verführung.

Eines schönen Abends lag der Freiherr von Goldmann auf dem Ruhebette, auf welchem wir ihn schon einmal angetroffen haben.

Diesmal aber ennuyirte er sich zum Sterben.

Er hatte von je her die Ansicht gehabt, daß der lateinische Spruch: „Variatio delectat!“ den Kern aller Lebensweisheit enthielte; und demzufolge hatte er sich den Grundsatz gemacht, besonders im Punkte der Liebe, das Glück in der Veränderung zu suchen.

Dieser Grundsatz war von ihm in so ausgedehnter Weise zur Anwendung gebracht worden, daß

er plötzlich auf die von subtiler Philosophie zeugende Idee stieß: wie ja die stete Veränderung auch eine Stetigkeit enthalte und also eine offenbare Negation der Veränderung, mithin eine Verletzung seines Princips sei.

Man wird uns einwenden, daß ein solcher Ideengang bei einem Banquier etwas Frappirendes haben muß, da er einen nicht unbeträchtlichen Fond von Denkkraft voraussetzt.

Allein man wird aufhören, sich über die Naturwidrigkeit unsrer Charakterzeichnung zu verwundern, wenn wir sagen, daß der Baron Goldmann auf jene Idee nicht durch sich selbst, sondern durch ein vor kurzem erschienenes Buch gekommen war.

Da er eigentlich nie Etwas las, als Courszettel und Liebesbriefe, so würde ihm die Idee auch nicht auf gedrucktem Wege zugegangen sein, wenn sie nicht gerade auf der ersten Seite eines Buches gestanden hätte, über welches er entscheiden sollte: ob es anzukaufen oder dem Buchhändler zu remittiren sei.

Die Wahrheit jenes philosophischen Ausspruches hatte ihn getroffen: Er hatte ihn sogar zum Gegenstande eines weiteren Nachdenkens gemacht, und dabei den Grund gefunden, warum ihn seine Eroberungen auf dem Gebiete der Liebe in letzterer Zeit nicht mehr so sehr befriedigten wie sonst.

Es erschien ihm der Veränderung wegen nothwendig, seinen Hang zur Veränderung für einige

Zeit mit dem Hange zu einem stetigen Verhältnisse zu vertauschen. Er würde bei diesem Versuche vielleicht sogar zu dem Vorsatze gekommen sein, periodisch die Rolle eines guten Familienvaters zu übernehmen, wenn nicht der Zufall gewollt hätte, daß sich seine Frau und seine Tochter gerade auf zwei oder drei Monate im Bade befanden.

Goldmann besaß nämlich — wie sich dies bei jedem wohlconditionirten Banquier und Frankfurter Bürger von selbst versteht, — eine durchaus legitime Ehefrau.

Es hatte diese Ehefrau sogar den Grund zu seinem unermeßlichen Vermögen gelegt, so daß die Heirath damals, als sie abgeschlossen wurde, nämlich vor beiläufig dreißig Jahren, dem zu jener Zeit erst vierundzwanzigjährigen Goldmann als der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit erschienen war.

Von diesem Wahne war er indeß, als er sich im Besitze des erheiratheten Geldes sah und dasselbe durch glückliche Börsenspeculationen verdreifacht hatte, sehr bald zurückgekommen, weil die beiderseitigen physischen und geistigen Neigungen der Ehegatten sich diametral gegenüber standen.

Es war sogar nach Verlauf mehrer Jahre zu dem Versuch einer gesetzlichen Scheidung gekommen; allein finanzielle Rücksichten, welche die Ehe geschlossen hatten, hielten sie auch zusammen; und nachdem die Frau von einer mehrjährigen Reise durch

halb Europa zurückgekehrt war und ihren Gatten mit dem Titel eines Freiherrn geschmückt gefunden hatte, war eine feierliche Versöhnung zu Stande gebracht worden, als deren Urkunde ein nicht gerade sehr hübsches Töchterchen das Licht der Welt erblickte.

Seit dieser Zeit lebten die beiden Ehegatten in bester Harmonie, indem jeder von ihnen, durch den andern nicht im Geringsten belästigt, seinen eigenen Weg ging.

Wir sagten oben, daß Goldmann, degoutirt durch die Monotonie seiner Veränderungen, die Sehnsucht nach einem stetigen Verhältnisse empfand, für welches gerade damals durch die Abwesenheit seiner Familie im Hause selbst kein Stoff vorhanden war.

Er fühlte daher eine gewisse Leere in sich; und diese Leere war es, was den Banquier an dem erwähnten Tage höchlich ennuyirte.

Um sich durch den Reiz süßer Reminiscenzen aus dieser Stimmung ein wenig aufzurütteln, nahm er ein kleines mit kostbaren Perlen gesticktes Portefeuille zur Hand, in welchem er gewissenhaft Buch führte über jede einzelne Eroberung, die er unter Amor's — oder vielmehr Pluto's — Fahnen auf dem Gebiete der Liebe gemacht hatte. Nebenbei fanden sich auch sonstige, in dies Bereich einschlagende Notizen vor, die ihm als Fingerzeige für zukünftige Feldzüge dienen konnten.

Indem Goldmann dies eigenthümliche Stammbuch durchblätterte, fiel sein Blick auf folgende Notiz:

„Ein aus dem Wasser gezogenes Mädchen — jung, sehr schön, reizender Körper — Sachsenhausen, besondere Affection."

Jetzt mit einem Male stand dem Banquier das Bild jenes Abends vor der Seele, an welchem das gerettete junge Mädchen in seinem Wagen nach der Wohnung des jungen Mannes gebracht worden war.

Der Eindruck, den das Mädchen auf ihn gemacht, die Pläne, die er damals entworfen hatte, wurden beurkundet durch die letzten Worte seiner Notiz; aber auch ohne dieselben würde er gewußt haben, daß er etwas Außerordentliches versäumt hatte.

Wie war dies zugegangen?

Auf die natürlichste Weise von der Welt:

Wegen der Spott- und Hohnreden, die ihn aus dem Munde der gefürchteten Sachsenhäuser verfolgt hatten, wollte er es in den nächsten Tagen nicht wagen, sich nach dem Mädchen zu erkundigen oder erkundigen zu lassen. Er schob es daher eine Woche hinaus. Als aber dieselbe verlaufen war, hatte ihn die Intrigue mit der Frau eines Postbeamten so sehr in Anspruch genommen, daß er das Sachsenhäuser Mädchen völlig vergaß.

Um so lebhafter erinnerte er sich ihrer und aller mit ihr in Verbindung stehenden Umstände jetzt, da

ihn die tödtliche Leere seines Innern für diese Erscheinung doppelt empfänglich machen mußte.

Auch der junge Mann, der das Mädchen aus dem Wasser gerettet hatte, trat ihm vor die Seele. Er erinnerte sich sogar, daß es ihm damals schon vorgekommen sei, als habe er mit diesem Menschen bereits Etwas zu thun gehabt; nur hatte er nicht gleich gewußt, was und bei welcher Gelegenheit.

Jetzt aber, bei eifrigerem Nachdenken, fiel es ihm bei, daß dieser junge Mann sich ihm als Schriftsteller präsentirt und das einfältige Ansinnen an ihn gestellt hatte, ihm Geld für den Druck seiner Manuscripte zu leihen.

Unter solchen Umständen war Goldmann mit seinem Plane schnell im Reinen: Das junge Mädchen sollte seine Geliebte werden; und er nahm sich sogar vor, diesem Verhältnisse eine gewisse Treue zu widmen und mindestens die Dauer eines Jahres zu geben.

Allerdings wußte er von Derjenigen, über welche er so schnell disponirte, noch gar nicht einmal, ob sie überhaupt disponible sei. Sie konnte die Stadt verlassen haben; sie konnte die Geliebte des jungen Mannes, vielleicht sogar seine Frau geworden sein; sie konnte — —

Doch was sie auch konnte; — so viel stand fest: der Banquier konnte mit Hilfe seines Geldes noch mehr.

Das Einzige, was der Allmacht seines Geldes unmöglich gewesen wäre, war: sie vom Tode zu erwecken, wenn sie gestorben sein sollte. Allein man wird ja nicht aus dem Wasser gerettet, um einige Monate darauf einen jämmerlichen Erdentod zu sterben. Das Mädchen würde also noch auf der Welt sein; und wenn sie noch auf der Welt war, so würde sich der reiche Mann ihrer auch bemächtigen können.

Hatte sie die Stadt verlassen, so würde man mit Geld erfahren, wohin sie gegangen war. Besaß sie einen Anbeter, so konnte es gar keine Frage sein, daß sie ihn verließ, um die Geliebte des reichsten Mannes in ganz Deutschland zu werden. War sie verheirathet, so würde man sie ihrem Manne abkaufen können, ein Geschäft, welches der Baron schon viel zu oft gemacht hatte, um nicht überzeugt zu sein, daß es sich unter allen Umständen machen ließ.

Je mehr sich der Banquier die durch ihn zu besiegenden Hindernisse ausmalte, desto mehr fühlte er sich angestachelt, seinen Plan auszuführen. Ja, er schraubte sich endlich zu einer solchen Exaltation hinauf, daß er plötzlich vom Divan sprang und ausrief:

„Machen wir uns auf der Stelle an's Werk!"

Goldmann klingelte seinem Diener und befahl ihm, einen bestimmten leichten Wagen anspannen zu

lassen, der in Frankfurt nur erst wenig, in Sachsenhausen aber noch gar nicht als der seinige bekannt war.

Dann zog er einen gewöhnlichen Rock an, warf einen leichten Mantelkragen, der sein Gesicht verhüllen konnte, über, nahm einen Stockdegen zu sich und bestieg sein inzwischen angeschirrtes Gefährt.

Der Kutscher erhielt den Auftrag, über die Sachsenhäuser Brücke zu fahren, und dort in einer bezeichneten Nebengasse zu halten.

Der Abend war finster, und Goldmann durfte hoffen, auf seinem Wege nicht erkannt zu werden.

Als der Kutscher an der befohlenen Stelle hielt, stieg der Baron aus, gab dem Führer durch eine Geberde zu verstehen, daß er ihn hier erwarten solle, und legte den Weg bis zu dem ihm noch erinnerlichen Hause zu Fuße zurück.

Er glaubte es in demjenigen wieder zu erkennen, aus welchem eben zwei Kinder mit Henkelkörben traten.

„Habt Ihr Etwas zu verkaufen, Kinder?" fragte Goldmann, weil ihm Nichts, was es hier geben konnte, der Untersuchung unwerth schien.

„Ja wohl," sagten die Kinder, „gebackene Fische von Kurd's. Sind ausgezeichnet! Sechs Kreuzer die Portion!"

Der Banquier griff in seine Westentasche, zog einen sogenannten Sechsbätzner (vierundzwanzig Kreuzer) hervor und fragte, indem er das Geldstück in der Hand hielt:

„Ei, wer backt denn die Fische, die so ausgezeichnet sind?"

Die Kinder, welche die Aussicht auf ein Geschäft mit dem Herrn hatten, wurden redselig und erwiderten:

„Nun, die hübsche junge Mamsell, die bei Kurd's die Wirthschaft führt. Man sagt, sie wird den Felix heirathen."

Jetzt wußte Goldmann genug. Der junge Mann, der bei ihm gewesen war, hatte sich Felix genannt. Der Baron stand also an dem Hause, welches er suchte; und die hübsche junge Mamsell, welche die Fische backte, war keine andere, als das von ihm ersehnte Mädchen.

Er gab den Kindern das Geldstück mit dem Bemerken, sich die Fische dafür selber schmecken zu lassen, und trat an die Hausthür heran.

Im Hintergrunde des Flurs sah er eine Küche, an deren Heerde ein Frauenzimmer stand, welches ihm den Rücken zuwandte, aber doch durch die wundervolle Ebenmäßigkeit ihrer vom Feuer beleuchteten Formen bewies, daß er den Gegenstand seiner Sehnsucht vor sich hatte.

Neben ihr standen zwei Kinder mit Körben, die auf Fische warteten.

Indem das Frauenzimmer die Kinder nach mehren Minuten abfertigte, drehte es sich herum, und Goldmann ward nun durch den Anblick ihres Gesichts außer allem Zweifel gestellt, daß die Gesuchte ge-

funden war, zugleich aber auch auf's neue so sehr entflammt, daß er sich zu einer kühnen That, wenigstens zu einem raschen Entschlusse, aufgelegt fühlte. —

Er hatte es ja nur mit einer Braut zu thun, mit einem Mädchen, welches erst heirathen sollte; also war nicht einmal von einem großen Geldopfer die Rede. Von allen Möglichkeiten, die er sich vorgestellt hatte, war die allerleichteste eine Thatsache geworden. — Goldmann hatte Glück!

Sobald die beiden letzten Kinder abgefertigt waren und das Haus verlassen hatten, trat Goldmann ein und auf Alma zu, indem er, um sie nicht zu erschrecken, schon von weitem fragte:

„Hier backt man ja wohl die guten Fische?“

„Ja, mein Herr!“ erwiederte die junge Wirthinn. „Allein wenn Sie, wie es scheint, sie gleich hier essen wollen, so muß ich bedauern, daß wir nicht darauf eingerichtet sind. Wir versenden sie blos außer dem Hause.“

„O, ich weiß schon,“ bemerkte der Baron ablenkend. „Aber eigentlich wollte ich zugleich mit Herrn Felix sprechen. Ist er nicht da?“

„Heut gerade nicht; und das ist ein ganz besonderer Zufall; denn er verläßt das Haus nur selten um diese Zeit. Heut jedoch ging er mit dem alten Kurd auf besonderes Ansuchen mehrer Freunde nach

Niederrad, wo eine Hochzeit gefeiert wird. Vor elf Uhr wird er schwerlich kommen."

Ueber das Gesicht des Banquiers hatte sich während dieser Eröffnungen eine immer sichtlicher hervortretende Freude ausgebreitet. Er schlug jetzt den Mantelkragen zurück, ließ in Ringen, Busennadel, Uhrkette und dergl. Schmucksachen Dinge blicken, an denen man den reichen Mann erkannte und hob alsdann an:

„Das ist mir eigentlich recht fatal, mein schönes Fräulein. Denn da es im Interesse des jungen Mannes nothwendig ist, daß ich ihn noch heut spreche, weil ich morgen schon sehr früh verreisen muß, so werde ich am Ende genöthigt sein, ihn zu erwarten, also Ihnen zur Last zu fallen."

„O, was das Letztere betrifft, mein Herr, so machen Sie Sich darum keine Sorge. Ihre Gesellschaft wird mir sehr angenehm sein; denn ich bin mit diesem häßlichen Geschäft hier fertig. Und wenn Sie sonst Sich nicht scheuen, in einem kleinen, einfachen, wenn auch reinlichen Zimmer zu verweilen, so treten Sie gefälligst dort ein. In drei Minuten werde ich bei Ihnen sein."

Alma öffnete bei diesen Worten die Thür des Zimmers, welches der Banquier früher schon einmal betreten hatte, als das reizvolle Wesen, welches ihn jetzt einließ, halb todt auf dem Bette lag.

Goldmann trat mit einer artigen Verbeugung ein

Drei Minuten später saß Alma an seiner Seite.

Die Unterhaltung begann, um schon nach einer Viertelstunde den Charakter einer Unterhandlung zu tragen.

30.

Flucht.

Es mochte zehn Uhr desselben Abends sein, als die Hochzeitsgäste in dem Dorfe Niederrad noch wohlgemuth und in lauter Fröhlichkeit beisammen saßen, beziehungsweise miteinander tanzten.

Nur Felix war still, stumm und in sich gekehrt.

Seine Leidenschaft für Alma hatte mit jeder vertraulichen Umarmung zugenommen; und was sonst den Mann allmälig erkältet, das hatte das Feuer in den Adern des jungen Mannes nur geschürt. Es war etwas Thierisch-Göttliches (man verzeihe uns diese Zusammenstellung um ihrer physiologischen Wahrheit willen!) was sich in der Liebe des ehemaligen trocknen Philosophen zu dem herzlosen Mädchen ausdrückte!

Felix war während des ganzen Hochzeitsfestes still, stumm und in sich gekehrt gewesen, weil er noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, sich des Besitzes seiner Alma durch eine eben solche Hochzeit zu versichern, diese Hoffnung aber von dem

Mädchen mit beispielloser Hartnäckigkeit bekämpft wurde.

Als es neun Uhr geschlagen, hatte Felix den alten Kurd zum Aufbruche gedrängt, weil ihm, wie er sagte, nicht wohl sei.

Die Sache hatte auch ihre Richtigkeit.

Nur war dies Unwohlsein nicht von der Art, daß es ein Arzt als facultätsgemäß anerkannt hätte. Es bestand in einer Herzensbeklemmung, einer Brustbeängstigung, die man gemeinlich Präcordialangst nennt, um ihr einen physischen Sitz zu geben, die aber ganz unstreitig in das noch undurchforschte Gebiet der Ahnungen gehört, da wir dies Gefühl stets dann empfinden, wenn sich ein uns treffendes schmerzliches Ereigniß vorbereitet.

Felix konnte sich vor Unruhe kaum mehr halten; und je mehr ihn der alte Kurd, der sich noch ganz behaglich fühlte, zum Trinken nöthigte, desto schrecklicher wurde seine Angst.

Endlich, nachdem die zehnte Stunde verhallt war, stand Felix entschlossen auf und erklärte seinem Pflegevater, daß er nun allein gehen müsse, wenn Kurd nicht mitkommen wolle; weil es ihn keine Minute mehr von Hause dulde.

Der alte Kurd liebte seinen Felix viel zu sehr, um ihm nicht die noch unentkorkten Weinflaschen zum Opfer zu bringen.

Die beiden Männer machten sich heimlich davon.

Kaum auf dem Wege, fing Felix an, so stark zu gehen, daß Kurd ihm nicht folgen konnte.

„Aber warum läufst Du denn so, Junge? Denkst Du denn, meine alten Knochen sind von Gutta-Percha?!"

„Ich muß zu Hause, Vater."

„Na, ich doch auch, Du Schinohs! Glaubst Du, ich wollte meinen kleinen Spitz unter den Sternen ausschlafen?"

„Ja, ja, wir müssen Beide zu Hause, Vater; aber schnell! schnell! Es ist mir, als wäre zu Hause etwas Schreckliches passirt."

„Ah, die Alma, das lieb' Schinohs, wird doch die Fische nicht verbrannt haben! Das würde das Haus Kurd und Compagnie um allen Credit bringen."

„Warum hat sie nicht mitgehen wollen?"

„Was weiß ich? Frage einmal die Weiber, warum sie Etwas wollen oder nicht wollen. — Meine Alte selig war eine kreuzbrave Frau; aber wenn ich sie fragte: warum willst Du denn das oder jenes nicht? da gab sie mir jedesmal die sehr schlagende Antwort: weil ich nicht will!"

„Ich sage Dir, Vater, es ist zu Hause etwas Schreckliches passirt. Ich fühle das hier, hier ganz deutlich."

Und dabei tippte er sich heftig mit dem Finger auf die linke Brust.

„Junge, mache mir nicht angst! Wenn Etwas passirt ist, werden wir's erfahren."

Endlich waren sie am Thore.

Jetzt ließ sich Felix nicht länger zurück halten. Den Alten sich selbst überlassend, lief er spornstreichs nach ihrem Hause.

Die Küche war finster, nur einige Kohlen glühten noch auf dem Heerde. In den Hausflur stürzend, rief Felix laut den Namen Alma.

Es öffnete sich keine Thür; und er erhielt keine Antwort.

Mit namenloser Angst, immer „Alma!" rufend, rannte er auf die Thür des Zimmers zu, die er aufstieß.

Es war leer; und Niemand gab ihm Antwort auf sein Rufen.

Auf dem Tische brannte düster die Lampe. Daneben lag ein beschriebenes Blatt Papier.

Mit krampfhaften Händen erfaßte es Felix, um es zu lesen.

Es flimmerte ihm vor den Augen. Dennoch gelang es ihm, den Inhalt zu verschlingen. Er lautete:

„Lebe wohl, Felix! Die Stunde ist da, von welcher ich wußte, daß sie kommen würde. Ich habe Dich verlassen, weil ich meinem Glücke entgegen gehe, und weil ich Dich nicht mehr liebe. Du weißt ja, Niemand kann seinen Gefühlen gebieten. Hättest Du einen hohen Stand und großen Reichthum oder

auch nur eines davon besessen, so würdest Du der Einzige gewesen sein, den ich geliebt hätte. So aber muß ich thun, wie mein Schicksal es will. — Forsche nicht nach mir. Es würde Dir nichts helfen; denn ich liebe Dich nicht mehr und kann also auch nicht mehr sein Deine Alma."

Ein ungeheurer Schrei entwand sich der Brust des jungen Mannes; und wie vernichtet sank er auf einen Stuhl.

Doch nur einen Augenblick verließ ihn so sein Bewußtsein. Dann sprang er plötzlich, wie von einem verzweifelten Entschlusse geschnellt, in die Höhe und stürzte zum Zimmer und Hause hinaus, gerade in dem Augenblicke, als Kurd in die Hausthür trat.

„Felix!" rief dieser, „was ist Dir? was ist geschehen?"

Ohne sich aufhalten zu lassen, schrie der Davoneilende mit von Thränen erstickter Stimme:

„Sie ist fort! O, ich habe es ja geahnt, daß etwas Schreckliches geschehen würde. Alma ist entflohen!"

Damit stürmte er in die Nacht hinaus, die Straße entlang, die Brücke hinüber, in das Gassen-Labyrinth Frankfurts hinein, um die zu suchen, welche auf diese Weise gewiß am wenigsten zu finden war.

Und so lief Felix drei Tage lang von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Thor zu Thor.

Da, um die Mittagsstunde des vierten Tages, bis zum Tode matt vom Laufen und Darben, lehnte er an dem Gitter des Goldmannschen Gartens, als eine leichte Kalesche heran gefahren kam und dem Pavillon zulenkte.

Goldmann fuhr seiner Gewohnheit gemäß selbst. Ihm zur Seite saß eine verschleierte Dame; den Hintersitz nahm ein Jockey ein.

Dicht bei Felix vorbei bog die Kalesche nach dem Pavillon ein. Er blickte auf. Durch den Schleier hindurch erkannte er Alma.

Mit dem lauten Schrei ihres Namens stürzte er vor und den Pferden in den Zügel. Doch ein Peitschenschlag Goldmanns ihm in's Gesicht machte die Rosse frei; und hin saus'te der Wagen bis zum Portale des Hauses, wo Goldmann und seine neue Maitresse schleunigst ausstiegen.

Felix hatte sich von dem Peitschenschlage kaum erholt, als er dem Wagen nachlief.

Er kam zu spät.

Als er den Pavillon erreichte, war die Thür bereits hinter den Eingetretenen geschlossen; und als er den Versuch machte, sie mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte zu erbrechen: da erschienen aus einem Seitenflügel drei herkulische Diener, erfaßten ihn an Händen und Füßen und schleuderten ihn die fünf steinernen Stufen der Freitreppe hinunter, daß er weit hin in den Sand kollerte.

Nachdem Felix so einige Minuten in bewußtlosem Zustande gelegen hatte, erhob er sich wie ein Mensch, der aus einem langen Traume erwacht.

Er stellte sich in einiger Entfernung vom Pavillon mit verschränkten Armen auf und blickte starr hinüber nach den Fenstern des Hauses, in welchem jetzt das Mädchen Dame war, welches er mit Lebensgefahr aus dem Wasser gerettet, welches er dann wie einen Abgott geliebt, und welches ihn jetzt um Ranges und Reichthums willen verrathen hatte.

So stand er wohl eine Stunde lang unbeweglich; und nur auf seinem Gesichte hätte man die große Veränderung seines Innern wahrnehmen können, die durch seinen Gedankengang erzeugt wurde.

Endlich zog er das Blatt Papier aus seiner Brusttasche, welches Alma zurückgelassen, und sprach, düster vor sich hinblickend, in dem Tone des männlichen Trotzes:

„Also Titel und Geld, das sind überall und überall die Götzen, vor denen sich die Menschheit allein im Staube wälzt; die Hebel, ohne deren Kraft das Talent nicht aus der Niedrigkeit gehoben wird; die Grazien, welche einzig und allein der Liebe würdig machen?! — Nun gut!“ er hob seine rechte Hand mit dem Blatt Papier wie zum Eide in die Höhe — „hier schwöre ich, und alle Götter des Himmels und der Hölle mögen meinen Schwur vernehmen! schwöre ich, nicht eher zu ruhen, kein mensch-

liches und kein teuflisches Mittel unversucht zu lassen, und mich nicht eher zufrieden zu geben, als bis ich jene Dämonen Titel und Geld in ihrer furchtbarsten Größe und Kraft unter meinen Händen habe — Krieg, giftigen Krieg dem ganzen elenden Menschengeschlechte, das das Talent mit Füßen tritt und dem Titel und dem Gelde den Speichel leckt! Krieg, dämonischen Krieg der staatlichen Gesellschaft! — Sie soll es sehen, was das Talent vermag, das sie mit dem Fuße von sich stößt. Sie will Nichts anerkennen, als Rang und Reichthum? Gut, sie soll den Rang und den Reichthum sehen, aber, schaudernd über die Art, wie ein verachtetes Talent ihn erworben, soll sie vor Schaam in die Erde sinken!"

Er zerriß das Papier, warf die Stücke gegen das Haus zu in die Luft und stürmte dem nächsten Stadtthore zu.

Eben als er es passirte, fuhr eine mit zwei Damen besetzte Equipage hindurch in die Stadt.

Felix sah nicht darauf. Er hörte noch weniger, wie die jüngere der beiden Damen, welche an dem offenen Wagenfenster saß, einen freudigen Schrei ausstieß.

Zwischen Felix und dem dahinrollenden Wagen war bereits ein weiter Raum, als die Dame, die den Schrei ausgestoßen hatte, zu ihrer Begleiterinn sagte:

„Ja, Mistreß Blount, das war der irrende Rit-

ter der irrenden Dame! Er ist in Frankfurt. Wir werden ihn also finden, und in vier Wochen werde ich Mistreß N. N. sein. — Gerechter Gott, ich liebe einen Menschen, dessen Namen ich noch nicht einmal weiß. Welch ein Scandal für Altengland!" —

Acht Tage nach dem eben erzählten Ereigniß erschien eines Morgens der Lohnlakai des Gasthauses zum römischen Kaiser in dem kleinen Hause des alten Kurd und fragte nach Felix.

Kurd, in seiner Stube sitzend, den Kopf in die Hand, die Hand auf's Knie gestützt, finster und träumerisch vor sich hinsehend, gab ihm den einsylbigen Bescheid:

„Felix ist seit vielen Tagen verschwunden. Ich weiß Nichts von ihm!" — —

31.

Eine Spielscene.

Eines Abends — mehre Tage nach dem zuletzt erzählten Ereignisse — herrschte in dem Spielsaale zu Heimburgshöh ein besonders reges Leben.

Das Roulette war umstellt von einer dichten Menge Zuschauer, deren Blicke sich auf einen unscheinbar gekleideten Mann mittlerer Jahre richteten.

Dieser Mann stand nämlich an dem Tische und besäete bei jedem Coup das Tableau mit Goldstücken.

Ein solches Ereigniß hatte in Heimburgshöh an sich nichts Wunderbares. Allein besondere Umstände gaben ihm diesmal etwas Auffallendes.

Denn erstens sah der Mann nicht danach aus, als ob er große Reichthümer besitzen könne, und doch hatte er sein Spiel mit der bedeutenden Summe von 400,000 Francs begonnen, von welcher die Hälfte bereits durch die Bank verschlungen war. — Zweitens erinnerte man sich nicht, jemals einen Menschen mit einem so dämonischen Unglücke spielen gesehen zu haben, wie diesen Wahnsinnigen, der durch seine Art zu setzen bewies, daß er gegen die Bank einen Kampf auf Tod und Leben zu führen entschlossen war.

Er besetzte stets mit ganzen Goldhaufen alle Nummern bis auf die 00, und abgesehen davon, daß grade diese Nummer heut auffallend oft herauskam, die sämtlichen Sätze des Spielers also eben so oft ganz verloren gingen, so konnte er es auch kein einziges Mal dahin bringen, daß ihm mehr ausgezahlt wurde, als die Croupiers einscharrten.

Trotzdem die ganze Arbeit des Spiels in einem beständigen Einziehen und Auszahlen von Seiten des Croupiers bestand, gab es doch keine Minute, während welcher sich die Geldsumme des Spielers im geringsten vermehrte. Dagegen verminderte sie sich von Viertelstunde zu Viertelstunde so auffallend, daß

sie während eines erst zweistündigen Spiels — wie wir sagten — bereits auf die Hälfte reducirt war.

Diejenigen Zuschauer, welche in die arithmetischen Mysterien des Bankvortheils nicht eingeweiht waren, schüttelten verwundert die Köpfe, indem sie, wie bemerkt, nur an ein dämonisches Unglück des Spielers glauben konnten.

Die wenigen Eingeweihten indeß murmelten Etwas von Unsinn und Dummheit, hatten aber nicht den Muth, sich in das Spiel des Mannes einzumischen, der — wenn auch durch sonst nichts, so doch — durch seine fabelhaften Geldmittel allen Umstehenden Respect einflößte.

Man war indeß wenigstens begierig, zu erfahren, wer der Mann sei, der so wahnsinnig sein Geld verschleuderte; und flüsternde Stimmen unter den Zuschauern schienen thätig zu sein, um hierüber eine Auskunft zu geben.

Sie bezeichneten den Spieler als einen russischen Pelzhändler, welcher in Sibirien und Kamtschatka Masseneinkäufe von Pelzwaaren gemacht und, da er dieselben meist nur mit selbst fabrizirtem Branntwein bezahlt, binnen wenigen Jahren die enormen Summen gewonnen hatte, welche er hier binnen wenigen Stunden verspielte.

„Wie gewonnen, so zerronnen!“ ließen sich einzelne Stimmen vernehmen; und das anfängliche Mit-

leid mit dem verlierenden Spieler verwandelte sich allmälig in eine gewisse Schadenfreude.

Der Russe hörte indeß Nichts davon, denn er war zu sehr mit der mühevollen Arbeit des Setzens beschäftigt, wobei er von einem elegant gekleideten Franzosen, der ihm sehr nahe befreundet schien, unterstützt wurde.

Endlich aber, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte und die Croupiers ersuchte, mit dem Drehen der Kugel eine kleine Pause zu machen, — vernahm er dicht hinter sich die in gutem Französisch gesprochenen Worte:

„Begreifen Sie, daß dieser Mann in Folge seiner Unkenntniß der Spieleinrichtung durch die Bank förmlich bestohlen wird?!"

Der Russe sah sich bestürzt um und gewahrte einen jungen, schönen Mann, in ärmlicher, aber sauberer und mit einer gewissen Eleganz getragener Kleidung.

Er wollte so eben eine Frage an ihn richten, als sein Gehilfe, der Franzose, ihn mit den Worten ablenkte:

„Lassen Sie Sich nicht in Ihrem Spiel derangiren. Man wirft so eben von neuem die Kugel!" —

Dies hatte seine Richtigkeit. Der Croupier, in Folge eines Winkes aus den Augen des Franzosen, warf die Kugel in die Scheibe mit den stereotyp gewordenen Worten: „Faites votre jeu, Messieurs!"

Und gleichsam einer magischen Gewalt nachge-

bend, ordnete der Russe von neuem seine Sätze, wobei ihm der Franzose mit ganz ungewöhnlicher Fertigkeit behilflich war.

Angesichts dieser Nutzlosigkeit seiner Warnung wandte sich der junge Mann ab, um den Spielsaal zu verlassen, und durch ein sogenanntes Conversationszimmer nach dem Concert- und Ballsaale zu gehen, indem er dabei vor sich hin in die Worte ausbrach!"

„Dieser Diebstahl ist wirklich nicht mehr mit anzusehen!"

„Sie haben Recht, mein Herr," ließ sich neben ihm die Stimme eines Mannes vernehmen, der sich ihm im Hinausgehen zugesellte. „Man weiß nicht recht, ob man mehr den Diebstahl der Bank hassen oder die Thorheit des Spielers bemitleiden soll." —

Es war dies derselbe Mann, welcher neben dem jungen gestanden, und zu welchem dieser die Worte gesprochen hatte, die der Russe als eine Warnung hatte betrachten sollen. Die auffallende Figur und der originelle Kopf lassen uns in ihm den uns schon bekannten Doctor Böhm erkennen.

Da der von ihm angeredete junge Mann Nichts erwiderte, so fuhr der Doctor fort:

„Es scheint, mein Herr, daß Sie den Mechanismus des Spieles sehr genau kennen."

„Ich studire ihn erst seit drei Tagen, glaube aber, bereits vollständig im Klaren darüber zu sein."

„In der That, mein Herr, ich habe Sie seit

drei Tagen beobachtet. Es interessirte mich außerordentlich, Sie in tiefe Betrachtungen versenkt zu sehen über die Natur und das Wesen des Hazardspiels, welches hier mit einer an Unverschämtheit grenzenden Ostentation betrieben wird. Was mich aber noch mehr wunderte, als Ihre Ausdauer in der Beobachtung, ist der Umstand, daß ich Sie nie auch nur einen Gulden setzen sah."

„O, das erklärt sich leicht. Erstens würde ich nicht so unklug sein, mein Geld einer Combination anzuvertrauen, deren innerstes Wesen ich nicht kenne, und zweitens —" der junge Mann stockte ein wenig, fuhr aber sogleich mit liebenswürdiger Offenheit fort, — „zweitens, mein Herr, hatte ich auch kein Geld."

„Ah," entgegnete der Doctor Böhm, indem sich über sein Gesicht ein Blitz der Freude verbreitete, „dieses offenherzige Geständniß entzückt mich, und glücklicherweise bin ich in der Lage, es durch Gegenvertrauen erwiedern zu können. Sie sehen in mir einen finanziellen Leidensgenossen. Nur habe ich vor Ihnen eine Chance voraus: ich bin nämlich überzeugt, jenes Geld dort" — und er wies bei diesen Worten in den Spielsaal zurück — „durch ein geschicktes Manöver in meinen Besitz zu bringen, sobald es mir irgend gelingt, einen geschickten Gehilfen zu finden. — Wie heißen Sie, mein Werther?"

Man sieht, der Doctor Böhm wurde gegen den jungen Mann bereits impertinent vertraulich, nachdem er

erfahren hatte, daß es ihm an derjenigen Eigenschaft fehlte, die in Spielörtern für den Werth eines Menschen einzig und allein maßgabend ist, dem Geldbesitz.

Da der junge Mann auf die Frage nicht sogleich antwortete, vermuthlich, weil Beide inzwischen in den Concertsaal getreten waren, und seine Blicke einen interessanten Gegenstand erspäht hatten, — so fuhr der Frager fort, indem er, sich selbst vorstellend, sagte: „Ich bin der Doctor Böhm."

„Mein Namen ist Felix," entgegnete der junge Mann.

„Felix schlechtweg?"

„Felix schlechtweg."

„O, das ist sehr unpraktisch, mein Lieber; und ich sehe daraus, daß Sie den Comment der Spielhöllen noch nicht weg haben. Um in der Welt, und besonders in den Badeörtern, sein Glück zu machen, dazu ist vor allen Dingen nöthig, daß man mit einem respectablen Titel versehen auftritt."

„Ich weiß, ich weiß!" warf Felix dazwischen.

„Mit Ausnahme vielleicht des Arztes," fuhr Böhm fort, „oder Desjenigen, der sich für einen Arzt ausgiebt, was so ziemlich auf Eins herauskommt."

„Sie meinen," bemerkte Felix mit einem satyrischen Lächeln, „weil der Arzt nichts weiter braucht, als Arzt zu sein, um schon nach dem Grundsatze: „mundus vult decipi" zu handeln?"

„Teufel, mein Werther, Sie haben Geist. Das freut mich! Und außerdem scheinen Sie auch mit der

Facultät vollkommen im Klaren zu sein. Das ist mir nicht unlieb. In der That aber ist der Titel eines Arztes ein noch viel respectableres passe-partout, um in alle Schichten der Gesellschaft Eintritt zu finden, als der eines Barons, Grafen oder Prinzen; und Sie dürfen mir glauben, daß es etwas Anderes war, als Bescheidenheit, was mich bestimmte, mir ein Doctordiplom statt eines Adelsbriefes auszustellen. Im Uebrigen können Sie die Erfahrung machen, daß Sie Sich hier in durchaus nobler Gesellschaft befinden. Blicken Sie nur hin auf diesen Kreis eleganter Herren und noch eleganterer Damen. Die ersteren sind lauter englische Lords, französische Marquis, polnische Grafen und deutsche Barone, was sie indeß durchaus nicht hindert, bankerottirte Kaufleute, cassirte Advokaten, abenteuernde Industrieritter und weggejagte Beamte gewesen zu sein. Die Damen begnügen sich zumeist mit dem Titel einer Gräfinn, Marquise oder Fürstinn, woraus aber nicht im mindesten zu schließen ist, daß sie ihr früheres Gewerbe als filles de joie aufgegeben haben."

„Aber was sagt die Polizei zu dieser eigenmächtigen Titelverleihung?"

„O, die Polizei! — Verzeihen Sie, daß ich lache! — Das müßte schon ein sehr dummer oder ein sehr geldarmer Teufel sein, der von der Polizei eine Untersuchung seines Stammbaums zu fürchten hätte. Und nun vollends hier! Wissen Sie nicht —

seit Ihrem dreitägigen Hiersein müßten Sie es schon wissen! — daß die hiesige Polizei Nichts ist, als die Handlangerinn der Spielpächter, von deren Gratificationen sie existirt?! Die Spielbankadministration ist die eigentliche Seele der ganzen städtischen Verwaltung, so zu sagen, die wahre majestas des Orts. Diese aber kennt nur zwei Arten von Menschen: Leute, die Geld haben, und Leute, die keines oder keines m e h r haben. Die Ersteren können machen und treiben, was sie wollen. Sie können sich ausgeben, wofür sie Lust haben, sie können selbst über Betrug und Diebstahl schimpfen, — wenn sie nur spielen! Denn in diesem Falle ist die Spielbank sicher, ihr Geld zu erlangen, und das deckt alle ihr angehängten Flecken der Ehre um so gewisser zu, als sie von vorn herein überzeugt ist, daß sie das vieldeutige Gut der Ehre noch niemals besessen hat. — Was nun aber die Leute betrifft, welche kein Geld oder keines m e h r haben, so dürfen diese, welche als Staffage für die anderen tolerirt werden, nur zwei Dinge beobachten, um vor den Nachforschungen der Polizei sicher zu sein: sie müssen sich vor dem crimen laesae majestatis gegen die Bank hüten, indem sie sich ganz ruhig verhalten und vorkommendenfalls selbst die Insulten der Croupiers geduldig ertragen, und sie dürfen im Gasthofe keine Schulden machen. — Hat sich zum Beispiel um Sie die Polizei schon bekümmert?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„So ist dies ein sicheres Zeichen, daß Ihre unbezahlte Rechnung im Hôtel noch nicht die Höhe von zehn Gulden erreicht hat.“

„In der That!“

„Sorgen Sie also dafür, daß sie diese Höhe nicht erreicht, und dann nennen Sie Sich getrost Baron Felix von Hartenfels. Der Namen klingt nicht übel, nicht wahr? Ich werde Sie unter diesem Namen noch heute einigen Freunden vorstellen, wenn—“

Die Rede des Doctors wurde unterbrochen durch ein lärmendes Getöse, welches vom Spielsaale her plötzlich erscholl, indem es durch die offenen Thüren drang und selbst die Musik übertönte, welche so eben die schöne Arie aus „Titus“ begonnen hatte.

Unter der ziemlich zahlreichen Gesellschaft des Concertsaales, die ohnehin ein ziemlich bewegtes Bild bot, gab es einen förmlichen Aufstand. Die Damen, welche sich mit ihrem Stick- oder Häkelzeuge beschäftigt hatten, ließen dasselbe auf ihren Schooß sinken; den Herren, welche in die Lecture von Zeitungen vertieft gewesen waren, glitten die Blätter zu Boden; diejenigen, welche im Saale promenirend auf und nieder gegangen, eilten nach den Thüren zu, gefolgt von den Uebrigen, so daß in Zeit von zwei Minuten der Concertsaal bis auf das Orchester geleert war, wogegen sich der Spielsaal in demselben Maße gefüllt hatte.

Hier erblickte man ein seltsames, zum Theil gräßliches Schauspiel: Der Roulette-Tisch war dicht umstanden von einer Menge Personen beiderlei Geschlechts, und in diesem Kreise wüthete am Tische selbst ein fürchterlicher Streit.

Der Russe, vor Zorn kirschroth im Gesicht und den Schaum der Wuth auf den Lippen, hatte mit seiner linken Hand in die Scheibe gefaßt und hielt den Messinggriff derselben krampfhaft umschlungen, während er mit der rechten Hand bemüht war, die vor den Croupiers aufgehäuften Goldrollen und Bankbillets an sich zu reißen. Diese wurden ihrerseits durch die Leiber der Croupiers gedeckt, indem sie sich — so viel es ging — mit den Armen und dem Oberkörper darauf legten und dabei unabläßig nach Hilfe schrien.

Doch der Russe schrie noch mehr. In einem ziemlich verständlichen Französisch, untermischt mit russischen Wörtern, rief er ein Mal über das andere:

„Ihr seit Betrüger und Spitzbuben! — Gebt mir das Geld zurück, das Ihr mir gestohlen! — Eure ganze Bank ist Betrug! — Mein Geld heraus! — Ich schenke es Jedem, der es sich nimmt!"

Diese letztere Versicherung, weniger ein Act humaner Generosität als eines sehr natürlichen Rachegefühls, fiel bei mehren der Zuschauer auf fruchtbaren Boden, so daß das Drängen und Greifen nach den Geldhaufen der Bank ziemlich allgemein wurde.

Diejenigen, welche es unter ihrer Würde hielten, sich bei dieser Gelegenheit für die bisher erlittenen Verluste schadlos zu halten, verharrten wenigstens in einer Art Theilnahmlosigkeit, weil es wohl schwerlich jemals einem Spieler oder Zuschauer einfällt, für die Bank Partei zu nehmen. Das Gefühl des Hasses gegen ein so blutsaugerisches und dabei wieder ganz unbezwingbares Institut, wie die Bank, ist in jedem moralisch unbefangenen Menschen zu mächtig, als daß es sich nicht wenigstens durch eine passive Parteinahme gegen dasselbe an den Tag legen sollte.

Demzufolge waren es die Croupiers allein, welche den Schatz der Bank gegen den ersten Sturm der habgierigen Zuschauer und des wilden Russen zu schützen hatten.

Dies geschah, wie gesagt, unter gegenseitigem Schreien, Toben und Schimpfen, indem sie sich mit dem Oberkörper auf die Geldreservoires legten und mit ihren Rateaux die herandringenden Hände durch kräftige Schläge kampfunfähig zu machen suchten.

Zwischen dem Lärmen hindurch ließ sich die Stimme des Chef de partie mit den üblichen Ermahnungen zur Ruhe vernehmen, die aber natürlich von dem Russen und seinen schnell gewonnenen Genossen gänzlich überhört wurden.

Eben so fruchtlos blieben die Zurufe der beiden Spielpächter, welche sich nach einigen Minuten eingefunden hatten, um durch ihre Autorität Ruhe und

Ordnung herzustellen. Sie waren indeß von dem immer ärger tobenden Russen mit Schimpfwörtern aus allen möglichen Sprachen empfangen und von der Mehrzahl des Publikums mit Hohn und Pfeifen begrüßt worden.

Mitten durch den Trouble hindurch drängte sich der Doctor Böhm, welcher Felix am Arme gefaßt hielt und ihm zuflüsterte:

„Nehmen wir diese Gelegenheit wahr. Hier, greifen Sie unter dem Arm dieses Croupiers hindurch nach drei Rouleaux. Ich werde Sie decken!"

Doch Felix riß sich los, indem er halb laut sagte:

„Eine schöne Zumuthung, das!"

„Pah! Es handelt sich darum, einen Dieb zu bestehlen!"

„Aber es giebt Diebe, die unter dem Schutz der Gesetze stehen, und diese zu bestehlen, führt nicht minder zum Conflict mit der Criminal-Polizei, als der an ehrlichen Leuten verübte Diebstahl. Meine Operationen müssen hieb- und kugelfest sein gegen die Angriffe der Sicherheitsbehörde."

„Gut! Sie sind mein Mann!" erwiderte der Doctor, indem er seinen neuen Bekannten mit ersichtlicher Freude auf die Schulter klopfte; „wir werden zusammen arbeiten und Großes vollbringen."—

Dann gewißermassen zu sich selbst sprechend, rief er, sich mit den Händen auf seine Schenkel schlagend:

„Und doch, wie Schade um die schöne Gelegenheit! Daß sie so unvorhergesehen kommen mußte! Wenn jetzt meine vier Freunde zur Hand wären, und ich meinen Aether bei mir hätte: so war der veranschlagte Plan über Erwarten erfolgreich ausgeführt!“ —

Die ganze hier beschriebene Scene mochte etwa zehn Minuten gedauert haben, als der schnell herbeigerufene Polizeicommissair erschien, gefolgt von drei Polizeidienern und zwei beim nächsten Wachtposten requirirten Soldaten.

Nachdem der Polizeicommissair die Scene überschaut hatte, erkannte er sogleich, daß hier an keine Untersuchung, sondern nur an Entfernung der Menschenmasse zu denken war. Deshalb gebot er mit hell tönender Stimme:

„Ruhe, im Namen des Gesetzes!“

Einen Augenblick trat bei dieser hier ungewöhnlichen Aufforderung das tiefste Schweigen ein, und das Bild erhielt für einen Moment den Charakter der Unbeweglichkeit.

Der Commissair gewann dadurch Gelegenheit, sich verständlich zu machen.

„Im Namen des Gesetzes und bei Meidung schwerer Strafe,“ rief er aus, „verlasse augenblicklich Jeder, der nicht zur Bank gehört, den Spielsaal!“

Das momentane Stillschweigen und die kurze Unbeweglichkeit der Scene hatten zur Folge gehabt, daß die Gegner der Bank ein wenig zur Besinnung

gekommen waren. Deshalb wurde auch die Aufforderung des Commissairs sofort befolgt, indem die Masse zurückwich und nach den Thüren zu drängte.

Die Bank und ihre Handlanger hatten darauf gerechnet, daß der Russe bleiben und ihnen dadurch Gelegenheit geben würde, sich seiner durch die Polizei zu bemächtigen.

In dieser Hoffnung wurden sie indeß getäuscht. Denn Felix hatte unmittelbar nach der Aufforderung des Commissairs den Arm des Russen ergriffen und ihn mit den Worten: „Kommen Sie eiligst!" mitten durch das Gewühl hindurch nach der Thür gezogen, die in den Park führte.

Der Russe, welcher in dem jungen Manne seinen Warner von vorhin erkannte, überließ sich auch willig seiner Leitung, und so gelangten denn Beide, während der Saal sich entleerte und nur das Bankpersonal mit dem heutigen Gewinn von 400,000 Francs zurückblieb, in den Park und durch den Park in das nahe gelegene Wäldchen.

Die Bank blieb für den übrigen Theil des Tages geschlossen.

32.

Das Complot gegen die Spielbank.

Als sich Felix mit dem Russen allein befand, forderte er denselben auf, ihm die Veranlassung des Streites zu erzählen.

Diese Veranlassung war eine sehr einfache. Aber der Russe holte ein wenig weit aus, weil das Mißgeschick unter Umständen eben so redselig macht wie das Glück.

Morawsky — dies war der Name des Russen — hatte auf einer Geschäftsreise nach Deutschland in Dresden den Franzosen kennen gelernt, der sich ihm seitdem mit der seiner Nation eigenen Geschmeidigkeit angeschlossen.

Beide hatten sich manche Stunde durch eine Partie Ecarté oder Piquet vertrieben, wobei sich der Franzose stets auf eine merkwürdige Weise im Glücke befunden, so daß er seinem neuen Bekannten in verhältnißmäßig kurzer Zeit 100 Friedrichsd'or abgewonnen hatte.

Endlich war der Franzose wie durch Zufall mit der Idee hervorgetreten, in Gemeinschaft mit ihm die Bank von Heimburgshöh zu sprengen. Er hatte ihm zu dem Zwecke ein Spielsystem entwickelt, welches allerdings ein sehr bedeutendes Capital erforderte, aber dafür auch desto unfehlbarer sein sollte.

Man weiß, daß die Russen die leidenschaftlichsten und zugleich leichtgläubigsten Spieler von der Welt sind.

Morawsky hatte die Idee des Franzosen aufgefaßt, alle seine disponiblen Geldkräfte flüssig gemacht und mit seinem Begleiter die Reise nach Heimburgshöh angetreten.

Gestern waren sie angekommen, heut hatten sie ihr System an der Bank in Angriff genommen, und binnen wenigen Stunden war das gesamte Capital bis auf den letzten Friedrichsd'or von der Bank verschlungen worden.

Morawsky hatte schon Mißtrauen geschöpft, als er hinter sich die Stimme vernommen, welche ihn als bestohlen bezeichnete. Er hatte indeß auf die Mahnung des Franzosen fortgespielt; seine Geldmasse war von Minute zu Minute kleiner geworden, und endlich, als er mit dem Reste derselben wieder alle Nummern des Tableau außer der 00 besetzt hatte, und nun grade diese 00 herauskam, da hatte ihm der Franzose zugeflüstert, daß er jetzt selbst glaube, es gehe in der Scheibe nicht mit rechten Dingen zu, und sie würden bestohlen.

Bei dieser Bemerkung hatte sich Morawsky's ein furchtbarer Zorn bemächtigt. Er hatte mit der Hand in die Scheibe gefaßt, um den geheimen betrügerischen Mechanismus zu entdecken; ein Croupier hatte ihn dabei mit dem Rateau auf die Finger geschlagen, und da war er denn mit dem Bestreben, sich

das ihm gestohlene Geld gradezu wiederzunehmen, im Zustande der äußersten Wuth in diejenigen Flüche und Verwünschungen ausgebrochen, die den Aufstand der ganzen Gesellschaft zur Folge gehabt hatten.

Felix war der Erzählung des Russen mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt. Sein mit so manchen Instincten ausgerüsteter Geist, in Verbindung mit den Beobachtungen und Erfahrungen, die er während seines kurzen Aufenthalts in Heimburgshöh gemacht, und mit den Eröffnungen und Mittheilungen, die ihm von Andern zu Theil geworden waren, hatte sogleich die ganze Situation des Russen übersehen. Er fand sich auch — da er jetzt anfing, die Verwirklichung seiner Pläne in's Auge zu fassen und hierbei in dem Russen ein brauchbares Werkzeug vermuthete, — ohne Weiteres veranlaßt, das Opfer der Spielbank in jeder Beziehung aufzuklären.

Deshalb sprach er zu ihm:

„Es ist außer allem Zweifel, mein Herr, daß Sie von der Bank, wie ich schon in meiner früheren Warnung andeutete, auf eine ganz eigenthümliche Weise um Ihr gesamtes Geld bestohlen worden sind. Sie haben diese Ueberzeugung selbst gewonnen; allein Sie sind völlig im Irrthum über die Natur und das Wesen dieses Diebstahls, den Sie in einem betrügerischen Mechanismus der Roulette-Scheibe begründet finden. Nichts kann falscher sein, als diese Muthmaßung; denn es geht in Rücksicht des Mechanismus

bei den privilegirten Spielbanken durchaus ehrlich zu. Der Betrug, der Diebstahl liegt in einem ganz andern Gebiete; er stützt sich einfach auf die Unkenntniß der Spielenden in der Berechnung des Spieles, und dieser Unkenntniß sind Sie zum Opfer gefallen. Man hat Ihnen — so zu sagen — auf privilegirte Weise mit arithmetischen Händen die Taschen ausgeleert!"

„Wie ist dies möglich?" rief der Russe hier ganz verwundert aus.

„Ich will es Ihnen auf die einfachste Art von der Welt bis zur Handgreiflichkeit erklären. Denn in der That, die Sache liegt so sehr am Tage, daß es eine förmliche Unbegreiflichkeit ist, wie es noch so viele Menschen geben kann, die hier im eigentlichsten Verstande den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen."

„Reden Sie, mein Herr," drängte der Russe; „ich bin nach Ihrer Darstellung begieriger, als nach dem Wiedergewinn meines verlornen Geldes."

„So hören Sie!" fuhr Felix fort. „Das Tableau und also auch die Scheibe enthält die Nummern von 1 bis 36, ferner die 0 und die 00, mithin im Ganzen 38 Nummern. Von diesen 38 Nummern nun besetzen Sie nach dem System Ihres Franzosen 37, indem Sie nur die 00 frei lassen. Nehmen wir beispielsweise an, Sie besetzten jede der 37 Nummern mit einem Friedrichsd'or. Nun sind

doch nur zwei Fälle möglich: entweder es kommt die 00, oder es kommt eine der 37 andern Nummern heraus. Im ersteren Falle, wenn nämlich die 00 erscheint, verlieren Sie Ihre sämtlichen 37 Friedrichsd'ors, ohne irgend Etwas ausgezahlt zu erhalten. Im andern Falle, wenn nämlich eine der andern 37 Nummern, die Sie besetzt haben, heraus kommt, läßt Ihnen der Croupier den auf der herausgekommenen Nummern stehenden Friedrichsd'or stehen, scharrt die übrigen 36 Friedrichsd'ors ein und zahlt Ihnen für die herausgekommene Nummer 35 Friedrichsd'ors aus, woraus denn folgt, daß Sie auch bei diesem Coup einen Friedrichsd'or eingebüßt haben. Also es giebt für Sie keinen einzigen Coup, bei welchem Sie gewinnen; Sie verlieren vielmehr bei jedem einzelnen Coup einen einfachen Satz, und durchschnittlich bei jedem achtunddreißigsten Coup — wenn nämlich die 00 kommt — sämtliche 37 Sätze, was somit auf 38 Coup, die in einer Viertelstunde geworfen werden, einen Verlust von 2 Mal 37 oder 74 einzelnen Sätzen zuwege bringt. Da Sie nun für jeden Satz 20 Friedrichsd'ors bestimmt hatten, so gab dies in einer Viertelstunde einen Verlust von 1480 Friedrichsd'ors; und Sie werden nun wohl begreifen, wie Ihre Geldsumme binnen wenigen Stunden von dem Rachen der Bank nicht nur verschlungen werden k o n n t e, sondern verschlungen werden m u ß t e."

Der Russe hatte diese Auseinandersetzung mit dem höchsten Ausdrucke der Verwunderung angehört, so daß er endlich stehen geblieben war und dem Darsteller, der unwillkürlich gleichfalls stehen blieb, mit offenem Munde in's Gesicht starrte.

Als Felix seine Erklärung geschlossen hatte, schlug sich Morawsky mehre Male mit der flachen Hand vor die Stirn, indem er ausrief: „Bin ich denn blind gewesen?! bin ich denn blind gewesen?!“

Dann lenkte er seine Schritte nach dem Parke zurück. Felix folgte.

Einige Zeit gingen die beiden Männer schweigend nebeneinander, der Russe in tiefes Sinnen versenkt, Felix ihn manchmal von der Seite beobachtend.

Endlich hob der Russe wieder an:

„Es ist richtig! es ist ganz richtig! ein arithmetisch genau berechneter privilegirter Diebstahl! — Und so Etwas wird in Deutschland geduldet?! — Hat das Gesetz keine Moral mehr, die Gesetzgebung keine Scham?! — Und dieser Franzose —? Wie konnte er, der die Spielbank so genau zu kennen behauptete, — wie konnte er das nicht sehen, das nicht wissen?!“

„Ach, mein Herr,“ fiel hier Felix ein; „Sie sind auch in dieser Beziehung das Opfer Ihrer Unkenntniß geworden. Sie sind in die Netze eines der vielen Agenten gerathen, welche die Spielbank überall hin aussendet, um reiche Leute durch Vor-

spiegelung von Systemen zur Sprengung der Bank dahin zu bringen, daß sie sich mit allen ihren verfügbaren Geldmitteln am grünen Tische einfinden. Einmal dort, werden sie — wie die Bank recht gut weiß, — nicht eher wieder gehen, als bis der letzte Deut ihres Geldes und ihres Credits verschwunden ist, wobei die Spielpächter indeß so human sind, ihnen das nöthige Reisegeld zu schenken, damit sich ihre Opfer an einem andern Ort den Hals abschneiden können." —

Der Russe lachte wild höhnisch auf, indem er zwischen seinen Zähnen mehrmals murmelte: „Die Canaillen! die Canaillen!"

Dann aber, als suche er emsig nach einem Grunde, um an dem, was ihm mitgetheilt worden war, zweifeln zu können, — fragte er nachdenkend:

„Warum hat mir nur der Franzose zuletzt selbst zugeflüstert, daß er glaube, wir würden betrogen?"

„Aus dem einfachsten Grunde von der Welt!" erwiderte sein Begleiter; „einfach freilich nur für Den, der die hiesigen Verhältnisse kennt. Die Spielpachtung liebt es nicht, die durch sie ruinirten Leute noch längere Zeit unter ihren Augen umherwandeln zu sehen; sie wünscht sie so schnell wie möglich zu entfernen. Dies ist nun am leichtesten ausführbar, wenn der ruinirte Spieler einen Scandal anfängt; denn in diesem Falle hat die Polizei einen plausiblen Vorwand, um mit einer Stadt- und Landver-

weisung einzuschreiten. Ihr Franzose hatte es schlau berechnet, daß er Sie, schon erbittert durch den Verlust Ihres Geldes, zu einem Scandal reizen mußte, wenn er Ihnen über die betrügerische Art Ihres Verlustes einen Floh in's Ohr setzte. Sie wissen, daß sein Plan geglückt ist; und was nun das Vorhaben der Polizei betrifft, so sehen Sie da!"

Mit diesen Worten zeigte Felix, der sich an der Seite seines Begleiters wieder in dem Parke nahe dem Kurhause befand, auf den Polizeicommissair, welcher, in der Entfernung von zwei Polizeidienern gefolgt, auf die beiden Männer zu trat.

„O, ich werde ihn umbringen!" sagte der Russe, indem er seine Hand ballte.

„Das werden Sie hübsch bleiben lassen, mein Herr!" entgegnete Felix, „wenigstens wenn Sie Sich wie ein vernünftiger Mann und nicht wie ein Wahnsinniger rächen wollen. Fügen Sie Sich daher für's erste den Anordnungen dieses Handlangers des Lasters; es wird Ihnen nichts Böses passiren; denn die Bank hat immer noch eine Art von Pietät für Jemand, der sich von ihr viermalhunderttausend Francs stehlen ließ. Man wird Sie höchstens auffordern, den Spielsaal nicht mehr zu betreten, und binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen. Ehe Sie aber das Letztere thun, werden wir uns noch sprechen; und dann werden wir sehen!"

In diesem Augenblicke trat der Commissair an

die beiden Männer heran und forderte den Russen auf, ihm auf das Polizeiamt zu folgen, wo man ihm eine officielle Mittheilung zu machen habe.

Durch einen bedeutungsvollen Handdruck von Felix noch einmal ermahnt, sich ruhig in die augenblickliche Lage zu fügen, erklärte Morawsky dem Commissair, daß er ihm sogleich folgen werde.

Hierauf trennten sich die beiden Männer, von denen der eine zu dem andern bereits ein unbegrenztes Vertrauen gewonnen hatte, und dieser in jenem ein Werkzeug gefunden zu haben hoffte, wie er es brauchte, um zu seinen weit aussehenden Plänen den Grundstein zu legen.

Als Felix sein bescheidenes Hôtel betrat, übergab ihm der Kellner ein Billet mit der Aufschrift: „An den Baron Felix von Hartenfels," und fügte hinzu: der Doctor Böhm habe es in Person für ihn abgegeben.

Da der junge Mann hiernach nicht mehr zweifeln konnte, daß das Billet an ihn gerichtet sei, so erbrach er es und las folgende Worte:

„Kommen Sie noch heute Abend, und zwar so bald wie möglich, nach der am Ende der Stadt belegenen Wirthschaft zum goldenen Hirsch. Es handelt sich um ein mit allen Chancen des Erfolgs versehenes Complot gegen die Bank. Dr. B." —

33.

Im Spielbank-Bureau.

Unmittelbar nachdem die Spielbank in Folge des Morawsky'schen Aufstandes geschlossen worden war, fanden in verschiedenen Localitäten des Badeorts einige Zusammenkünfte, resp. Berathungen statt.

Die wichtigste für den Augenblick war unstreitig die, welche sich in dem amtlichen Bureau der Spielbankverwaltung zutrug.

Als dort — wie nach dem Bankschlusse jedes Abends — Kasse gemacht, d. h. als das im Spielsaal aufgelegte Geld in großen ledernen Säcken herein geschleppt, durchgezählt, und der Gewinn, welcher heut die ungeheure Höhe von fast einer halben Million Francs erreicht hatte, gebucht worden war, traten die Spielbankpächter, die Partie-Chefs und der Commissair zu einer Berathung zusammen, welcher auch der Franzose, den wir jetzt als geheimen Agenten der Bank kennen, beiwohnen mußte.

Es handelte sich um die Frage, was mit dem ausgeplünderten Russen zu beginnen sei, nachdem derselbe ein so großes öffentliches Aergerniß gegeben hatte.

Die Lösung dieser Frage war zunächst abhängig von der Größe der Geldmittel, welche dem Russen noch allenfalls zur Disposition standen.

Denn schienen dieselben noch bedeutend genug, um das Verlangen der Bank nach ihrem Besitze zu reizen, so war man von vorn herein darüber einig, daß man den ganzen Aufstand mit Stillschweigen übergehen und dadurch dem Russen nicht die Gelegenheit entziehen wollte, seinem natürlichen Verlangen nachzukommen.

Dies Verlangen bestand — wie bei allen Spielern — darin: mit dem noch vorhandenen Gelde den Versuch zur Wiedergewinnung des verlornen zu machen.

Die Bank wußte nun recht gut, daß dieser Versuch auch im ganz gewöhnlichen Laufe des Spiels damit endigen mußte, daß das Geld des Spielers bis zum letzten Goldstücke der Bank verfiel; — und so war denn der Franzose in Bezug auf die vorliegende Frage diejenige Person, deren Bericht maßgebend sein mußte, weil er mit der Verführung des Russen zu dem lächerlichen System zugleich die Verpflichtung übernommen hatte, sich über die Vermögensverhältnisse seines Opfers vollständig zu unterrichten.

Der Franzose erklärte: er glaube nicht, daß Morawsky noch im Besitze solcher Summen sei, welche es der Bank nach dem bereits errungenen Erfolge wünschenswerth machen könnten, den Russen im Netze zu behalten. Möglich sei es zwar, daß er in seinem Vaterlande noch Hilfsquellen habe, deren Ansich-

ziehung für die Bank der Mühe und der Unannehmlichkeit lohne; indeß sei es unwahrscheinlich, daß er darüber schon jetzt und hier auf dem Wege des Credits disponiren könne; und was seinen mitgebrachten Baarvorrath betreffe, so wisse er gewiß, daß derselbe heut bis auf den letzten Friedrichsd'or das Eigenthum der Bank geworden sei. Er halte es daher sogar für ausgemacht, daß man genöthigt sein werde, dem unglücklichen Spieler das zur Heimkehr nach Rußland nöthige Reisegeld auszuzahlen.

Da einer der Partie-Chefs hiergegen geltend machte, wie unwahrscheinlich es sei, daß ein Geschäftsmann sich ohne alle Creditbriefe zu einer so weiten und geldgefährlichen Reise, wie die nach Heimburgshöh, entschlossen habe, so wurde der Banquier Silberschmidt herbei gerufen, um in dieser Beziehung möglicherweise Auskunft zu geben.

Dieser Silberschmidt war ein noch ziemlich junger Jude von echtester Race. Denn was ihm zufällig an der Unzweideutigkeit der jüdischen Physiognomie abging, das ersetzte er hinlänglich durch die vollendetste Zweifellosigkeit des jüdischen Geschäfts-Charakters. Es kann schwerlich jemals einen Wucherer von der impertinenten Unverschämtheit gegeben haben, die jeden geschäftlichen Schritt Silberschmidt's charakterisirte.

Zwischen ihm und der Spielpachtung bestand ein ganz intimes Geschäftsverhältniß.

Er hatte dafür zu sorgen, daß die Bank stets mit der erforderlichen Quantität der verschiedenen banküblichen Münzsorten versehen war. Indem er sich verpflichtet hatte, die Auswechselung der Geldsorten ohne Agiotage zu übernehmen, war die Verwaltung der Spielbank die Verbindlichkeit eingegangen, ihm alle mit Wechseln oder Creditbriefen versehenen Spieler, die sich in augenblicklicher Geldverlegenheit befanden, zuzuweisen, damit er an ihnen sein „Raibach" machen konnte; und es kam nicht selten vor, daß er Spielern, die noch in derselben Stunde Geld haben mußten, völlig gute Wechsel zu ihrem halben Nennwerthe abkaufte, wobei sich die Verkäufer noch gefallen lassen mußten, Goldstücke für voll anzunehmen, die selbst an der Spielbank einem Abzuge unterworfen waren.

Eine weitere Function Silberschmidt's, für die er aber von der Bank besonders honorirt wurde, bestand darin, daß er sich über die Geldmittel der neu angekommenen reichen Fremden unterrichten mußte. Es geschah dies zumeist dadurch, daß er sich zu jedem einzelnen der für reich geltenden Ankömmlinge in Person verfügte, um ihnen für vorkommende Fälle seine Dienste anzubieten, bei welcher Gelegenheit er dann zufolge der den Nachkommen Israels so eigenthümlichen Fragfertigkeit gemeinlich bis auf's Jota erfuhr, bis zu welcher Höhe

die betreffende Person mit Werth= und Creditpapieren versehen war.

Auch bei Morawsky hatte sich Silberschmidt zu diesem Zwecke unmittelbar nach der Ankunft des Russen eingefunden, aber sehr bald die Ueberzeugung erlangt, daß außer den 400,000 Francs, die derselbe in französischen Bankbillets bei sich hatte, nichts Werthpapiernes bei ihm zu finden war.

Als sich demzufolge in dem Bureau der Spielbankverwaltung die Ansicht festgestellt hatte, daß Morawsky in die Kategorie der ausgepreßten Orangen gehörte, kam die Versammlung sehr bald zu dem Beschlusse, die Schale weg, beziehungsweise aus Heimburgshöh hinaus zu werfen.

Der Commissair entfernte sich hierauf, weil er jetzt wußte, was seines Amtes war; und wir haben bereits gesehen, wie er dieses Amt — nachdem es ihm gelungen war, den Russen aufzufinden — erfolgreich antrat.

Der Franzose machte nunmehr darauf aufmerksam, wie es ihm wünschenswerth sein müsse, zur Vermeidung von Erklärungen seitens des Russen die Stadt sogleich für einige Zeit zu verlassen, was auch um deswillen wünschenswerth erscheine, weil er bei seinem kurzen Aufenthalte in Frankfurt a. M. erfahren habe, daß dort eine unermeßlich reiche junge Engländerinn angekommen sei, die als eine emancipirte Touristinn leicht zu bewegen sein könnte, Bad

Heimburgshöh mit ihrer Gegenwart zu beehren. — Demzufolge nahm der Franzose von der Bank zwei Tausendfrancs-Billets in Empfang, quittirte darüber als Gratification, verließ das Bureau, nahm vor dem Kurhause sogleich einen eigenen Wagen und rollte in demselben aus der Stadt hinaus.

Was die Zurückgebliebenen betrifft, so beschlossen die Spielpächter, den heutigen freien Abend dadurch zu feiern, daß sie ihrem gesamten Personal, die Croupiers, den Commissair und Silberschmidt mit inbegriffen, ein reiches Souper spendirten. — Ein besonderer Saal des Kurhauses wurde schleunigst dazu hergerichtet, und schon eine Stunde später saß in demselben bei einer reich bedeckten und mit zahllosen Champagnerflaschen versorgten Tafel die ganze Gesellschaft der privilegirten Spieler von Profession, um sich bis in die späte Nacht hinein gütlich zu thun mit einem kleinen Theile des Geldes, welches sie dem unglücklichen Russen abgenommen hatten.

34.

Eine Orgie.

In der Nähe des Kurhauses befand sich ein Hôtel, dessen Firma von dem Namen seiner Besitzerinn hergenommen worden war.

Es hieß das Hôtel Fréron und galt als Versammlungsort alter und junger Spieler, weil die ersteren daselbst eine vortreffliche Küche und die letzteren stets eine Auswahl reizender und galanter Frauen vorfanden.

Madame Fréron nämlich, eine hier naturalisirte Französinn, die trotz ihrer vierzig Jahre den Freuden der Liebe noch nicht abhold geworden war, besaß so viel Seelengröße, um fern von aller Eifersucht alle diejenigen Damen bei sich aufzunehmen, welche von der Verwaltung der Spielbank für würdig befunden wurden, ihr als Magnete für reiche junge Leute zu dienen.

Ein Theil dieser Damen befand sich stets auf der Reise; und jede erschien bei ihrer Rückkehr an der Seite eines Cavaliers, dessen Aeußeres muthmaßen ließ, daß er zu den vom Gotte des Reichthums bevorzugten Wesen gehörte.

Natürlich nahmen diese ephemeren Ehepaare stets im Hôtel Fréron Quartier, weil die erwähnten Damen dort gewissermaßen zu Hause waren, und weil die inneren Einrichtungen des Hôtel in sinniger Weise das Angenehme mit dem Zweckmäßigen verbanden. —

Heut Abend hatten sich in dem Speisesaale des Gasthauses die meisten der durch den Schluß der Bank zur Unthätigkeit verdammten Spieler einge-

funden, zunächst in der Absicht, das außerordentliche Ereigniß nach allen Richtungen hin zu durchsprechen.

Auch die Gräfinn Nesseloff stellte sich ein. Denn da sie durch einen keinem Menschen bekannten, aber von Jedem gemuthmaßten Umstand verhindert wurde, von Nachmittags fünf Uhr an im Spielsaale anwesend zu sein, so wollte sie, von dem Vorfalle im Allgemeinen unterrichtet, die Specialitäten desselben kennen lernen. Dies aber konnte am besten im Hôtel Fréron geschehen, weil dasselbe gewissermaßen als die Vorhalle des Tempels der Fortuna, oder auch als das Fegefeuer der Hölle des Kurhauses zu betrachten war.

Die Gesellschaft hatte sich um den großen Eßtisch des Saales gruppirt und beförderte ihre Redseligkeit durch den Inhalt einer entsprechenden Anzahl von Rheinweinflaschen.

„Es ist fabelhaft! fabelhaft! fabelhaft!“ rief der Major Bitterfeld aus, indem er, wie beim Spiel, mit der Hand auf den Tisch klopfte.

„Was ist fabelhaft, Herr Major?“ fragte die Gräfinn, die eben erst eingetreten war und sich, nachdem sie sich eine Cigarre angezündet und ein großes Glas Grog bestellt, an den Tisch gesetzt hatte.

„Daß man an der Bank immer verliert und niemals gewinnt, Frau Gräfinn!“ fiel einer den Anwesenden ein. „So meint nämlich der Major.“

„Und er hat Unrecht!“ versicherte die Gräfinn.

„Es hat schon viele Tage gegeben, an denen ich bedeutende Summen gewann.“

„Also liegt es doch drin, zu gewinnen!“ bemerkte der Baron von Protzen.

„Freilich,“ fuhr die Gräfinn fort, „gab es auch eben so viel Tage, an denen ich das Doppelte dieser Summen verlor.“

„Gerade so, wie bei mir!“ fiel der Baron wieder ein. „Und warum muß das nun sein? Warum kann man nicht alle Tage gewinnen? Ich könnte dann doch ganz und gar wieder heraus kommen!“

„Sind Sie denn von heut herausgekommen, Baron?“ fragte einer der ihm Gegenübersitzenden, worauf sich über die Gesichter aller Anwesenden ein Lächeln verbreitete.

„Bis auf fünf Gulden war ich gerade wieder heraus, als der Scandal los ging,“ antwortete der Baron; und es ist sehr Unrecht von der Administration, daß sie wegen des Vorfalls die Bank schließt und dadurch das Geschäft stört. Ich hätte noch so schön wieder heraus kommen können.“

„Das heißt, von heute; nicht wahr, Baron?“ fragte der Gegenübersitzende.

„Natürlich! an gestern denke ich schon gar nicht mehr!“

„Fabelhaft! fabelhaft!“ murmelte dazwischen der Major vor sich hin, ohne auf das Gespräch zu achten. Denn er befand sich heut in der schlechtesten

Laune von der Welt, weil die Bank gerade geschlossen worden war, als das Glück eine Miene gemacht hatte, ihm günstig sein zu wollen.

„Aber, lieber Baron," setzte einer seiner Nachbarn die Unterhaltung fort; „Ihre ganze Thätigkeit besteht also nur im Hinein- und Wiederherauskommen?"

„Freilich!" gab der Baron gutmüthig zur Antwort; es ist ein ewiges Setzen und Wiederaufheben, — so was Hegel die schlechte Unendlichkeit nennt."

„Was sagt denn Hegel überhaupt über das Spiel?" fragte der Erstere wieder.

„Er sagt," erklärte der Baron: „ „das Spiel ist die Arbeit des Geistes, sich mit verrücktem Zeuge zu plagen." "

„Oho!" brach plötzlich der kleine Guillaume heraus, der sich bisher blos mit seinem Weinglase beschäftigt hatte; „wenn Monsieur Hegel gekannt hätte mon système, er würden nicht gesagt haben verrücktes Zeug. Mon système est infaillible! Und hätten Monsieur von heut Abend gespielt mon système, er würden haben gewonnen 100,000 Francs, statt zu verlier 400,000 Francs."

„Aber, Monsieur Guillaume!" warf der Baron ein, „Sie sind ja erst vor acht Tagen samt Ihrem Compagnon, dem Holländer, mit Ihrem System in die Luft gesprengt worden."

„Voyez, mon ami," erwiderte der kleine Franzose; „ik aben erst später entdeckt ein klein Fehler

in der système; und da ik jetzt aben corrigirt dies Fehler, so ist geworden mon système ganz infaillible. — Und hätten ik gehabt die moitié von dem Geld du Monsieur le Russe, ik würden aben gesprenkt die Bank in akt Tag."

„Nun, meine Herren," fiel die Gräfinn ein; „wie war denn eigentlich der Vorfall mit dem Russen? ich möchte gern eine genaue Beschreibung davon haben. Erzählen Sie! Wer ist der Mann eigentlich?"

„Man sagt, er soll ein Pelzhändler aus Archangel sein!" versicherte einer der Gäste.

„Ein Pelzhändler aus Archangel?" wiederholte die Gräfinn, indem ihre Miene einen Ausdruck annahm, der ein unruhiges Nachdenken anzeigte.

Indeß fuhr der Redner, ohne darauf zu achten, in der Erzählung des Vorfalles fort, der ein so ungewöhnliches Aufsehen in dem kleinen Orte gemacht hatte.

Als er zu Ende gekommen war, rief der Major plötzlich mit lauter Stimme:

„Und nun frage ich, ob die Administration deshalb das Recht hat, die Bank für den Abend zu schließen, ohne nur die letzte Taille anzukündigen? Jede Berechnung der Spieler ist dadurch gestört worden. Wer weiß denn, ob ich nicht gerade heut Abend mein ganzes verlorenes Geld wiedergewonnen hätte. Die Bank ist mir Schadenersatz schuldig. Fabelhaft! fabelhaft!"

„Aber, Herr Major," rief einer der Gäste dem

von innerem Aerger Erfüllten zu; „da Sie doch immer nur ein Zweiguldenstück setzen, — wie wollten Sie da an dem einen Abende, auch wenn Sie jeden Coup getroffen hätten, Ihre drei Rittergüter wiedergewinnen?“

„Machen Sie keine schlechten Witze!“ polterte der Major hervor; „ich rede nur von dem, was ich schon vom vierten verloren habe. Es ist fabelhaft!“

„Der Major hat Recht!“ warf der Baron ein. „Machen wir keine schlechten Witze. Und da uns heut die Bank keine Gelegenheit mehr giebt, unserm Berufe nachzuleben, so schlage ich vor, daß wir uns die Gelegenheit selber machen und einen kleinen Tempel aufführen.“

„Tempel“ ist der technische Ausdruck für ein Farospiel, bei welchem die Pointeurs ihr Geld statt auf ihre Biegekarte auf ein gewöhnlich mit Kreide gezeichnetes tempelförmiges Tableau setzen, auf welchem die 13 Karten markirt sind.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Denn die Gäste des Bades Heimburgshöh kennen nur zwei Arten von Unterhaltung: spielen und über das Spiel sprechen.

Da nun die letztere Art der Unterhaltung bereits erschöpft war, so mußten sie wohl zu der ersteren übergehen, wenn sie nicht vor Langweile sterben wollten.

Obwohl nun jedes Halten einer Privatbank in Heimburgshöh von Obrigkeits wegen verboten war,

weil die privilegirte Bank allein das Recht beanspruchte, den Thoren das Geld aus der Tasche zu ziehen, so glaubte man doch, heut das Verbot in den Wind schlagen zu können, da die privilegirte Bank ihre statutenmäßige Pflicht, den Spielern von 11 Uhr Vormittags bis 11 Uhr Abends zu Diensten zu stehen, um vier Stunden verletzt hatte.

Man traf daher schnell die Vorbereitung zum Tempelbau, indem man zugleich die Gräfinn aufforderte, Bank zu legen.

Doch die Gräfinn war seit der Erzählung von dem Unglücke des russischen Pelzhändlers in einer so seltsamen Stimmung, wie man noch niemals an ihr bemerkt hatte. Sie lehnte das Anerbieten mit kurzen Worten ab, trank den Rest ihres Grog in einem Zuge aus, erhob sich von ihrem Stuhle und verließ mit einem hingeworfenen „Bon soir, Messieurs!“ den Saal.

Jetzt erklärte sich der Major bereit, Bank zu machen, indem er sich dabei der geheimen Hoffnung hingab, vielleicht auf diese Art den Defect seines vierten Rittergutes decken zu können.

Sein Anerbieten wurde mit Jubel aufgenommen. Der Tempel war gezeichnet; die Karten zum Tailliren wurden vom Kellner herbei gebracht; die Anwesenden zogen ihre Börsen, der Major einen langen Strumpf, aus welchem er fünfzig Friedrichsd'ors als mise-en-banque auf den Tisch schüttelte; und die Partie nahm ihren Anfang.

Schon nach der ersten Taille erklärte der Baron, der zwei Mal einen Gulden getroffen hatte: daß solch eine Tempelei viel gemüthlicher sei, als das Spiel im Kursaale, weil man dabei doch sein Glas Wein trinken und seine Cigarre rauchen könne.

Indem er diese Aeußerung that, und während Jedermann seine Aufmerksamkeit dem Falle der Karten zuwandte, verließ einer der Gäste, der sich schon von Anfang an ziemlich zurückhaltend benommen und an dem Spiele gar nicht betheiligt hatte, ungesehen und unbemerkt den Saal.

Es war einer der geheimen Spione oder Mouchards, welche die Bank unterhielt, theils um im Spielsaale die Croupiers und die Spieler zur Erforschung etwaiger Einverständnisse zu beobachten, theils um geheime Machinationen der Pointeurs zu erspähen, theils auch, um in der Gesellschaft Alles auszuspüren, was irgendwie von Interesse für die Bank sein konnte.

Das Faro der Versammelten ging zu allseitiger Zufriedenheit vor sich. Man gewann, man verlor; die Bank wurde nicht größer und nicht kleiner; hin und wieder fielen kleine witzige Bemerkungen und Gegenbemerkungen: mit einem Worte, die Gesellschaft war so gemüthlich, wie Spieler von Gewohnheit es nur immer sein können.

Auf solche Weise mochte man eine halbe Stunde

gesessen haben, als sich plötzlich die Thür öffnete und — der Commissair eintrat.

Die Versammlung war über diese unerwartete Erscheinung frappirt.

Doch ihr Erstaunen wurde zum Entsetzen, als der Eingetretene an den Tisch stürzte und die Worte ausrief: „Im Namen des Gesetzes lege ich Beschlag auf die Bank!"

Alle Spieler steckten schnell ihre Börsen ein. Auch der Major holte eiligst seinen Strumpf heraus, um den größten Theil der Banksumme so gut wie möglich hinein zu versenken.

Aber noch ehe ihm dies glückte, stürzten auf einen Wink des Commissairs zwei Polizeidiener herbei, die sich des Geldes sofort bemächtigten.

Der Major gerieth in die äußerste Wuth, konnte aber wie gewöhnlich nichts Anderes hervorbringen als die Worte: „fabelhaft! fabelhaft!"

Dagegen aber erhob sich der Baron Protzen mit einer ihm ungewöhnlichen Zornesgluth und rief:

„Wie? — man soll hier von Gesetzes wegen nicht einmal zum Zeitvertreib ein wenig tempeln; und dort im Kursaal privilegirt man das schnödeste und lasterhafteste Spiel von der Welt?! In einer so berüchtigten Spielhölle wie Heimburgshöh soll das Spiel eine verbotene Handlung sein?! Also man will uns zwingen, unser Geld nur an die privilegirte Bank zu verlieren; und wenn wir es Einer an den

Andern verlieren wollen, so schickt uns diese Bank ihre Handlanger, um uns unser Geld mit Gewalt wegzunehmen?! Das ist Diebstahl, das ist Raub! und ich rufe die Welt zum Zeugen dafür an!"

„Ja, es ist Diebstahl! es ist Raub!" rief plötzlich eine Stimme, deren Eigenthümer in der Thür erschien. —

Es war der Russe, der sich wuthschnaubend vorstürzte, mit einem Stocke sämtliche Lichter zur Erde warf, daß völlige Dunkelheit im Saale herrschte, und nun in fürchterlichem Tone schrie: „Werft die Canaillen hinaus! schlagt sie zu Boden, die Hallunken!" —

Und nun begann eine Scene des wildesten Durcheinander, das sich nicht eher auflös'te, als bis einige Kellner Licht brachten, und man sich überzeugte, daß von dem Commissair und seinen Trabanten keine Spur mehr zu finden war. —

Unmöglich konnte man sich die üblen Folgen verhehlen, welche das so eben gegen einen Beamten verübte Attentat haben mußte. Allein wie es in der Aufregung leidenschaftlicher Menschen begangen worden war, so fand es auch in dieser Aufregung seine weitere Entwickelung.

Denn weit entfernt, zur Besinnung zu kommen, und sich von dem Schauplatze des Vergehens kleinlaut zurück zu ziehen, blieben die Spieler, neuen Wein bestellend, keck beieinander; und die Idee des Russen, sich zu einem Kampfe gegen die Bank auf

Tod und Leben zu verbrüdern, fand um so mehr Anklang, als er über die gegen ihn verhängte polizeiliche Ausweisung Bericht erstattete, und diese Maßregel gegen einen Mann, der von der Bank um 400,000 Francs bestohlen worden war, die größte Indignation der ganzen Gesellschaft hervor rief.

Schon schickte man sich an, vom Weine ermuthigt, die Berathung über die Mittel und Wege des gelobten Kampfes zu eröffnen, als, von Madame Fréron introducirt, ein förmlicher Blüthenregen sich über die Versammlung ergoß, ein Blüthenregen in der Gestalt der üppigsten und reizendsten weiblichen Wesen, deren eben so geschmackvolle wie frivole Toilette, verbunden mit ihrem verführerisch freien Benehmen, ganz darauf berechnet erschien, die verbrüderten Herculesse der Spielbank zu den Spinnrocken der Omphale's von Heimburgshöh hinzuziehen.

In der That wurden denn auch die eingetretenen Nymphen des Hôtel Fréron von den jüngeren Mitgliedern der Versammlung mit offenen Armen empfangen, mit Champagner und Küssen überschüttet, von den älteren Herren sogar unter der unwiderstehlichsten Gestalt Jupiters, nämlich unter der des goldenen Regens, mit Liebkosungen fast erdrückt; und in weniger als einer Stunde nahm die ganze Verschwörung gegen die Bank den in den Augen der Heimburgshöher Polizei viel loyaleren Charakter einer Orgie an.

Als der Commissair in Begleitung aller disponiblen Polizei- und Wachtmannschaftskräfte zurückkehrte und diese Scene überschaute, wandte er sich sogleich zum Abzuge, indem er sagte:

„Ah, die Herren haben den Haß mit der Liebe vertauscht. Man störe sie nicht!“ —

35.

Die Flüchtlinge.

Zu derselben Zeit, da im Hôtel Fréron beim Weine eine Berathung gepflogen wurde, die sich zu einem Faro und später zu einer Orgie umwandelte, fand in der Wirthschaft zum goldenen Hirsch beim Branntwein eine ganz andere Scene statt.

Der goldene Hirsch war eine Kneipe, welche sich auf der denkbar niedrigsten Kulturstufe befand. Denn mit so großem Luxus in Heimburgshöh auch alle diejenigen Etablissements hergestellt wurden, welche auf die Fremden und deren Börsen berechnet waren, so ärmlich und ordinair erschienen diejenigen, die den außerhäuslichen Bedürfnissen der Einheimischen dienten.

Ein solches war auch der goldene Hirsch, in welchem außer der Firma Nichts an das edle Metall erinnerte, welches in dem Kursaale desselben Orts eine so große Rolle spielte.

Das Haus gehörte ganz und gar in die Kate-

gorie derjenigen Gebäude, welche man mit dem Ausdrucke „Spelunken" so ungemein passend bezeichnet. In dieser seiner Eigenschaft aber entsprach es allen Häusern desselben Stadttheils auf's vollkommenste, da es schwerlich einen kleinen Ort in der Welt geben möchte, in welchem sich — wie in Heimburgshöh — Palast und Hütte so nahe berühren.

Der goldene Hirsch war das Tusculum der altstädtischen Bevölkerung, die meist nur aus Tagelöhnern, Fuhrknechten und Waschfrauen bestand. Wenn Fremde darin verkehrten oder gar logirten (denn man logirte auch im goldenen Hirsch!) dann konnte man darauf wetten, daß sie von der Bank bis auf den letzten Gulden inclusive ausgebeutelt worden waren.

Nichtsdestoweniger zeigte sich aber der Wirth bereit, diesen Unglücklichen bis zur Höhe von drei Gulden Credit zu bewilligen.

Nur würde man sehr irren, wenn man glaubte, daß er damit ein Zeugniß seiner Humanität ablegte. Denn diese Creditbewilligung entsprang einzig und allein aus einem Abkommen, welches die Spielbankverwaltung mit dem Wirthe zum goldenen Hirsch getroffen hatte, und nach welchem sie ihm die kleinen Rechnungen der etwa Durchgegangenen bezahlte. —

Eben so würde man einer großen Täuschung unterliegen, wenn man annähme, diese Bereitwilligkeit der Spielbankverwaltung wäre aus der Regung des Mitleids mit den ruinirten Spielern hervorge-

gangen. Denn sie war ausschließlich ein Werk der Politik.

Damit verhielt es sich folgendermaßen, was uns für die Charakteristik der Spielhölle interessant erscheint.

Um den völligen Ruin der Spieler und die gänzliche Mittellosigkeit derselben zu verhindern, hatte man von Regierungs wegen der Bank die Bedingung gemacht, Niemanden den Spielsaal betreten zu lassen, der nicht am Eingange fünfzig Gulden deponirte, die ihm beim Austritt aus dem Saale wieder zurückgegeben werden sollten. Die Spielpachtung hatte nun bald gefunden, daß ihr durch diese Bedingung eine beträchtliche Masse Geld entging. Denn erstens war sie dadurch verhindert, die Menge der kleinen Spieler, die nicht fünfzig Gulden zum Deponiren besaßen, auszubeuten, und zweitens konnte sie auf keine Weise zum Besitze dieser letzten fünfzig Gulden eines Spielers gelangen. Deshalb suchte sie nach einem Mittel, um jene lästige Bedingung los zu werden, und sie fand es darin, daß sie sich verpflichtete, die Gasthausrechnungen der ruinirten Spieler bis zu einer gewissen Höhe zu bezahlen, und die Spieler selbst erforderlichenfalls noch mit dem nöthigen Reisegelde zu versehen, um bis in ihre Heimath gelangen zu können.

Die Bank hatte durch Uebernahme dieser Verpflichtung eine jährliche Mehrausgabe von 50,000

Gulden; aber sie erhielt durch den Wegfall jener Bedingung eine Mehreinnahme von 300,000 Gulden, was also einen reinen Profit von 250,000 Gulden ausmachte. —

Auf diese Art erklärt es sich, warum der Wirth zum goldenen Hirsch den bei ihm logirenden Fremden einen Credit bis zur Höhe von drei Gulden bewilligte.

Sehen wir uns jetzt in seinem Hause ein wenig um, so finden wir außer dem großen, räucherigen Wirthszimmer in einem Hinterflügel noch ein kleines cabinet privé, welches gegen das erstere zwar nicht durch seine Ausstattung, aber doch durch seinen Zweck bevorzugt war. Denn es diente kleinen geschlossenen Gesellschaften der niederen Volksklasse zum Asyl gegen den Arm des Gesetzes, wenn sie Lust hatten, Zeit und Geld durch irgend ein gemüthliches Hazardspiel todt zu schlagen.

Es herrschte nämlich zu der Zeit, da unsere Geschichte spielt, unter der Bevölkerung des kleinen Ortes eine wahre Leidenschaft für alle Arten von Hazardspiel mit Würfeln, Karten oder sonstigen Werkzeugen. Ja man verfertigte und verkaufte öffentlich kleine Roulettes, auf denen man das Geschäft, welches im Kursaale mit Gold- und Guldenstücken vorgenommen wurde, mit Drei- und Sechskreuzerstücken betrieb. —

Diese Erscheinung darf Niemanden Wunder nehmen. Denn das Verführerische, welches für fast je-

den Menschen im Hazardspiel liegt, kann nur durch die Erkenntniß des Lasterhaften dieses Spieles paralysirt werden. Wie aber sollten zu dieser Erkenntniß die Einwohner eines Städtchens kommen, in welchem das Hazardspiel durch ein Privilegium geheiligt erschien; in welchem als die geachtetsten, geehrtesten und einflußreichsten Honoratioren gerade Diejenigen betrachtet wurden, welche als Bankhalter das Hazardspiel gewerbsmäßig betrieben; in welchem von früh bis Abend über nichts Anderes gesprochen wurde, als über das Hazardspiel, und in welchem endlich das Hazardspiel sogar während der Kirchenstunde, wenn jedes Verkaufs- und Geschäftslocal geschlossen sein wußte, seinen ungestörten öffentlichen Fortgang fand!?

Hatten mithin die Bewohner von Heimburgshöh nicht alle Ursache zu glauben, daß das Hazardspiel, weit entfernt, ein verabscheuenswerthes Laster zu sein, vielmehr eine anerkennenswürdige Tugend in sich schließe?! —

Zwar war diesen Bewohnern das Spielen selbst durch das Gesetz bei harter Strafe verboten. Allein dies bewies für die Immoralität des Hazardspiels gar Nichts, weil auch dem simpelsten Verstande die Schlußfolgerung nahe lag: daß — wenn das Spiel etwas Unmoralisches wäre, — man sich von Obrigkeits wegen nimmermehr dazu verstanden haben könnte, es durch ein Privilegium zu sanctioniren.

Das Verbot, welches gegen das Spielen der Bewohner von Heimburgshöh ergangen war, erklärte man ganz einfach für einen Act väterlicher Regierungsfürsorge zu dem Zwecke, um die Landeskinder vor dem Schicksale des Ruinirt-werdens zu bewahren. Da nun aber der Reiz zum Spiel größer war, als die Besorgniß, sich zu ruiniren, besonders wenn man nicht hoch spielte, so verwandte man jede dem Geschäfte abzuringende Stunde dazu, sich unter dem nöthigen Schutze gegen polizeiliche Ueberraschung der Wonne einer kleinen Bank hinzugeben.

Zu diesem Zwecke diente denn auch unter andern das Cabinet privé im goldenen Hirsch.

Treten wir in dasselbe ein. Denn obgleich es sorgfältig verschlossen ist, so weiß man ja, daß Autor und Leser eines Romans von einem Geiste wenigstens die Eigenschaft haben, durch verschlossene Thüren dringen zu können.

Um einen runden eichenen Tisch herum saßen auf gewöhnlichen hölzernen Schemeln vier Männer, die uns bereits bekannt sind.

Es waren die aus dem Zellengefängniß ausgebrochenen Sträflinge: der Lithograph Fürst, der ehemalige Banquier Meyer-Hirsch, der frühere Postbeamte Waldner und der Graf Dulemba.

Es wird nöthig sein, zu erklären, wie diese Verbrecher den Verfolgungen entgangen waren, welche man — wie sich von selbst versteht — gleich nach

ihrem Ausbruche zu ihrer Wiederhabhaftwerdung angestellt hatte.

Man erinnert sich, daß der Doctor Böhm, welcher die Vorbereitung zum Ausbruche mit so vielem Geschick getroffen, in seiner Unterredung mit der Gräfinn Dulemba von einer Höhle im Taunus gesprochen hatte, in welcher die Flüchtlinge Kleider und Lebensmittel vorfinden sollten. Mit dieser Höhle und ihrem Inhalte hatte es seine Richtigkeit gehabt. Sie war vom Zuchthause nur wenige Stunden entfernt und so versteckt gelegen, daß kein officielles Auge sie bisher entdeckt hatte, obgleich sie in der Zeit, da die kleinen deutschen Staaten noch mit Zollschranken umgeben waren, den Schmugglern stets als Asyl gedient hatte.

Böhm, der sich in den Zeiten der Noth bei den Bauern der im Gebirge zerstreuten Gehöfte medicinische Praxis verschaffte, war durch einen seiner Patienten, einen ehemaligen Schmuggler, von der Existenz dieser Höhle unterrichtet worden, und hatte sie nun dazu bestimmt, den Flüchtlingen als erster Zufluchtsort zu dienen.

Auf dem uns bekannten geheimen Correspondenzwege war Dulemba mit der Oertlichkeit bekannt gemacht worden; aber dieser hatte zum Glück für sich und seine Genossen die Vorsicht beobachtet, diese letzteren nicht vor der Zeit zu unterrichten. Er schrieb nur für jeden derselben einen Zettel, in welchem er

einen in der Nähe der Höhle gelegenen ziemlich bekannten Wartthurm als Rendezvous angab, und behielt diese Zettel bei sich, bis die Flüchtlinge das Thor des Zuchthauses hinter sich hatten.

Ohne diese Vorsicht wäre die Flucht höchst wahrscheinlich nicht gelungen. Denn da der alte Wächter bei dem von ihm geliebten, tödtlich verwundeten Helmbold zurückgeblieben war, und also in die Hände des Gerichts fallen mußte, so war anzunehmen, er konnte sich seine Straflosigkeit dadurch erkaufen, daß er den Zufluchtsort der Flüchtlinge verrieth. Diese hätten es dann nicht wagen dürfen, sich in die Höhle zu retten; sie hätten in ihren Zuchthauskleidern umherstreifen müssen; und dann stand es außer allem Zweifel, daß sie erkannt und festgenommen worden wären.

Durch Dulemba's vorsichtiges Verfahren war diese Besorgniß beseitigt worden. Denn als sich die vier Genossen nebst dem Doctor am Wartthurme eingefunden und die Höhle aufgesucht hatten, gab es außerhalb derselben nur noch ein Wesen, welches den Aufenthalt der Flüchtlinge kannte, — Hedwig, des Grafen Gattinn.

Was war aus Hedwig geworden? Sie hatte sich am Wartthurm nicht eingestellt; sie war auch nach dem Ausbruche der Sträflinge vom Doctor nicht in der Strohhütte gefunden worden, wohin er sie ausdrücklich beschieden; genug, sie war für den Augen-

blick verschwunden. Dies schien indeß den Grafen nicht im geringsten zu beunruhigen; denn daß sie die Höhle unter keinen Umständen verrathen würde, war er fest überzeugt; und im Uebrigen konnte es ihm sehr gleichgiltig sein, ob diese Frau, die Nichts mehr besaß, was ihm helfen konnte, lebte oder nicht. —

Unter solchen Umständen hatten die Flüchtlinge die ersten Tage über Sicherheit genug gefunden, um ihr weiteres Beginnen berathen zu können. Man forschte nach ihnen auf allen Eisenbahnen und Bahnhöfen 30 Meilen in der Runde; aber da, wo sie waren, suchte man sie nicht.

Allerdings erschien auch ihr Signalement in den öffentlichen Blättern; allein man weiß, daß dergleichen Signalements, wenn der Signalisirte nicht eine besondere Auffallendheit besitzt, auf jeden zehnten Menschen passen; und außerdem hatte Böhm auch mit Umsicht dafür gesorgt, daß neben den Kleidern die erforderlichen Toilettegegenstände verhanden waren, um aus einem blonden Haare ein schwarzes, aus einem bärtigen Gesichte ein glattes u. dgl. zu machen.

Bei der Berathung über das weitere Beginnen der Gesellschaft, die nur über wenig Gulden zu verfügen hatte, war man zu dem sehr natürlichen Beschlusse gekommen: daß man vor allen Dingen etwas unternehmen müsse, was die Flüchtlinge in den Besitz einer entsprechenden Geldsumme bringe. Dies schien allerdings so schwer, daß die kaum dem Zucht-

hause Entsprungenen bereits Pläne schmiedeten, deren Ausführung sie — wenn sie entdeckt wurden — wiederum in's Zuchthaus bringen mußte.

Da hatte der Doctor Böhm plötzlich die ihm sehr erhaben scheinende Idee, seinen Genossen vorzustellen, daß — wenn es sich denn doch um ein Verbrechen handeln solle und müsse, — man es nothwendigerweise so einzurichten habe, daß erstens der Ertrag desselben der Gefahr und der Mühe werth sei, und daß zweitens nur solche Leute davon getroffen würden, denen der Schlag in jeder Weise zu gönnen wäre. Beide Bedingungen — demonstrirte Böhm — würden erfüllt, wenn man einen Plan zur Beraubung der Spielbank von Heimburgshöh entwürfe und ausführte. Und dies könnte ihnen um so weniger schwer werden, als sie ohne alle Rücksicht auf die Polizei sich in Heimburgshöh aufhalten und jede Ortsgelegenheit mit Muße studiren könnten. Was den Plan selbst betreffe, so habe er dafür bereits im Allgemeinen eine Idee; und die geringen Kosten ihres Aufenthalts betreffend, so sollten sie sich nur auf ihn verlassen, da er in einem Bade- und Spielorte tausend Mittel kenne, um sich einige Zeit hindurch täglich ein paar Gulden zu verschaffen. —

Es bedarf keiner Frage, daß der Vorschlag des ingeniösen Doctors, dem Alle ihre Befreiung verdankten, mit Acclamation angenommen wurde.

Die Flüchtlinge verließen einzeln in Zeiträumen

von sechs zu sechs Stunden die Höhle, machten den Weg nach Heimburgshöh theils zu Fuß, theils mit Retour-Kutschen, kamen auf diese Weise einzeln in dem Badeort an und trafen sich in dem vorher verabredeten Wirthshause zum goldenen Hirsch wie alte Bekannte, die sich nach langer Zeit zum ersten Male wieder sehen.

Die Kurliste, für deren stattliche Füllung die Spielbankverwaltung besonders besorgt war, und in deren Interesse einzig und allein das Einschreiben der Gäste in die Fremdenbücher stattfand, wies in ihrer nächsten Nummer als Bewohner des goldenen Hirsch folgende Notabilitäten auf:

„Graf von Wrsowecz und Minjeck, Gutsbesitzer aus Warschau" (Dulemba), „Baron von Staël-Holstein aus Stockholm" (Fürst), „Freiherr von Schwarzschild, Banquier aus Cleve" (Meyer-Hirsch), „Ritter von Waldenburg-Gernheim aus Graz" (Waldner). —

Was den Doctor Böhm betrifft, so hatte derselbe — da er nicht eigentlich compromittirt war und unter diesem Namen von Niemandem verfolgt wurde, — auf die Pseudonymetät verzichtet, weil ihm der Doctortitel für seine Zwecke genügte.

Es konnte allerdings nicht fehlen, daß sich der Eine oder der Andere über die seltsame Erscheinung wunderte, Männer von so distinguirten Namen im goldenen Hirsch logiren zu sehen. Allein abgerechnet,

daß es in Heimburgshöh nichts Seltenes war, Grafen und Barone in ihrer Eigenschaft als ruinirte Spieler auf der niedrigsten socialen Stufe zu finden: so hatte auch Böhm unter der Gesellschaft die Neuigkeit verbreitet: die vier Herren im goldenen Hirsch seien in Wiesbaden, wo sie eine Contrebank etablirt gehabt hätten, mit einem Capital von einer halben Million Francs gesprengt worden; sie wären nunmehr nach Heimburgshöh gekommen, wo sie die Ankunft neuer Gelder erwarteten, um auch hier eine Contrebank in's Leben zu rufen, und lebten bis zur Ankunft dieser Gelder so überaus sparsam, weil es ihr unwiderruflicher Grundsatz sei, unter keinen Umständen einen Kreuzer Schulden zu machen.

Der Wirth zum goldenen Hirsch bestätigte das Letztere.

Außerdem kam fast täglich ein Brief an einen der Herren an, der zwar in Heimburgshöh fabricirt worden, was Niemand wußte, aber doch in Frankfurt, Mainz, Cöln &c. zur Post gegeben war, was alle Welt aus dem Stempel ersehen konnte.

Endlich hatte die Kurgesellschaft in Heimburgshöh viel zu viel mit dem Spiele zu thun und über das Spiel zu sprechen, als daß sie Zeit übrig behielt, sich indiscreterweise um die Privatangelegenheiten ihrer Nebenmenschen zu bekümmern.

Und was die Polizei betrifft, so wissen wir bereits, daß dieselbe durchaus nicht neugierig war, so-

bald es sich nicht um Leute handelte, die gegen die Spielbank frevelten. In dieser Beziehung huldigte sie ganz und gar dem Principe der englischen und nordamerikanischen Sicherheitsbehörde: nach der Identität eines Menschen nur dann zu fragen, wenn er mit ihr in Conflict kam. —

36.

Kleine Coups.

Es bleibt uns jetzt nur noch zu erklären, wie die Herren im goldenen Hirsch es anfingen, ohne Schuldenmachen zu leben.

Hierbei entwickelte der Doctor Böhm ein eminentes Talent als Finanzmann; denn ihm allein verdankten es die Flüchtlinge, daß sie Tag für Tag im Stande waren, ihre Wirthshausrechnung zu bezahlen. Freilich lebten sie sehr eingeschränkt, so daß sie ihre Ausgaben nur auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ausdehnten. Allein immerhin bedurfte es doch täglich des Erwerbes von fünf Gulden, um diese Ausgaben für die ganze Genossenschaft zu bestreiten; und diese fünf Gulden herbei zu schaffen, hatte der Doctor Böhm übernommen, weil er sich dazu insofern verpflichtet fühlte, als er das ihm von der Gräfinn Dulemba anvertraute Geld verspielt hatte.

Wie aber fing es der Doctor Böhm an, um der übernommenen Verpflichtung zu entsprechen?

Dies geschah auf eine Weise, welche das Talent des räthselhaften Mannes außer Frage stellte.

Zunächst besaß er eine große Geschicklichkeit in jeder Art Kartenspiel und nebenbei eine besondere Kunstfertigkeit im Kartenmischen.

Die Unterhaltungsgabe, die ihm eigen war, verbunden mit seinen medicinischen Kenntnissen, erwarb ihm eine Menge von Bekannten, welche er sich um so sicherer erhielt, als er niemals Geld von ihnen borgte.

Dagegen nahm er durchaus keinen Anstand, ihnen behufs Mannichfaltigkeit der Unterhaltung bei passender Gelegenheit eine Partie Sechsundsechszig vorzuschlagen. Eine solche Partie konnte unter Personen von Distinction natürlich nicht unter einem Gulden gespielt werden; und da der Doctor von fünf Partieen durchschnittlich vier gewann, so läßt sich leicht berechnen, daß er sich aller Verlegenheit enthoben sah.

Wie aber gewann der Doctor jene vier Partieen? — Indem er ganz einfach das that, was die Franzosen corriger la fortune (das Glück verbessern) nennen. Sobald er Karten gab, hatte er fast immer die Vierzig und das Trumpf-As. Aber Nichts konnte einfacher sein, als die Art und Weise, wie er zum Besitz dieser Vierzig und dieses Trumpf-As kam.

Indem er die Karten zum Mischen sammelte,

brachte er von der ersten besten Farbe, die ihm unter die Finger gerieth, den König, die Dame, das As und die Neun oder den Buben zusammen und diese vier Blätter oben auf den Talon.

Alsdann begann er eine sehr graciöse Fächermischung, durch welche neun Karten über jene vier zu liegen kamen, und endlich veranstaltete er es durch eine eben so graciöse Volte, daß sein Mitspieler gerade so abheben mußte, wie es nothwendig war, um die Karten wieder in die präparirte Lage zu bringen.

Das Uebrige erklärt sich leicht: Beim Geben bestanden die ersten drei Würfe aus den neun oberen Karten; der vierte Wurf, der dem Geber zukam, enthielt As, König und Dame, und die nächste Karte, der aufzuschlagende Trumpf, war die Neun oder der Bube von derselben Farbe.

Man wird bekennen müssen, daß der Doctor bei dieser Art, das Glück zu corrigiren, alle Chancen des Gewinnes für sich hatte.

Aber dies war noch nicht Alles. Ein sehr begreifliches Rachegefühl, welches er gegen alle privilegirten Spielbanken empfand, hatte ihn das Mittel finden lassen, vermöge der Geschicklichkeit seiner Hand und der Vortrefflichkeit seines Auges auch der Bank einen kleinen Tribut aufzuerlegen, der sich wöchentlich auf einige Friedrichsd'ors belief.

Da dies Mittel außerordentlich ingeniös war,

so hoffen wir, daß es dem Leser nicht unangenehm sein wird, wenn wir es ihm erklären.

Es war auf den Umstand berechnet, daß man am Roulette so lange setzen konnte, bis die rollende Kugel in das betreffende Fach einfallen wollte, welcher Moment von dem Croupier durch die Worte: „Rien ne va plus!“ (Es gilt Nichts mehr!) angezeigt wurde.

Derjenige Satz, welcher nach diesen Worten noch gemacht ward, sollte dem Reglement zufolge von dem Croupier mit den Worten: „Trop tard!“ (Zu spät!) zurückgeschoben werden. Dies geschah auch von Seiten der Croupiers regelmäßig dann, wenn die besetzte Chance gewann; aber es unterblieb gewöhnlich, wenn sie verlor und die Bank also den Satz einziehen konnte.

Auf diesen, die Unredlichkeit der Bank beweisenden Umstand baute der Doctor Böhm seinen Plan.

Im Tableau stand die Douze prémier (die Nummern von 1 bis 12) neben der Chance Rouge, beide nur durch einen schmalen gelben Strich getrennt und am äußersten Ende des Tisches angebracht.

Böhm setzte sich dicht vor diese Chancen hin, in den Fingern seiner rechten Hand einen Doppelfriedrichsd'or haltend und einen zweiten in der innern Handfläche verbergend.

Sein Auge war aufmerksam auf den Lauf der Kugel in die Scheibe gerichtet, und sobald die Kugel

in eine der schwarzen Nummern von 1 bis 12 fiel, schob er mit der größten Schnelligkeit das zwischen seinen Fingern befindliche Goldstück auf Rouge, noch ehe der Croupier Zeit hatte, die Nummer auszurufen. Da die Chance Rouge, welche er eigentlich zu spät gesetzt hatte, die verlierende war, so fand der Croupier durchaus nicht für angemessen, das Goldstück als „trop tard" gesetzt zurück zu schieben, sondern beeilte sich vielmehr, es einzuziehen.

Freilich sah er dabei zugleich auf der herausgekommenen Douze prémier ein gleiches Goldstück stehen, welches, gedeckt durch die Handfläche, mit dem ersteren in demselben Moment gesetzt worden war. Da der Croupier das erstere als noch zeitig genug gesetzt eingezogen hatte, so konnte er das andere unmöglich als zu spät gesetzt zurückstoßen. Er mußte es vielmehr auszahlen, und da eine getroffene Douzaine doppelt bezahlt wird, so erhielt der Doctor für den auf Rouge verlorenen Doppelfriedrichsd'or zwei Doppelfriedrichsd'or zurück, was ihm also einen sicheren Gewinn von einem Doppelfriedrichsd'or oder zwanzig Gulden einbrachte. —

Dieser Coup, durch welchen Böhm, da er ihn wöchentlich ein bis zwei Mal versuchte, durchschnittlich dreißig Gulden die Woche errang, — war überdies ganz gefahrlos.

Denn da er sich auf die Güte seines Auges und auf die Fertigkeit seiner Hand verlassen konnte, so

riskirte er nie den Verlust seiner zwei Goldstücke, und was die Rücksicht auf das Rechtmäßige oder Unrechtmäßige des Coups betrifft, so fiel dieselbe dadurch gänzlich fort: daß man keinen Spieler für das zu späte Setzen verantwortlich machen konnte, weil es allein Sache der Bank war, eine zu spät gesetzte Masse zurück zu schieben. — Daß sie es bei Böhm nicht that, dafür sorgte er — wie wir gesehen haben — durch das Goldstück, welches er absichtlich auf die verlierende Chance schob. Denn kein Mensch konnte natürlich auf die Vermuthung kommen, daß Jemand, um zu verlieren, absichtlich zu spät setzen werde. —

Eine andere Art und Weise, durch welche der industriöse Doctor die Bank „machte," wie der Kunstausdruck der Industrieritterschaft heißt, — war etwas weniger einträglich als die eben beschriebene, allein dafür auch täglich zu executiren. Es handelte sich dabei um ein einfaches Geldwechselgeschäft, so solid und reell, wie irgend eines in der ganzen jüdischen Christenheit zu finden ist.

Böhm that dabei Nichts, als daß er die verschiedenen Conjuncturen zwischen Geld und Zeit beobachtete und benutzte, und alle Börsenverständigen werden also eingestehen müssen, daß sich dagegen von keinem rechtlichen Gesichtspunkte der Welt aus irgend Etwas einwenden ließ.

Die Sache verhielt sich so:

Während sich die Bank der Verpflichtung nicht entziehen konnte, den Spielern (und alle Fremden mußten naturgemäß als solche betrachtet werden, da sie das Recht zum Spielen hatten, und Niemand voraus wissen konnte, ob sie nicht spielen würden!) — während also die Bank genöthigt war, den Spielern Gold gegen Silber und Silber gegen Gold auszuwechseln, sah sie sich doch außer Stande, ihren Wechselcours genau nach dem täglichen Börsenzettel festzustellen. Denn dies würde bei der Berechnung der verschiedenen Gewinn-Potenzen im Roulette Bruchtheile gegeben haben, die sich entweder gar nicht oder doch nur mit großem Zeitverlust liquidiren ließen.

Deshalb sah sich die Spielbankverwaltung genöthigt, ihren Wechselcours von Zeit zu Zeit zu fixiren, und zwar so, daß er dem Börsencourse so nahe kam, wie es, ohne jene Bruchtheile zu veranlassen, möglich erschien. Daher kam es denn, daß an der Spielbank das Gold manchmal höher und manchmal niedriger stand als an der Börse.

Auf diesen Umstand baute der Doctor Böhm sein Geschäft.

Stand das Gold an der Spielbank höher als an der Börse, so ließ er sich an der Bank ein Goldstück wechseln, ging mit dem dafür erhaltenen Silber zum Banquier, bei dem er es wieder gegen ein Goldstück umsetzte, und gewann auf diese Weise an dem Geschäft einige Kreuzer. Stand das Gold an der

Spielbank niedriger als an der Börse, so machte er es natürlich umgekehrt, d. h. er wechselte sich beim Banquier für sein Goldstück Silber ein und setzte dies bei der Bank wieder in ein Goldstück um, bei welchem Geschäft er denn gleichfalls einige Kreuzer gewann. Da er aber das Manöver mit seinem Goldstück den Tag über wohl ein Dutzend Mal machte: so ergab sich für ihn daraus Tag für Tag ein ganz solider Gewinn von circa zwei Gulden; und man konnte nicht behaupten, daß er dadurch ein weniger reelles Geschäft gemacht hatte, als die Börsenmänner der ganzen Welt mit ihren Geld- und Wechselcoursen zu machen pflegen. —

Wenn man nun meinen sollte, der Doctor Böhm habe in dieser Weise eine recht ergiebige Quelle für seine Existenz gehabt, und es sei also nicht nöthig gewesen, daß er sich an verbrecherischen Plänen betheiligte: so würde dies eine gänzliche Verkennung seines Charakters beweisen. Er gab sich mit dergleichen kleinen Coups nur dann ab, wenn die Noth ihn dazu zwang, oder keine Gelegenheit zu industrieritterlichen Großthaten vorhanden war.

Das eigentliche Ziel seines Lebens war nicht etwa, blos zu leben, sondern im denkbar größten Reichthume zu leben, wozu er sich wegen seiner geistigen Fähigkeiten für berechtigt hielt.

Anfangs hatte er jenes Ziel dadurch zu erreichen gesucht, daß er sich das Gehirn zermarterte, um

unfehlbare Spielsysteme zu finden. Als er aber durch die Erfahrung belehrt worden war, daß dies eine Unmöglichkeit sei, und daß im Gegentheile zufolge der Spielbankeinrichtung jedes Spiel mit dem Ruin des Spielers endigen müsse: da hatte er den Entschluß gefaßt, dem arithmetischen Raube, den die Bank an den Spielern verübte, den technischen Raub entgegen zu setzen, durch welchen der Spieler Herr über die Bank werden konnte.

Auf dieser Basis mit seinem nie ruhenden Gehirn weiter fort arbeitend, hatte er drei große Pläne entworfen, durch deren Ausführung er den größten Theil des Baarbestandes der Bank in seinen Besitz zu bringen hoffte.

Er bedurfte aber zu dieser Ausführung einiger Helfershelfer, welche er in den durch ihn aus dem Zuchthause befreiten Flüchtlingen gerade zur rechten Zeit gefunden hatte.

Außerdem erschien ihm der junge Mann, welcher durch ihn zu einem Baron von Hartenfels gestempelt worden war, in mehr als einer Beziehung ein sehr brauchbares Werkzeug für seine Pläne. Deshalb suchte er denselben an sich zu ziehen, nicht ahnend, daß er sich sehr bald vor dem größeren Genie dieses jungen Mannes werde beugen und ihm vielmehr als Werkzeug für dessen Pläne werde dienen müssen.

Als der Doctor Böhm sich heut in dem gehei-

men Cabinet des goldenen Hirsch bei seinen Genossen einfand, geschah es daher zu dem doppelten Zwecke, ihnen für seine nunmehr gereiften Pläne die verschiedenen Rollen zuzutheilen, und ihnen den Baron Hartenfels als einen Mann vorzustellen, dessen Mitwirkung schon um deswillen wünschenswerth erschien, weil er noch in keiner Weise compromittirt oder beargwohnt war.

Als der Erwartete endlich, vom Wirthe geleitet, in das Cabinet eingetreten war, und die gegenseitige Vorstellung mit allen den selbstgeschaffenen Titeln, Würden und Namen stattgefunden hatte: schickte sich der Doctor an, die großartigen Pläne zu entwickeln, die er ersonnen hatte, um der mit so vielem Blute und Fluche beladenen Spielbank von Heimburgshöh den Todesstreich zu versetzen. —

37.

Industrieritterliche Pläne.

„Wir sind darüber einig,“ nahm der Doctor das Wort, „uns auf die eine oder die andere Art in den Besitz des Geldes oder eines beirächtlichen Theils des Geldes zu setzen, welches die Spielbank den Menschen aus allen Ländern mittels ihrer privilegirten industrieritterlichen Machinationen abgenommen hat. Ich glaube, daß wir dabei vor keinem

Mittel zurückzubeben haben; denn zu allen Zeiten hat es für ein gutes Werk gegolten, den Räuber zu berauben und den Betrüger zu betrügen."

„Das ist richtig," fiel der Baron von Hartenfels ein, indem er mit einem Blicke, der die größte Aufmerksamkeit bekundete, den Lippen des Redenden folgte.

„Charmant!" fuhr dieser fort. „Wir werden uns also in der glücklichen Lage befinden, bei unserm Vorhaben uns nicht durch lächerliche Gewissensscrupel beunruhigt zu sehen und nach dem Gelingen desselben auf den Beifall aller Vorurtheilsfreien rechnen zu dürfen."

„Aber nicht auf die Zustimmung der Polizei!" warf der Freiherr von Schwarzschild dazwischen.

„Oh, was die betrifft," entgegnete der Doctor, „so haben wir im Besitze von zweimalhunderttausend Gulden die Genugthuung, darauf verzichten zu können."

„Nicht so ganz!" bemerkte der Baron von Hartenfels; „doch fahren Sie einstweilen fort."

Böhm fuhr fort:

„Ich werde Ihnen drei verschiedene Pläne vorlegen, unter denen Sie wählen mögen, falls Sie es für unthunlich halten, sie alle drei kurz nacheinander auszuführen. Dies Letztere würde mir als das Annehmbarste erscheinen, weil wir dadurch hoffen könnten, uns in den Besitz des ganzen disponiblen Vermögens der Bank, nahezu einer halben Million

Gulden, zu bringen. Ich habe mir bei der Entwerfung dieser drei Pläne die Genugthuung nicht versagen können, durch jeden derselben eine der Arten zu paralysiren, auf welche die Spielbank das Publikum in widerrechtlicher Weise ausbeutet. Indem der von Leidenschaft, Lust oder Gewohnheit zum Spiel Veranlaßte durch das ausschließliche Privilegium der Bank gezwungen wird, nur an dieser Bank zu spielen, wo man ihn durch arithmetische Mittel übervortheilt, wird er in den Zustand des Veraubtwerdens versetzt, nämlich in die unfreiwillige Lage, sein Geld los zu werden. Ich bin der Meinung, daß wir nichts Anderes thun, wenn wir statt durch ein arithmetisches Mittel durch ein chemisches die Bank in dieselbe Lage versetzen. Ich habe bemerkt, daß Nachts elf Uhr beim Schlusse der Bank nur die Croupiers, der Partie-Chef und einige Diener im Saale zurückbleiben, wo man alsdann eine halbe Stunde damit zubringt, das in der Bank befindliche Geld zu zählen. Ich werde es durch ein unter den Tischen zu rechter Zeit angebrachtes Aether-Präparat dahin bringen, daß diese Leute sämtlich während ihrer Arbeit in einen lethargischen Schlaf versinken; und dies wird alsdann der Augenblick sein, zu welchem wir von verschiedenen Seiten in den Saal treten, um uns unter Verschmähung des schweren Silbers der Goldrollen und Bankbillets zu bemächtigen. Bleiben wir dabei ganz unentdeckt, so können wir

den Ort nach Belieben und mit Bequemlichkeit verlassen. Erleidet das Geschäft jedoch irgend eine Störung, so werden unsere Terzerols hinreichen, um die betreffenden Personen am Lärmschlagen zu hindern; und da in der Nacht eine starke Wache vor Ablauf einer Stunde ohnehin nicht zu beschaffen ist, so werden wir durch den nahegelegenen Wald in Sicherheit kommen, bevor man an unsere Verfolgung denken kann. Ich bemerke übrigens gleich im voraus, daß — wenn wir auf die übrigen beiden Pläne reflectiren — dieser hier der zuletzt auszuführen sein würde. — Nun, was sagen Sie dazu?"

„Der Plan hat mir so etwas von einem Schinderhannes'schen!" bemerkte der Baron von Staël-Holstein; „und da denke ich denn unwillkürlich an die Guillotine."

„Ich meine," sagte der Graf von Wrsowecz und Minjeck, „daß, wenn die beiden andern Pläne weniger gefährlich sind, wir von diesem hier abstrahiren müßten."

„Das ist auch meine Ansicht!" stimmte Ritter von Waldenburg-Gernheim bei.

„Und die meinige!" ergänzte der Freiherr von Schwarzschild.

„Was mich betrifft," fügte Baron Hartenfels hinzu, „so werde ich den Herren meine Ansicht entwickeln, sobald ich sämtliche Pläne erfahren und begriffen habe."

„Demgemäß kann ich fortfahren," nahm der Doctor Böhm wieder das Wort; „und ich thue dies, indem ich Sie auf den Betrug aufmerksam mache, welchen die Bank durch ihren sogenannten Bankvortheil an den Spielern verübt. Welche Ausdehnung dieser Betrug erreichen kann, das haben wir heut an dem Schicksale des Russen ersehen. Denn auch das charakterisirt das satanische Institut der Spielbanken, daß der in die Einrichtung desselben Uneingeweihte von dem Betruge viel härter getroffen wird, als der Eingeweihte. Da der Betrug gleichmäßig am Roulette und am Trente-un verübt wird, so habe ich ein Vergnügen darin gefunden, für jedes dieser beiden Betrugswerkzeuge einen besonderen Plan zu entwerfen, um den Betrug durch den Betrug zu züchtigen."

„Wir sind ganz Ohr!" bemerkte der Baron Hartenfels, der sich von Allen am lebhaftesten für die Pläne des Doctor Böhm zu interessiren schien.

„Charmant!" fuhr dieser fort. „Hören Sie zuerst, was ich gegen das Roulette zu unternehmen gedenke: Wenn man auf dem Boden der Fächer von drei Nummern in der Scheibe des Roulette unter den grünen Tuchflecken, womit diese Böden belegt sind, Eisenplättchen anbringt, so wird die Hauptsache geschehen sein. Das Anbringen der Eisenplättchen müßte eine Stunde vor dem Anfange des Spiels stattfinden; und das ist um so leichter, als zu dieser Zeit

der Spielsaal ganz leer steht und die Scheibe selbst nur einfach mit einem hölzernen Deckel bedeckt ist. Noch leichter wird es sein, die in der Scheibe liegenden drei elfenbeinernen Kugeln mit ähnlichen zu vertauschen, welche inwendig hohl, mit Magnetstein gefüllt und mit kleinen unsichtbaren Löchelchen versehen sind, um die Wirkung des Magnetsteines zu erleichtern. — Sie begreifen die Folgen dieser Vorrichtungen: Die Kugel wird eine entschiedene Neigung zu den drei Nummern haben, und wenn wir alsdann stets diese drei Nummern so hoch wie möglich besetzen, so müssen wir den Tag über einen unermeßlichen Vortheil über die Bank davon tragen. Allerdings wird die Operation nur einen Tag dauern, weil man die Vorrichtung am andern Morgen bei der Untersuchung der Scheibe entdecken muß; allein immerhin wird sich unser Gewinn von diesem einen Tage auf zwei- bis dreimalhunderttausend Francs veranschlagen lassen. — Nun, was sagen Sie dazu?"

Die Genossen des Doctors sahen mit dem Ausdrucke der größten Bewunderung auf diesen Mann, der stets so chimärische Projecte entwarf, denen man gleichwohl eine gewisse Ausführungsfähigkeit nicht absprechen konnte.

Hartenfels wollte eben den Mund öffnen, um den Plan als einen nichtigen zu bezeichnen, als man im Nebenzimmer ein fürchterliches Getöse vernahm.

Eine Versammlung von Verschwörern fürchtet

bei jedem ungewöhnlichen Geräusch eine Gefahr für sich. Daher erhoben sich die Männer sogleich mit dem Ausdruck des Schreckens, indem ihre Blicke sich fragten, was das Getöse, welches mit zornigen Worten aus einer Frauenkehle begleitet wurde, zu bedeuten haben könne.

In diesem Augenblicke trat der Wirth ein, um der Gesellschaft zu melden, daß ihr Souper bereit sei.

Das Getöse hörend und von den Anwesenden nach der Ursache befragt, brach er in ein herzliches Gelächter aus.

„Ah," sagte er, „das ist meine alte Gräfinn, die ihre monatliche Execution vornimmt. Ein sehr interessantes Schauspiel, meine Herren! und wenn Sie Lust haben, Zuschauer zu sein, so kommen Sie!"

Mit diesen Worten trat er auf den Corridor hinaus, und die Gesellschaft folgte ihm.

Ein kleines Gangfenster, das zufällig offen stand, gestattete einen Ueberblick über das ganze kleine und ärmliche Zimmer, welches Nichts enthielt als ein Bett, einen Tisch, eine Commode, vier Stühle und einen Spiegel. Die vier Stühle waren in ein Quarrée gestellt, innerhalb dessen eine mehr als fünfzigjährige Frau stand, in ihrer Hand einen Kantschu, mit welchem sie im höchsten Ausbruche des Zornes auf die Stühle losschlug.

Das Schauspiel war wirklich überaus komisch.

Mit einer Kraft, die man der alten Frau schwer-

lich zugetraut haben würde, ließ sie ihren Kantschu auf jene unschuldigen Stühle fallen, indem sie, bereits kirschroth im Gesicht, die Stirn mit Schweiß bedeckt und wild umflattert von grau melirten Haaren, bei jedem Schlage mit kreischender Stimme ausrief: „Cochon! — Cochon! — Boucre de cochon!“

Unsere Zuschauer wußten durchaus nicht, was sie von dieser närrischen Scene denken sollten.

Sie sahen den Wirth an, wie um ihn nach der Erklärung zu fragen. Allein der Wirth gebot ihnen mit der Hand Schweigen und deutete ihnen an, dem Vorgange ihre weitere Aufmerksamkeit zu schenken, da die Scene sich verwandelte.

Als nämlich die Frau zwei der Stühle zum Umfallen gebracht hatte, legte sie ihren Kantschu ab, trat vor den Spiegel, schlug ihre Arme übereinander und blickte mit der Miene der höchsten Verachtung auf ihr Spiegelbild.

Dann in einem Französisch, welches elegant gewesen wäre, wenn sie es nicht mit der Masse von Schimpfwörtern ausstaffirt hätte, hob sie an:

„Du niederträchtiges Weibsbild! Bist Du wohl werth, daß Dich die Erde trägt und die Sonne bescheint?! Pfui!“ — Hierbei spie sie ihr Spiegelbild an. — „Du verworfene Creatur! Wirst Du denn nie klug genug werden, um dies scheußliche Laster abzulegen, das Dich zum Ekel vor Dir selber macht?! Pfui!“ — Hierbei spie sie ihr Spiegelbild wiederum

an. — „Bist Du nicht das gemeinste Vieh, das jemals werth war, auf dem Schindanger zu verfaulen?! Pfui!" — Abermalige Anspeiung ihres Spiegelbildes. — „Du bist auf der Welt zu Nichts mehr nütze, als allen ehrenwerthen Menschen zum Spucknapfe zu dienen, Du alte Canaille, Du! Pfui! Pfui! Pfui!"

Und nun begann das Bespeien ihres Spiegelbildes mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit, daß sie in Krämpfe zu gerathen schien.

Als ihr Mund ersichtlich keinen Speichel für die Operation mehr hergab, ergriff sie den Kantschu wieder und hieb auf die noch stehenden beiden Stühle wie vorhin wüthend los, immer die Worte ausstoßend: „Cochon! — Cochon! — Boucre de cochon!"

Sobald aber auch der letzte der Stühle ihrem Strafgerichte erlegen war, warf sie sich, völlig erschöpft, auf ihr Bett, schloß die Augen und gab eine Minute darauf durch ganz unzweideutige Töne zu erkennen, daß sie trotz ihrer Selbstverachtung den Schlaf des Gerechten schlief.

Unsere Gesellschaft war natürlich sehr begierig, die Ursache der gehabten seltsamen Erscheinung kennen zu lernen; und der Wirth beeilte sich, diese Begierde zu befriedigen.

„Diese Frau," erklärte er, nachdem man sich wieder in das Privatzimmer begeben hatte, „ist eine Gräfinn Chabour aus Paris. Sie erschien vor

etwa drei Jahren hier in Heimburgshöh mit allen Anzeichen großen Reichthums, und man sagte, sie sei eine Hofdame der Königinn der Franzosen gewesen, welche die Absicht habe, sich zur Ruhe zu setzen. Sie begreifen aus dem, was Sie gesehen haben, daß sie ihren Zweck nicht erreicht hat. — Im Anfange ihres Hierseins hielt sie Kammerfrauen, Bediente und Equipage. Sie logirte im „französischen Hofe" mit allem möglichen Luxus, verbrachte aber den größten Theil des Tages am Spieltische des Trente-un. Die Folge davon war, daß sie nach dem ersten Jahre ihre Equipage verkaufte und nach dem zweiten die letzte ihrer Kammerfrauen entließ. Es versteht sich von selbst, daß sie auch den „französischen Hof" mit einem Hôtel zweiten Ranges vertauschte. Das Einzige, was an ihr unverändert blieb, war ihr Zeitvertreib; denn man sah sie nach wie vor halbe Tage lang am Trente-un sitzen. Nur daß sie jetzt mit Silber pointirte, während sie sonst nur Gold gesetzt hatte. — Nach weiterem Verlauf eines halben Jahres waren alle ihre disponiblen Geldkräfte erschöpft, und es blieb ihr nur noch eine kleine Pension von monatlich 200 Francs, die sie regelmäßig jeden Ersten des Monats aus Paris geschickt erhielt.

Diese Frau hat mehrmals ernstliche Versuche gemacht, sich aus den Krallen des Spielteufels, dem sie verfallen ist, zu erlösen; aber vergebens. Sie hat sogar, als ihr Ruin begann, einen katholischen

Priester aus Paris kommen lassen, welcher ihr mit Bannsprüchen und Weihwasser den Spielteufel austreiben sollte. Allein der Exorcismus muß nicht gelungen sein, denn am Tage nach der Ceremonie saß sie wieder am grünen Tische. — Als sie bis auf ihre kleine Pension reducirt war, nahm sie bei mir das schlechte Zimmer, welches Sie gesehen haben, und schloß mit mir folgenden Contract: Jeden Ersten des Monats zahlt sie mir praenumerando für Wohnung und einfache Kost, zugleich aber auch für täglich einen halben Schoppen Cognac 50 Francs. Mit den ihr übrig bleibenden 150 Francs setzt sie sich pünktlich am Zweiten des Monats an's Trente-un, wo sie in der ruhigsten Weise von der Welt mit Guldenstücken pointirt. Sie spricht nie ein Wort, weder mit ihren Nachbarn, noch mit den am Spieltische fungirenden vier Croupiers, die sie für die Gehilfen des Teufels hält, von dem sie sich besessen glaubt. Nur jedesmal, wenn ihr das gesetzte Guldenstück als verloren weggenommen wird, murmelt sie vor sich hin das Wort: „Cochon!“ Kommt dies drei Mal hintereinander vor, so steigert sie den Fluch bis zum „Boucre de cochon!“ und wirft auf die vier Croupiers der Reihe nach einen wüthenden Blick. — Ihr Spiel dauert gewöhnlich bis zum Sechsten oder Siebenten jedes Monats, bis wann der letzte Gulden von den 150 Francs verloren ist. Am Abende dieses Tages nimmt sie dann regelmäßig die

Execution vor, von welcher Sie so eben Zeuge gewesen sind. Die vier Stühle repräsentiren die vier Croupiers, an denen sie das Werk gerechter Rache vollzieht. Ihr Schimpfen gegen ihr Spiegelbild und das Bespeien desselben bezeugen den fortdauernden Kampf, den sie mit dem Spielteufel unterhält, und den hohen Grad von Verachtung, den sie gegen sich selbst empfindet, weil sie in diesem Kampfe noch immer nicht Siegerinn geworden ist. — Die sämtlichen übrigen Tage des Monats bringt sie auf ihrem Zimmer in einer Art Stumpfsinn zu, indem sie theils Patience legt, theils sich in Cognac berauscht. Umgang unterhält sie mit keinem Menschen, und niemals spricht sie über das Spiel. Man könnte sie für eine stumme Wahnsinnige halten, bis sie am nächsten Ersten wieder ihre 200 Francs in Händen hat. Dann belebt sich der Automat, und das Spiel beginnt von neuem." —

„Eine höchst interessante psychologische Erscheinung!" bemerkte der Doctor Böhm.

„Ja," bestätigte der Baron Hartenfels, „denn sie beweis't die ungeheuere Demoralisation, welcher selbst gebildete Menschen und sogar Frauen durch den Spielteufel verfallen können."

„Eben darum," nahm der Doctor Böhm das Wort, als er sah, daß der Wirth sich wieder entfernt hatte, „eben darum werden wir uns ein Verdienst um die Menschheit erwerben, wenn wir zur

Vernichtung dieser satanischen Institute beitragen, welche, aus aller Herren Länder vertrieben, sich als privilegirte Spielbanken in unserm schönen Deutschland eingenistet haben und hier, wie die Giftpilze mit schöner Außenseite, das Verderben der Menschen bewirken, indem sie nicht nur den materiellen, sondern auch den geistigen Ruin ihrer Opfer herbeiführen. — Laßt Euch, Ihr Herren, deshalb nur noch erklären, auf welche Weise ich auch am Trente-un den Erfolg zu erzielen gedenke, den ich am Roulette in Aussicht gestellt habe."

„Wir hören!" ermunterte der Graf von Wrsowecz, und die Uebrigen stimmten ein.

„Charmant!" fuhr der Doctor fort. „Ich habe mit einem der Croupiers, dem ich in der Person seiner Geliebten einen medicinischen Dienst erwiesen, eine vertraute Verbindung angeknüpft, und er ist bereit, mir zu irgend einem Coup seine hilfreiche Hand zu bieten, vorausgesetzt, daß ich ihn an dem Ertrage des Coup betheilige. Der von mir entworfene Coup besteht nun in Folgendem: Wir nehmen einen Talon Karten des Trente-un, und legen uns dieselben so, daß die Abzüge eine bestimmte Figur von rouge und noir bilden. Es kommt nun darauf an, diesen also präparirten Talon mit demjenigen zu vertauschen, welchen der Croupier an der Bank gemischt hat. Unser Croupier wird uns dazu behilflich sein. In dem Moment, da er den Talon zum Coupiren an-

bietet, werde ich mit unserm präparirten bereits zum Coupiren eingeschnittenen Talon hinter ihm stehen und diesen in meinem Hute bergen. Ich werde von dem Croupier die Coupe (das Einschneiden) verlangen, und er wird mir seinen Talon über sich hinweg hinreichen. In diesem Augenblicke werdet Ihr, meine Herren, eine kleine Verwirrung erzeugen, indem Ihr eine Hand voll Silberstücke wie zum Einwechseln zwischen die Croupiers werft und dabei ein Drängen und Stoßen bewirkt. Während dieser Verwirrung wird unser Croupier seinen Talon in meinen Hut fallen lassen, und ich werde ihm dagegen unsern präparirten Talon in die Hand spielen. Das Uebrige begreift sich leicht. Wir haben jetzt eine Taille vor uns, von der wir jeden einzelnen Coup genau kennen, so daß wir also jeden Coup der ganzen Taille treffen müssen. Jeder von uns wird, mit 10 Friedrichsd'ors anfangend, nach unserer präparirten Figur rouge oder noir, sowie couleur oder contre-couleur setzen und die Masse sich stets verdoppeln lassen. Da die Taille aus 29 Coups bestehen wird, so müssen wir am Ende der Taille im Besitze des ganzen Geldes der Bank sein."

„Das hat seine vollkommene Richtigkeit!" fiel hier der Ritter von Waldenburg ein; „und ich sehe schon die Gesichter der übrigen Croupiers, der Partie-Chefs und der Bankpächter ihr Entsetzen widerspiegeln, wenn hier und dort, auf dieser und jener

Chance, Coup für Coup getroffen wird, und die Goldmassen in geometrischer Progression aus dem Füllhorn der Bank sich vermehren.“

„Der Plan ist ganz ausgezeichnet!“ jubelte der Freiherr von Schwarzschild.

„Es ist der beste von allen, die wir gehört haben!“ versicherte der Baron von Staël-Holstein.

„Nur möchte ich mir,“ unterbrach ihn der Graf von Wrsowecz, „an unsern würdigen Freund die Frage erlauben, auf welche Weise wir in den Besitz des Geldes gelangen werden, das zur Ausführung aller dieser Pläne nöthig ist.“

„Auch daran, Ihr Herren, habe ich gedacht!“ versicherte der Doctor Böhm; „und Ihr werdet sehen, daß Nichts leichter sein kann, als uns durch einen Schlag in den Besitz von etwa 100 Friedrichsd'ors, deren wir im Ganzen bedürfen werden, zu bringen.“

„Ah, da sind wir begierig!“ ließen sich einige Stimmen aus dem Kreise vernehmen.

„Charmant!“ nahm der Doctor wieder das Wort. „Ihr wißt noch nicht, daß man an der Bank von Heimburgshöh gar sonderbare Begriffe von dem Werthe des Mein und Dein hat. Das darf allerdings nicht befremden an Leuten, die ihr Geld so recht mit Sünden erwerben. Es ist bekannt, daß — wenn irgendwo zwischen ehrlichen Menschen Streit entsteht über das Eigenthumsrecht an nur einem Gulden Werth, — dieser Streit nur durch das ordentliche

Gericht nach eidlicher Vernehmung der Zeugen u. s. w. entschieden wird. Ganz anders zu Heimburgshöh am grünen Tische. Hier herrscht in dieser Hinsicht ein so eigenthümliches Rechtsverfahren, daß von demselben nur das Verfahren übrig bleibt, das Recht dagegen mit Stiefel und Sporen in die Wicken geht."

„Sehr häufig kommt es vor, daß Spieler ihren ursprünglichen Satz mehre Coups hindurch ruhig stehen lassen, so daß er — wenn die Chance sechs oder sieben Mal trifft — zu einer bedeutenden Summe anwächst. Endlich, wenn er die Masse einziehen will, glaubt ein Anderer bona oder male fide, den Satz gemacht zu haben; und es entsteht Streit über das Eigenthumsrecht der Masse. In diesem Falle eilt der Partie=Chef, ein Franzose, der kein Wort Deutsch versteht, herbei und fragt, was los sei. Ist der eine der Streitenden ein Franzose, der andere ein Deutscher: dann ist die Streitfrage schnell entschieden. Denn da der Partie=Chef seinen Landsmann ganz vortreffiich, den Deutschen aber in keiner Weise versteht, so ist er augenblicklich darüber instruirt, daß die strittige Geldsumme dem Franzosen gehört. Und da er aus landsmännischer Hochachtung gar nicht annimmt, der Landsmann könne sich irrthümlich oder absichtlich irren, so wird dem Franzosen das Geld von dem Partie=Chef ohne Weiteres zugesprochen. Sind beide streitenden Spie=

ler Franzosen oder beide Deutsche, dann fragt der Partie=Chef wohl im Kreise herum: „A qui la masse, Messieurs?“ Findet sich nun unter den Umstehenden Einer oder der Andere, der da sagt, er habe gesehen, daß Monsieur N. die Masse gesetzt habe, so erhält wieder ohne Weiteres Monsieur N. die Summe zugesprochen. Reclamationen, Recurse, Appellationen gegen solchen Machtspruch finden nicht statt; denn der Partie=Chef macht allen weiteren Einwendungen dadurch ein Ende, daß er sagt: „C'est fini, Monsieur! C'est arrangé!“ Durch eine gründliche Untersuchung würde nur das Spielgeschäft aufgehalten werden; und ein jeder verzögerter Coup ist ein Verlust für die Bank. Der Reclamant, der sich nicht zur Ruhe begeben will, hat daher weiter nichts zu erwarten, als daß er vor die Thür gesetzt wird. — Auf diese eigenthümliche Prozeßordnung nun, Ihr Herren, gründe ich meinen Plan, uns zu 100 Friedrichsd'ors zu verhelfen. Wir werden einige Stunden daran wenden, Zuschauer beim Roulette oder Trente-un zu sein, bis sich in der erwähnten Art eine Masse von circa 100 Friedrichsd'ors auf einer Chance vorfindet. Diese Masse wird unser neuer Freund, Baron Hartenfels, welcher ein vortreffliches Französisch spricht, sans façon einziehen. Meldet sich der eigentliche Eigenthümer, so wird es den erwähnten Streit geben. Allein da unser Freund dem Partie=Chef in uns sogleich fünf Zeugen stellen

kann, und uns unser Zeugniß weiter nichts kostet, als ein einfaches: „Monsieur a mis la masse!“ oder: „La masse est à Monsieur!“ so kann Baron Hartenfels sicher sein, daß ihm die Geldsumme durch den Partie-Chef als unbestreitbares Eigenthum zugesprochen werden wird, und zwar von Heimburgshöher Spielbankrechts wegen!“ —

„Vortrefflich! vortrefflich!“ hallte es aus dem Munde der Zuhörer mit Ausnahme des Barons von Hartenfels, welcher nach kurzem Nachdenken das Wort ergriff und also sprach:

„Meine Herren! die Rolle, welche Sie mir bei der letzt besprochenen Operation zugedacht haben, veranlaßt mich, Ihnen meine offene Meinung über das Ganze der Pläne des Doctors Böhm mitzutheilen. Ich zweifle nicht im mindesten an dem Gelingen des letzteren Planes, Sie in den Besitz der 100 Friedrichsd'ors zu bringen. Auch ist derselbe nicht geeignet, irgend ein Bedenken zu erzeugen von der Art derjenigen, die ich gegen die übrigen Pläne geltend zu machen habe. Er schlägt vielmehr ganz in das Gebiet derjenigen Projecte ein, die ich selbst entworfen habe, um die einzige Eigenschaft zu erwerben, welche in der heutigen Welt noch Anerkennung findet: Geldreichthum. Der Plan ist von Seiten der Criminalpolizeigewalt durchaus unberührbar; er ist gewissermaßen ein Kampf mit der Waffe des Feindes; er beeinträchtigt nur Solche, die sich auf un-

redlichen oder faulen Erwerb verlegen; und endlich ist er geschützt gegen jede Vereitelung. Alle diese Eigenschaften aber muß meiner Ansicht nach jeder Plan haben, der in allen Beziehungen erfolgreich sein soll; und nur solchen Plänen kann und werde ich mich widmen. Ich bin daher gern bereit, die mir bei der erwähnten Operation zugedachte Rolle zu übernehmen, — aber einzig und allein zu dem Zwecke, uns in den Besitz einer kleinen Geldsumme zu setzen, welche uns im Allgemeinen nothwendig ist, und sodann, um Ihnen zu beweisen, daß Sie mir unbedingt vertrauen dürfen. Denn was die mit jenem Gelde auszuführenden Pläne betrifft, so muß ich Ihnen ganz offen gestehen, daß sie durchaus nicht die Eigenschaften habe, welche ich so eben als nothwendig bezeichnete. Sie können nicht nur vereitelt werden, sondern uns auch in die gefährlichsten Conflicte mit der Criminalpolizei bringen. Außerdem gestehe ich auch, daß mir der Besitz desjenigen Theils des Bankvermögens, welches uns nur glücklichenfalls zufallen könnte, für meine Absichten nicht ausreichend erscheint. Ich habe mir eine höhere Mission gestellt, als ein paar Tausend Friedrichsd'ors zu erwerben, und diese alsdann in mehr oder weniger solider Weise wieder durchzubringen. Mir schwebt die Gründung einer Gesellschaft vor, welche sich zur Herrschaft über die Welt emporschwingt. In früheren Zeiten, da noch

der religiöse Glauben die Welt regierte, entstanden zu demselben Zwecke die Jesuiten; und ihr Mittel war die Kirche. Heut, wo es nur einen Cultus des goldenen Kalbes giebt, muß das Mittel zu jenem Zwecke in dem Geldbesitz gesucht und gefunden werden. Die Gesellschaft, deren Begründung und Ausbreitung mir vorschwebt, hat also zu ihrem Ziele den Erwerb des größten Theils von allem auf der Welt vorhandenen Gelde. Wir können dazu allerdings den ersten Grund legen mit dem Gelde der hiesigen Spielbank. Allein Sie dürfen dabei nicht vergessen, daß dies eine bloße Grundlegung, nur der Anfang des Anfanges ist; und daß wir diesen Beginn nicht compromittiren dürfen durch irgend eine Machination, die von Criminalpolizei wegen antastbar ist. — Aus diesem Grunde, meine Herren, schlage ich Ihnen vor, die Pläne des Doctor Böhm zu verwerfen, oder wenigstens doch zu vertagen bis dahin, wo ich Ihnen — was binnen hier und drei Mal vierundzwanzig Stunden geschehen soll, — einen andern Plan zugleich mit den Mitteln zur Ausführung vorlegen kann, einen Plan, der uns etwas langsamer, aber desto sicherer zum Ziele führen wird. Das Geld der Spielbank von Heimburgshöh soll und wird unser sein, aber nur — das vergessen Sie ja nicht! — als Saamenkorn, dessen aufgegangene Frucht das Geld der Welt sein soll! — Sind Sie vor der Hand mit meiner Idee einverstanden?"

Die Gesellschaft hatte die lange Rede des jungen Mannes mit immer wachsendem Interesse angehört. Alle staunten verehrend den weiten Gesichtskreis an, der ihnen über eine industrieritterliche Machination eröffnet worden war; und das Großartige der Idee verfehlte nicht, die allgemeinste und tiefste Wirkung zu machen.

Der Doctor Böhm war der Erste, welcher dieser Empfindung Ausdruck gab, indem er mit edler Selbstverleugnung bekannte, daß er vor einer solchen genialen Anschauungsweise der Verhältnisse die Segel streichen müsse, und dies dadurch bekunden wolle, daß er nicht nur mit seinen Plänen zurücktrete, sondern auch sich und seine Genossen dem Genie des Barons von Hartenfels vollständig zur Verfügung stelle.

Die Männer stimmten in die Versicherung des Doctors freudig ein; und so ergriff denn Felix, der sich durch die bloße Andeutung eines genialen Planes schon zum Haupte einer industrieritterlichen Corporation erhoben sah, zum Schluß nochmals das Wort, indem er sagte:

„Ich danke Ihnen, meine Herren, für das Vertrauen, welches Sie mir fast blindlings bewiesen haben; aber ich verspreche Ihnen zugleich, daß ich es zu rechtfertigen wissen werde. Darum aber leben Sie jetzt wohl. Denn ich habe noch heut zum Zwecke unseres Zweckes eine Unterredung vor, welche mich vielleicht schon morgen in den Stand setzen wird,

Ihnen etwas Näheres über meinen Plan mitzutheilen. — Gute Nacht indeß!"

Mit diesen Worten erhob sich der Redner, drückte jedem der fünf Männer vertraulich die Hand und verließ das cabinet privé, indem er, auf den Corridor getreten, aus dem Gangfenster des Nebengemaches ziemlich deutlich eine schlafsprechende Stimme murmeln hörte: „Cochon! — Cochon! — Boucre de cochon!"

38.

Begegnung.

Unmittelbar nachdem der Baron (unter welchem Titelnamen wir unsern Helden fortan aufführen werden) die Spelunke zum goldenen Hirsch verlassen hatte, schlug er seinen Weg nach dem englischen Hofe ein, wo — wie er wußte — der Russe Logis genommen.

Es war bereits neun Uhr und die Straße ziemlich dunkel, weil es im Rathe der Spielbank-Administration beschlossen worden war, daß sich Heimburgshöh niemals des Segens einer Gasbeleuchtung erfreuen sollte.

Der Grund dafür zeugte von der Vorsicht und — in so weit Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, — auch von der Weisheit dieser Behörde.

Die Stadt würde mit einer Gasbeleuchtung selbstredend nur dann beglückt worden sein, wenn man es angemessen gefunden hätte, die Räume des Kurhauses, also auch die Spielsäle, mit Gas zu beleuchten. Dies aber hätte bei der wohlfürsichtigen Administration die Befürchtung zugelassen, daß eines schönen Abends eine frevelnde oder bestochene Hand die Hauptröhre der Gasleitung schließen und dadurch die Spielsäle plötzlich in Finsterniß versetzen könnte, welche Finsterniß alsdann von den Feinden der Bank oder den Freunden des Geldes leicht zu benutzen war, um sich über die Goldrollen und Bankbillets diebischerweise herzumachen.

Aus diesem Grunde waren die Straßen von Heimburgshöh nur mit einigen dürftigen Oellampen-Laternen erleuchtet, was so viel sagen will, daß sie sehr finster ausschauten.

Daher kam es denn, daß der Baron erst an dem Thorwege des englischen Hofes bemerkte, wie ein zur Abfahrt bereiter herrschaftlicher Wagen davor stand.

Im ersten Augenblicke glaubte er, daß der Russe auf solche Weise Heimburgshöh verlassen wolle. Doch schnell war er eines Bessern belehrt. Denn, von zwei mit Lichtern bewaffneten Kellnern begleitet, traten ein Herr und drei Damen aus dem Thorwege, um unmittelbar darauf ihr Plätze im Wagen einzunehmen.

Der Baron, welcher sah, aber nicht gesehen wer-

den konnte, erkannte in dem Herrn ohne viele Mühe den Banquier Goldmann und in der von ihm geführten einen Dame mit pochendem Herzen — Alma.

Schon wollte er, einer unwillkürlichen Regung folgend, mit dem Ausrufe ihres Namens auf sie zu stürzen, als ihm der Weg vertreten wurde durch die beiden andern Damen, von denen die jüngste mit ihrem seidenen Kleide seinen Rock streifte.

Bei dem Anblicke ihres Gesichts, auf welches die Wagenlaterne einen hellen Schein warf, bemächtigte sich seiner jene zögernde Regung, welche wir im plötzlichen Erblicken von Gesichtszügen empfinden, die uns überaus bekannt sind, ohne daß wir im Augenblick wissen, wann, wo und wie wir mit ihnen in Berührung gekommen.

Die Gedanken des jungen Mannes wurden daher auch sofort gefangen genommen von der sich ihm aufdrängenden Frage: wer doch diese so schöne und elegante Dame sei? Im Grübeln darüber vergaß er Goldmann und Alma, bis der Kutscher in die Pferde hieb, und der Wagen auf dem holprichten Straßenpflaster rasselnd dahin fuhr.

Jetzt hatte er's! Wo war sein Kopf geblieben?! Das war ja dasselbe Gesicht und dieselbe Figur, die schon heute Abend im Concertsaale für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit erregt, bis der Scandal im Spielsaal sie wieder abgezogen hatte. Es war — ganz dicht trat die Scene vor seine Seele! —

die junge Engländerinn, der er vor langer Zeit in einer fernen Stadt das verlorene Hündchen gebracht, und die ihn dafür, daß er englisch sprach, mit einer Goldrolle belohnen gewollt hatte; es war mit einem Worte Miß Anna Edwards!

Aber was wollte Miß Anna Edwards, diese so reiche und elegante Dame, in Heimburgshöh, dem Tummelplatz der Spieler und Courtisanen, und als solcher weit und breit so verrufen, daß man es bei ehrbaren Frauen und Mädchen nicht einmal durch die Gewalt der Neugierde entschuldigte, wenn sie sich verleiten ließen, einmal von der Partie zu sein?! Und wie kam Miß Anna Edwards in die Gesellschaft des Banquiers Goldmann und seiner neuen Maitresse?!

Der Baron war inzwischen in den Thorweg getreten und fragte den Kellner nach der Gesellschaft, die so eben abgefahren war.

Der Kellner kannte weder den Herrn noch die Damen; aber er wußte von ihnen zu erzählen, daß sie gegen Abend in einer Equipage angekommen seien, um den Kursaal zu besuchen; daß sie nach dem scandalösen Schlusse der Bank hier soupirt hätten; daß die eine der beiden jungen Damen, welche die Geliebte des Herrn geschienen, weil sie ihn stets tyrannisirt hätte, voller Zorn gewesen wäre über das ihr zu Wasser gewordene Vergnügen, an der Bank zu spielen; und daß sie sich nicht eher zufrieden gegeben,

als bis der Herr ihr versprochen hätte, über acht Tage wieder hierher zu fahren, damit sie diesem Vergnügen mit aller Muße nachhängen könne; daß endlich noch die andere junge Dame jedem der Kellner einen Friedrichsd'or Trinkgeld gegeben und dadurch den Beweis geliefert hätte, wie sie zu der noblesten Gesellschaft gehören müsse.

Nachdem der Baron der Redseligkeit des Kellners seinen Lauf gelassen hatte, fragte er ihn: ob Herr Morawsky noch hier logire oder vielleicht schon abgereis't sei.

Der Kellner schien sich erst besinnen zu müssen, welcher Sprache und Nation dieser Namen angehöre, da sich die Hôtels in Heimburgshöh mit den oft sehr seltsamen Namen ihrer Gäste wenig zu schaffen machen, und die Kellner sich statt dessen mit der Nationalität zu helfen suchen, indem sie kurzweg von dem Franzosen, dem Engländer, dem Spanier, dem Italiener, dem Holländer, dem Polen, dem Russen und dem Türken reden. Sind mehre von einer Nation vorhanden, so muß ein bezeichnendes Beiwort, wie: der lange, der dicke, der kleine der bärtige u. dgl., die Unterscheidung abgeben, wenn der Titel nicht etwa schon genügt. Was den Deutschen betrifft, so erfreut sich derselbe des Vorzugs, durch seine heimathliche Stadt bezeichnet zu werden, so daß man von dem Grafen aus Wien, dem Baron von Berlin oder dem Freiherrn aus Dresden spricht. —

Unser Held kam demnach dem Gedächtnisse des Kellners zu Hülfe, indem er sagte: „Ich meine den Russen von heut Abend.“

„Ach, den!“ erwiederte der Kellner. „Ja, das ist eine eigene Sache mit dem! Die Polizei hat ihn aus der Stadt gewiesen —“

„Wie, er ist schon fort?“ fiel der Baron mit einer Stimme ein, welche bewies, daß sie aus einer mit der Zerstörung ihrer Hoffnungen bedrohten Brust kam.

„Lassen Sie mich nur ausreden, Herr Baron!“ entgegnete der Kellner. (Da er den Frager nämlich nicht kannte, so gab er ihm denjenigen Titel, der in Heimburgshöh als das Minimum der Fremden-Titulatur galt.) „Ich sage, die Polizei hat den Russen von heut Abend ausgewiesen. Allein anstatt nun die zwei Zimmer, die er inne hat, zu räumen, hat er noch zwei andere daneben liegende dazu gemiethet, so daß er nun in vier Zimmern wohnen wird.“

„Daran erkenne ich den Mann, den ich brauche!“ murmelte der Baron vor sich hin.

In diesem Augenblicke trat Morawsky in den Thorweg. Er hatte sich von der Orgie im Hôtel Fréron weggestohlen, als dieselbe anfing, zu zügellos zu werden, und drückte seine höchste Freude aus, als er den Baron von Hartenfels seiner warten fand.

„Kommen Sie, mein Freund,“ nahm er sogleich das Wort, indem er seinen Arm in den des Barons legte. „Auf meinen Zimmern finden wir vortreff-

liche Cigarren; und da uns der Kellner," — er wandte sich gegen diesen — „sogleich einen tüchtigen Champagnerpunsch hinauf besorgen wird, so wird es uns an den materiellen Requisiten einer traulichen Unterhaltung nicht fehlen. — Wir haben viel zu sprechen, nicht wahr?"

„Sehr Vieles und Wichtiges!" entgegnete der Baron leise, während der Kellner sich entfernte.

Die beiden Männer stiegen die Treppe hinauf und machten es sich in den Zimmern des Russen so gemüthlich wie möglich.

Nachdem der Kellner den Punsch gebracht hatte, verschloß Morawsky die Thür; und es begann nun zwischen den Beiden eine Unterhaltung, von der wir vor der Hand nichts hören, deren Resultate uns aber bald bekannt werden sollen.

39.

Ein Coup sûr.

Am andern Morgen gegen elf Uhr sah man ein emsiges Treiben in den Vorhallen des Spielsaals, wo die Spieler durcheinander wogten oder sich in Gruppen besprachen.

Die Bank wurde wieder geöffnet, indem sie ihre Geldkräfte auflegend entwickelte; und Jedermann war

begierig, was die gestrige Unterbrechung heut für Folgen haben werde.

Dazu hatte sich seit einer Stunde das Gerücht verbreitet: die Gesellschaft der hohen Herren im goldenen Hirsch sei avisirt worden, daß ihre neu verschriebenen Geldmittel, eine Million Francs stark, heut oder morgen anlangen würden, und daß somit die Etablirung einer ungeheuren Contrebank bevorstehe.

In der That sah man auch die bezeichneten Herren, die man noch nicht genau kannte, zusammen stehen unter den verschiedenen Gruppen, während der Doctor Böhm und Baron Hartenfels, in ihrer Mitte den kleinen Franzosen Guillaume, im eifrigen Gespräche auf und nieder gingen. Guillaume schwamm in einem Meere von Entzücken, denn man verhandelte mit ihm über die Anwendung seines unfehlbaren Systems für die neue Contrebank.

Nur fand er es sonderbar, daß man ihm statt eines Antheils am Gewinne ein tägliches Fixum von zwei Friedrichsd'ors proponirte, woraus er schließen wollte, daß man in sein System mehr Vertrauen setzte, als er selbst zu haben gewagt hatte

Auch Baron Protzen, der niemals fehlte, wo es ein Gespräch über das Spiel gab, war vorhanden, indem er bald zu dieser, bald zu jener Gruppe lief, um zu erfahren, wie es sich denn mit der neuen Contrebank eigentlich verhalte, und ob er sich nicht

daran mit hundert Gulden betheiligen könne, als dem besten Mittel, wieder herauszukommen.

Der Major Bitterfeld bildete eine Gruppe für sich, indem er mit dem ernstesten Gesichte von der Welt in großen Schritten die Reihen der Spieler durchschritt und am Ende seines Courses jedes Mal mit militairischem Aplomb Linksumkehrt machte. Er schien mit sich selbst eine wichtige Zwiesprach zu halten, wie man es an Leuten sieht, welche mit einem großen Entschlusse schwanger gehen. Seine Lippen bewegten sich unmerklich und ließen kaum ein leises Gemurmel verschiedenartiger Worte hindurch. Es war zu erkennen, daß er nicht „fabelhaft!" sagte. Die Sache mußte also sehr ernst sein.

Die Gräfinn Nesseloff war nicht vorhanden. Eben so wenig sah man den Russen, an den übrigens schon Niemand mehr dachte, da das Interesse für ihn, der dem gestrigen Tage angehörte, bereits verschwunden war vor dem größern Interesse, welches sich an die bevorstehende Contrebank knüpfte.

Endlich hatte die Bank das Geschäft des „Auflegens" beendet. Die Spieler betraten den Saal; der Croupier des Trente-un, welcher den Talon gemischt hatte, rief: „La première taille, Messieurs!" und der Croupier des Roulette, der die Kugel warf, begleitete dies mit seinem: „A la première, Messieurs!"

Das Spiel nahm seinen Anfang, als ob gestern nicht das Geringste vorgefallen wäre; aber Jedermann zögerte, sich in sein Spiel zu vertiefen, da man glaubte, es müsse erst noch was Besonderes passiren.

Und siehe da! es passirte etwas Besonderes.

Von der Mitte des Saales her erscholl plötzlich eine schöne, klangvolle Stimme, welche im besten Französisch an den Chef der Partie die laute Frage richtete: wie hoch die Bank über ihr gewöhnliches Maximum hinaus Sätze annehmen werde, wenn man sie mittels einer Contrebank angreifen wolle. —

Alles sah auf, um den Frager zu betrachten, der den Meisten ganz unbekannt schien.

Wir aber erkennen in ihm den Baron von Hartenfels, welcher noch gestern Abend eine ganz obscure Persönlichkeit gewesen war, von diesem Augenblicke an aber der Centralpunkt wurde, auf welchen sich alle Blicke richteten. — Dies mußte der Chef der Contrebank sein, welche mit einer Million Francs operiren wollte.

Er war mithin der Gegenstand der unbedingtesten und unbegrenztesten Verehrung von Seiten der Spieler und einer gewissen scheuen Hochachtung von Seiten der Bank.

Keine Seele besaß eine Ahnung davon, daß der junge Mann, welcher nach dem höchsten Satze fragte, in demselben Augenblicke keinen Gulden in der Ta-

sche hatte! — Aber allgemein gespannt war man auf die Antwort, welche der Partie-Chef auf die Frage geben würde.

Dieselbe lautete:

„Mein Herr! die Bank gestattet allerdings für besondere Fälle eine Erhöhung des Maximums, aber nur nach vorheriger Berathung der gesamten Administration. Wollen Sie mir daher sagen, wie hoch Sie zu gehen wünschen, so will ich der Administration den Antrag vorlegen."

„Ich beabsichtige," erwiederte der Baron, „pro Chance bis zur Höhe von 400,000 Francs zu gehen."

Alle Spieler gaben Zeichen des höchsten Erstaunens und der größten Bewunderung von sich; denn ein solcher Satz war seit Spielergedenken noch nicht erhört worden.

Es gab nur zwei Personen, welche diese Sache als das gleichgiltigste Ding von der Welt anzusehen schienen. Diese waren der Baron selbst, welcher eine Miene machte, als wollte er sagen: „Oder auch 800,000 Francs, wenn man will!" und der Partie-Chef, der es der Würde der Bank schuldig zu sein glaubte, vor einer Anzahl von Nullen mehr oder weniger nicht zurückzubeben.

„Wann kann ich Resolution haben?" fragte der Baron.

„Morgen früh!" lautete die Antwort.

„Gut!" gab der Baron zurück; „warten wir bis morgen."

Damit wandte er sich, um im Saale auf und ab zu promeniren, gefolgt von den ehrfurchtsvollen Blicken der Gesellschaft, die nur nach und nach durch das verlockende „Faites votre jeu, Messieurs!" der Croupiers von dem Gegenstande ihrer Hochachtung ab und zu dem Gegenstande ihres hiesigen Lebenszweckes, dem grünen Tische, hingezogen wurden.

Allmälig war das Spiel wieder in dem gewohnten Gange.

Es gab nur wenige Personen, die daran blos als Zuschauer Theil nahmen; und dennoch waren die Tische dicht umdrängt.

Der Graf von Wrsowecz und der Ritter von Waldenburg standen unscheinbar am Trente-un, der Freiherr von Schwarzschild und der Baron von Staël eben so am Roulette.

Der Doctor Böhm und Baron Hartenfels gingen neugierig bald an den einen, bald an den andern Tisch.

Guillaume, der kleine Franzose, stand trotz der ihm bei der Contrebank eröffneten Aussichten an seinem gewohnten Platze und stichelte, um wo möglich noch einen etwa übersehenen Fehler in seinem unfehlbaren System zu entdecken.

Baron Protzen, am Roulette mit seinen Guldenstücke pointirend, erklärte seinem Nachbar, daß er

bereits drei Gulden gewonnen habe und daß er eigentlich „abschneiden" müsse; daß er aber — da das Geschäft gestern unterbrochen worden und er von gestern noch nicht heraus sei — nothwendigerweise noch zwei Gulden gewinnen müsse, weshalb er noch nicht abschneiden könne.

Es ging, wie gesagt, Alles den gewöhnlichen Gang, mit einziger Ausnahme des Majors, in welchem sich heut eine schreckliche Reaction zeigte.

Denn nachdem er eine ganze Zeit lang am Trente-un-Tische gestanden hatte, ohne zu setzen, zog er heimlich, als ob er seine Kühnheit nicht sehen lassen wollte, einen Friedrichsd'or aus der Westentasche und setzte ihn ganz und voll auf rouge.

Die Chance gewann.

Man schob von Seiten der Bank einen Friedrichsd'or hinzu; und der Major — es mußten große Dinge in ihm vorgehen! — ließ beide Goldstücke für den nächsten Coup stehen.

Wieder gewann rouge.

Die Bank schob zwei weitere Friedrichsd'ors hin; und der Major — man hätte an das Stillstehen der Erde glauben sollen! — ließ alle vier Goldstücke zum nächsten Coup stehen, ohne sie nur anzurühren.

Diesmal gewann noir; die vier Goldstücke wurden von der Bank eingezogen; aber der Major nahm heimlich einen neuen Friedrichsd'or aus der Westentasche, um das Spiel zu wiederholen.

Es stand außer allem Zweifel, daß sich der Major heut Morgen einen großen Entschluß von der Seele abgerungen hatte, höchst wahrscheinlich in Folge der Bemerkung, die ihm gestern Abend im Hôtel Fréron von einem der Spieler gemacht worden war.

Der Major hatte zwar diese Bemerkung als einen schlechten Witz bezeichnet; aber er hatte offenbar heut Morgen nach vollendetem Katzenjammer darüber nachgedacht und dabei gefunden, daß die Bemerkung nicht so ganz ohne war.

Die Gesellschaft wußte zwar von seinem desfallsigen Entschlusse Nichts, ahnte auch nicht im mindesten sein neues Vorhaben, weil sie gewohnt war, sein uninteressantes Spiel mit den monotonen Zweiguldenstücken nicht weiter zu beachten. Wir dagegen, die wir in der Seele des Majors lesen (so weit bei einem Spieler überhaupt von einer Seele die Rede sein kann,) — wir wissen, daß der große Plan des Majors darin bestand, durch das ruhige Stehenlassen des getroffenen Satzes eine Serie von 10 Coups zu suchen, wodurch er — wenn er mit einem Friedrichsd'or begann und die Serie eintrat — 1023 Friedrichsd'ors, also über 10,000 Gulden oder 20,000 Francs, auf einmal gewinnen mußte.

Denn so nur schien ihm die Möglichkeit gegeben, sein viertes und letztes Rittergut zu retten, auf welches er sich alsdann, dem Spiele für immer entsagend, zurück ziehen wollte.

Wir sind ganz außer Stande, zu sagen, ob der Major, falls ihm sein Plan gelang, diesen letzteren lobenswerthen Entschluß wirklich ausgeführt haben würde.

Wir haben sogar alle Ursache, daran zu zweifeln, da uns noch kein Beispiel bekannt ist, daß ein dem Spielteufel Verfallener jemals den Krallen dieses niederträchtigsten aller Satansgebilde wieder entschlüpft wäre.

Allein da es doch immer eine Möglichkeit gewesen wäre, so müssen wir höchlich bedauern, daß sich ein Zwischenfall ereignete, der dem Major die Ausführung seines Entschlusses geradezu unmöglich machte.

Er hatte im Suchen seiner Serie bereits 60 Friedrichsd'ors verspielt und eben das letzte seiner Goldstücke auf rouge gesetzt. Da endlich schien die lang ersehnte Serie zu kommen; denn bereits sechs Mal hintereinander hatte rouge gewonnen, und der Goldhaufen war bereits auf 64 Friedrichsd'or angewachsen.

Ohne sich zu rühren, stand der Major davor und stierte auf seine Masse.

Noch ein Mal fielen die Karten: oben 34 Points, unten 33; rouge hatte zum siebenten Male gewonnen, und die Bank schob 64 Friedrichsd'ors zu der Masse, so daß dieselbe jetzt 128 Friedrichsd'ors betrug.

Noch drei Coups rouge, und der Major hatte seinen Zweck erreicht.

Schon ergriff er eines der kurzen Rateaux, welche

zum Gebrauch der Spieler auf dem Tische liegen, um sich zum Einscharren seines Geldes fertig zu machen. Schon rief der Croupier für den neuen Coup sein „Faites votre jeu, Messieurs!“ als plötzlich eine Hand auf dem Tische erschien und mit einem geschickten Griffe die 128 Friedrichsd'ors einstrich!

„Zum Teufel, mein Herr!“ schrie der Major, indem er sich anschickte, seine Masse der fremden Hand zu entreißen; „wie kommen Sie dazu, mein Geld zu nehmen?“

„Pardon Monsieur!“ entgegnete der Baron Hartenfels, der sich des Geldes bereits bemächtigt hatte, mit der Ruhe eines noblen Charakters; „das Geld ist mein, denn ich habe hier einen Friedrichsd'or auf rouge gesetzt und die Masse sieben Mal stehen lassen.“

Der Major schäumte vor Wuth.

„Das ist eine Lüge!“ schrie er, die Fäuste ballend. „Das Geld ist mein! mein! und ich will es heraus haben!“

Es gab einen furchtbaren Tumult. Der Croupier zögerte, den nächsten Coup abzuziehen, und der Partie-Chef kam eiligst herbei gelaufen, um den Streit zu schlichten.

„Wem gehört die Masse, meine Herren?“ fragte er im Kreise umher.

„Offenbar dem Herrn hier!“ antwortete der Doctor Böhm, „denn der Herr Major setzt ja bekanntlich nie mehr als ein Zweiguldenstück.“

„Aber heute — —“ fiel der Major ein.

Doch der Partie-Chef unterbrach ihn, indem er ihm erklärte, der fremde Herr werde natürlich die Masse gesetzt haben, da er ja derselbe sei, welcher noch über das Maximum hinaus setzen wolle.

„Zum Teufel, nein!“ schrie der Major. „Ich habe den Friedrichsd'or gesetzt, um zehn Mal stehen zu lassen.“

Der ganze Kreis lächelte ungläubig.

„Hat Jemand gesehen, daß der Herr hier gesetzt hat?“ fragte der Partie-Chef die Galerie.

„Ja, ich habe es gesehen!“ bezeugte der Graf Wrsowecz.

„Ich auch!“ fügte der Ritter von Waldenburg hinzu.

„Bon! bon!“ sagte der Partie-Chef, indem er sich vor dem Baron verneigte; „das Geld ist Ihnen!“

„Ich verlange mein Geld!“ brüllte der Major. „Untersuchung! Untersuchung!“

„C'est arrangé, Monsieur! C'est fini!“ erklärte der Partie-Chef, und damit war jedes Recht auf einen weiteren Recurs abgeschnitten.

Da der Major plötzlich ruhig geworden schien, so zog der Croupier weiter ab. Es gewann abermals rouge, dann nochmals rouge und dann wiederum rouge.

„Zehn Mal Roth!“ schrie hier der Major plötzlich wieder auf. „Und man hat mir mein Geld gestohlen!

Ich hätte 20,000 Francs gewonnen! Fabelhaft! fabelhaft! Man hat mir 20,000 Francs geraubt! Betrüger! Diebe! Räuber!" —

Da erschienen auf den Wink des Partie-Chefs drei handfeste Diener in Livree, um den Major zum Saale hinauszuführen.

Seltsamerweise leistete der Ergriffene nicht den geringsten Widerstand.

In dem Augenblicke, da ihn die rohen Hände der Spielbank-Domestiken berührten, hörte er auf zu toben, senkte den Kopf zur Erde und ließ nur seine Augen mit unheimlichem Glanze über die Gesellschaft schweifen.

Er ging, an jedem Arme von einem der Diener geführt, langsamen Schrittes aus dem Saal durch das Entrée-Zimmer, und da er sich nun so völlig ruhig verhielt, glaubten die Diener ihre Pflicht erfüllt, indem sie ihn um so eher losließen, als er die Thür zur Retirade öffnete, wohin sie Anstands halber ihm nicht folgen zu dürfen glaubten.

Im Saale hatte das Spiel indessen wieder seinen Fortgang genommen, denn dergleichen Intermezzo's, die fast täglich vorkamen, störten das „Geschäft" in der Regel nicht länger, als sie dauerten.

So mochte eine Viertelstunde verflossen sein, als die Gesellschaft mit einem Male überrascht wurde von den mit musikalischem Tact und Rythmus aus-

gestoßenen Worten: „Zwan — — zigtausend Francs! Fabelhaft! fabelhaft! fabelhaft! fabelhaft!“

Alles blickte erstaunt in die Höhe.

Es war der Major, völlig eingehüllt in eine der grünen Decken, mit welchen die Spieltische Abends belegt wurden, und welche — da sie aus ehemaligen Spieltischbezügen bestanden — das ganze Tableau des Roulette mit allen Nummern und Chancen enthielten.

Indem der Major einen solchen Teppich um sich geschlagen hatte, war er hinten und vorn bedeckt mit gelben Strichen, Nummern und Wörtern. In seiner rechten Hand hielt er ein kleines Rateau, mit dem er wie mit einem Tactstock im Viervierteltact durch die Luft fuhr und so seine beständig wiederholten Worte dirigirte: „Zwan — — zigtausend Francs! Fabelhaft! fabelhaft! fabelhaft! fabelhaft!“

Der erste Eindruck, den diese Erscheinung auf die Gesellschaft machte, war ein durchaus komischer. Alle Welt, die Croupiers mit inbegriffen, brach in ein unmäßiges Gelächter aus.

Als sich aber der Major mitten in den Saal postirt hatte, dort wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, seine stieren Augen auf das Trente-un richtete und immer von neuem wieder sein: „Zwan — — zigtausend Francs! Fabelhaft! fabelhaft! fabelhaft! fabelhaft!“ ableierte, da bemächtigte sich der Anwesenden allmälig jenes Grauen, welches wir bei der plötzlichen Erscheinung eines Wahnsinnigen em-

pfinden, und aus verschiedenen Kehlen ertönten die Worte: „Um Gotteswillen, der Major ist verrückt geworden!"

Einige der Diener stürzten auf den Wink des Partie-Chefs auf den Unglücklichen zu, um sich seiner zu versichern, bei welchem Beginnen die entschlossensten der Spieler sie zu unterstützen eilten.

Allein der Major riß sich mit der Kraft des Wahnsinns von ihnen los, und indem dadurch seine Gestalt des Teppichs entkleidet wurde, stand er plötzlich mitten unter der glänzend toilettirten Gesellschaft in dem Costume Adams vor dem Sündenfalle.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens ertönte aus dem Munde der anwesenden Damen, die sich eiligst in die Nebenzimmer flüchteten.

Der wahnsinnige Major aber sprang mit der Behendigkeit einer Gemse mitten auf den Tisch des Trente-un in die Geldhaufen hinein und schrie mit gräßlicher Stimme:

„Wollt Ihr mich noch weiter ausziehen, Ihr Bestien?! — Faites votre jeu, Messieurs! — Zieht mich doch noch weiter aus, Ihr Vampyre! — Faites votre jeu, Messieurs! — Zieht mir auch die Haut noch ab! — Faites votre jeu, Messieurs!"

Und jedes Mal war diese französische Croupier-Phrase mit einem höhnischen, fast wiehernden Gelächter begleitet.

Die magere, skelettartige, nackte Figur des Un=

glücklichen gab ein grausenerregendes Bild; sein wild verzerrtes Gesicht mit den rollenden und doch wieder stieren Augen flößte Schauder ein. Niemand schien den Muth zu haben, sich des Wahnsinnigen zu bemächtigen. Und erst als er nach fortgesetztem convulsivischen Lachen erschöpft zusammensank, wagten sich die Diener heran, um ihn in einen der schönen Fußteppiche des Saales so einzuwickeln, daß er weder Arme noch Beine rühren konnte.

Man trug ihn sodann hinaus, legte ihn in einen Fiacre und fuhr ihn nach seiner Wohnung, wo er der Obhut des Arztes und der Wache eines herbeigeschafften Wärters übergeben wurde.

Im Saale ging das Spiel wieder seinen gewohnten Gang. Der kleine Guillaume stichelte ruhig weiter. Baron Protzen war so tief hineingefallen, daß er die Hoffnung aufgab, wieder herauszukommen. Die entflohenen Damen hatten sich allmälig wieder eingefunden. Die Croupiers murmelten sich untereinander Witze zu über den nackten Major, und die Mouchards schlichen um die Tische herum. —

Am Nachmittage desselben Tages erfuhr man, daß der Major in die Irrenanstalt des benachbarten Landes gebracht worden sei. Es gab nämlich in Heimburgshöh selbst eine solche nicht, — vermuthlich weil der kleine Ort vollkommen genug hatte an demjenigen Narrenhause, welches man euphemistisch das Kurhaus nannte.

40.

„Gut für 400,000 Francs."

„Morgen werden wir diese viermalhunderttausend Francs haben!"

Mit diesen Worten hatte der Russe in vergangener Nacht das Gespräch beendet, in welches wir ihn mit dem Baron von Hartenfels vertieft gefunden.

In diesem Gespräche mußten viele und wichtige Dinge Gegenstand einer gründlichen Unterhandlung gewesen sein; denn es hatte erst Morgens um 3 Uhr sein Ende erreicht, und zwar damit, daß der Russe dem Baron eine gänzliche Hingabe an dessen Pläne und dessen Autorität bewies.

Der Russe hatte also, wie gesagt, zum nächsten Tage die Summe von viermalhunderttausend Francs zu haben versprochen. Er hatte es in einer Weise gethan, welche den Baron nicht im Geringsten an der Bewahrheitung des Versprochenen zweifeln ließ.

Und dennoch besaß der Russe, als er das Versprechen gab, kaum mehr Geld als der Baron, von welchem wir wissen, daß er gar Nichts besaß.

Aber der Russe hatte in dem Gespräche mit dem Baron erfahren, daß sich die Gräfinn Nesseloff in Heimburgshöh befand, und dieser Umstand hatte ihn bestimmt, das Versprechen zu geben.

Hoffte er, bei der Gräfinn ein landsmannschaftliches Anlehen machen zu können?

Kaum! Denn der Baron hatte ihm zugleich gesagt, wie geizig die Dame in allen Dingen sei, die nicht ihr Spiel an der Bank und ihre übrigen Lebensgenüsse betrafen. Sie hatte sich vor kurzem sogar geweigert, hundert Gulden zu einer Collecte beizusteuern, die von einigen Russen veranstaltet worden war, um einen Landsmann aus dem Schuldarreste zu befreien, in den ihn sein Schneider geworfen hatte.

Und dennoch — — —

Doch wir werden sogleich sehen, in wie weit Morawsky Ursache hatte, auf die Gräfinn Nesseloff zu bauen. —

Um dieselbe Zeit, da die im vorigen Kapitel erzählten Ereignisse sich im Kurhause zutrugen, begab sich in dem Hause der Gräfinn (sie hatte sich ein eigenes ganz nach ihrem Geschmacke erbauen lassen) folgende Scene:

Die Gräfinn war so eben dem Bade entstiegen und lag in einem üppig eingerichteten Boudoir auf einer Ottomane halb bekleidet. Die Formen ihres Körpers, den sie durch alle möglichen kosmetischen Mittel zu conserviren suchte, konnten einer gewissen Klasse von Liebhabern noch immer für verführerische gelten. Aber diese Liebhaber würden durch den Anblick derselben nur die Qualen unbefriedigter Sehnsucht erworben haben, denn die Gräfinn hatte all und jeden

Sinn für die Liebe verloren, wenigstens für die Liebe zum andern Geschlecht.

Dagegen ging ein Gerücht um, das da behauptete, die Gräfinn sei jeden Tag von der Zeit des Diners, also von fünf Uhr Nachmittags an, in dem Zustande eines selbstgenügsamen Rausches, der sie an ihr Zimmer fessele.

Unter der zahlreichen, aus jungen Mädchen aller Nationen bestehenden Dienerschaft der Gräfinn befand sich kein einziges männliches Wesen, mit alleiniger Ausnahme des Kutschers, der aber in ihrem Hause weder wohnen noch verkehren durfte.

Fremde Männer, welche mit ihr aus irgend einem Grunde zu verhandeln hatten, durften zwar ganz ungehindert das Haus betreten, aber sie wurden mit derjenigen Rücksichtslosigkeit behandelt, welche die vornehmen Römerinnen der Kaiserzeit gegen ihre männlichen Sklaven an den Tag legten, indem sie den Grundsatz verkündeten, daß ein Sklave kein Mann sei.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die Gräfinn nicht im Geringsten daran dachte, ihre Toilette den Gesetzen der Sittlichkeit anzupassen, als ihr das sie bedienende Kammermädchen meldete, es sei ein Mann draußen, welcher sie zu sprechen wünsche.

Die Gräfinn rührte sich nicht einmal aus ihrer Lage, als sie durch eine Bewegung mit dem Kopfe zu verstehen gab, daß der Mann eintreten könne.

Kaum war dies indeß geschehen, und kaum hatte die Gräfinn den Eingetretenen mit ihrem Blicke erfaßt, so sprang sie, von einer unwillkürlichen Regung getrieben, in die Höhe, indem sie ausrief:

„Pawlowitsch! — — O, ich wußte es ja schon seit gestern!"

„Ja, Olga Feodorowna, ich bin es!" erwiederte Morawsky, denn er war der Mann. „Ist Dir mein Anblick unangenehm?"

Die Gräfinn sank in die Ottomane zurück, indem sie die Hand über ihre beiden Augen legte.

„Ich hätte gewünscht," sagte sie nach einer Pause, „Dich nicht wieder zu sehen."

Das Kammermädchen erhielt einen Wink, das Zimmer zu verlassen.

Als dies geschehen und die Thür wieder geschlossen war, fuhr die Gräfinn fort:

„Dein Anblick erweckt in mir die Erinnerungen, welche ich mich nun schon seit so vielen Jahren bemühe, in ewige Vergessenheit zu versenken. O, es gelingt mir auch. Denn was mir das Spiel von Denkkraft übrig läßt, vertilgt der Wein. Warum rüttelst Du mich aus dem wohlthätigen Rausche auf? Was willst Du hier an dem Orte des Lasters, und was willst Du bei mir?"

„An diesen Ort des Lasters hat mich ein böser Dämon geführt, Olga Feodorowna; und zu Dir komme ich, weil ich mich rächen will."

„Rächen? — an mir?“

„An Dir, Herrinn? Wie kommst Du auf solchen Gedanken? Bin ich Dir nicht ewig dankbar? Hast Du mich nicht für den kleinen Dienst, den ich Dir leistete, oder vielmehr für die treue Bewahrung Deines Geheimnisses fürstlich belohnt?“

„O, schweig davon, Pawlowitsch!“

„Nein, ich darf nicht davon schweigen, Herrinn, damit Du nicht denkst, ich habe Deine Wohlthaten vergessen, indem ich komme, um Deine Güte zu mißbrauchen. Aber ich will nur von diesen Wohlthaten reden und nicht von Dem, was Dich zu ihnen bewog. — Ich war Dein Leibeigener; und Du hast mir die Freiheit geschenkt. Ich war ein armer Mensch; und Du gabst mir Geld, daß ich den Grund legen konnte zu einem einträglichen Gewerbe. Ich bin dadurch wohlhabend geworden, und man könnte mich sogar reich nennen. Gestern wenigstens war ich es noch. Heut besitze ich nur noch mein Grundstück in Archangel, das etwa den Werth der Summe hat, welche ich gestern hier an der Bank verlor, oder besser gesagt, um welche mich die Bank bestohlen hat.“

„Ich weiß! ich weiß!“

„Nun wohl, Olga Feodorowna; da Du das weißt, so wirst Du auch wissen, daß ich mich rächen muß, rächen an diesem räuberischen Institute, das üppig und verlockend ist, wie der Vorhof zur Hölle, und Leib und Seele verderbend, wie die Hölle selbst.“

„Du willst Dich an der Spielbank rächen, mein armer Pawlowitsch? Wie wirst Du das anfangen?“

„Ich kenne das Mittel seit dieser Nacht. Erlaß es mir, Dir es mitzutheilen; denn es ist nicht mein Geheimniß allein; und Du weißt, daß ich fremde Geheimnisse zu bewahren verstehe.“

Die Gräfinn seufzte.

„Täuschest Du Dich auch nicht, mein armer Pawlowitsch? Man ist hier in so vielen Selbsttäuschungen befangen.“

„Ich bin meiner Sache gewiß, Herrinn. Sonst würde ich mich ja der Gefahr aussetzen, in meiner eigenen Schlinge gefangen zu werden; und dann wäre der letzte Betrug ärger als der erste.“

„Nun, und weiter?“

„Um mich zu rächen, Feodorowna, bedarf ich Deiner Hilfe.“

„Rede!“

„Zuerst mußt Du es durch Deine Verwendung dahin bringen, daß man die Maßregel widerruft, welche man über mich verhängt hat. Ich soll nämlich die Stadt verlassen.“

„Wenn es weiter Nichts ist, Pawlowitsch, so bleibe nur ruhig hier.“

„Ja, es ist aber noch etwas Anderes.“

„Nun?“

„Du müßtest mir 400,000 Francs leihen.“

„400,000 Francs?“

„Ist das viel — für Dich? Ich glaube, es ist weniger, als Du jedes Jahr diesen Hunden von Spielern zu gewinnen giebst.“

„Aber sie geben mir dafür den Rausch des Spiels, diesen Rausch, der mir nothwendig geworden ist, um — vergessen zu können! Und Du, Pawlowitsch, — Du erinnerst mich —“

„Leih' mir das Geld, Herrinn; und ich werde in kurzer Zeit Deinen Blicken und Deiner Erinnerung entschwunden sein. Jetzt muß ich bleiben, denn ich habe mich zu rächen; und bei Gott dem Gewaltigen! ich will und werde mich rächen. Aber in einigen Wochen, in zwei Monat höchstens wird das Werk gethan sein; und ich werde mich wieder im kalten Norden unter meinen Pelzen vergraben. — Reise während dieser Zeit, Feodorowna; mach' den Versuch, ob die schöne grüne Natur nicht wirksamer ist für das Vergessen, als der ekle grüne Tisch; und wenn Du wiederkommen mußt, so wirst Du wenigstens mich nicht mehr finden.“

Die Gräfinn blieb einige Zeit in Nachdenken versenkt.

Dann erhob sie sich plötzlich, als hätte sie einen schweren Entschluß gefaßt.

„Gut, ich werde reisen! noch heut! Das war eine vortreffliche Idee, Pawlowitsch. Schade, daß ich keine römische Katholikinn bin! Ich würde nach Rom zum Papste pilgern, und ihm das Gelübde

ablegen, nicht mehr — zu spielen, wenn er mir dagegen — — Doch was rede ich da? — Ja so, Du willst Geld haben, 400,000 Francs nicht wahr?"

„Ja, Herrinn."

„Wann?"

„Noch heut."

„Unmöglich, Pawlowitsch! unmöglich! Ich habe eine so bedeutende Summe nicht hier. Du mußt warten, bis ich sie von Petersburg beziehen kann."

„Herrinn, ein einfaches Blättchen Papier mit Deiner Unterschrift genügt mir."

„So? meinst Du? Nun, das ist ja gut."

Die Gräfinn begab sich an einen kleinen Schreibtisch und suchte nach Papier. Da sie sehr wenig schrieb, fand sich gerade keines vor. Aber es lagen auf dem Tische zerstreut einige Markirkarten der Bank, deren hintere Seite weiß war. Die Gräfinn ergriff eine solche Karte und schrieb auf die Rückseite mit Bleistift:

„Gut für vier Mal hundert Tausend Francs. — Olga, Gräfinn von Nesseloff.

Sie reichte ihrem ehemaligen Leibeignen die Karte hin.

„Hier, Pawlowitsch, hast Du, was Du wünschest. Du brauchst mir die Summe nicht wieder zu geben; denn ich werde sie ersparen, indem ich ein ganzes Jahr nicht spiele. Du hattest Recht, ich werde reisen, und mich dadurch vielleicht wohler fühlen. — Mache

mit dem Gelde, was Du willst; aber — verspiele es nicht. Ich würde es Dir nicht ein zweites Mal geben, weil ich sonst in den Verdacht käme, als ließe ich mich moralisch zwingen; hörst Du? — Und nun leb' wohl! Ich wünsche Dir Glück zu Deinem Vorhaben! Ich wünschte, daß es Dir gelänge. Denn siehst Du: ich hasse diese Bank nicht minder als Du, trotzdem ich sie durch mein Spiel förmlich erhalte; und wenn sie eines Tages vernichtet würde, so würde ich die Summen, die ich jährlich an sie verliere, den Armen aussetzen. Jetzt kann ich es nicht, so lange dieses scheußliche Institut mich in seinen Netzen hat. O, wie schlecht wird der Mensch durch das Spiel! Bete für mich, Pawlowitsch, bete für mich!" —

Morawsky hatte sich seiner ehemaligen Leibherrinn zu Füßen geworfen, als er sie so seltsam sprechen hörte. Es kam ihm vor, als ob er noch immer ihr Leibeigner sei; und so berührte er denn mit einem ehrfurchtsvollen Kusse den Pantoffel Derjenigen, die ihm schon vor fast dreißig Jahren die Freiheit geschenkt, und ihm noch heut einen abermaligen Beweis ihrer Großmuth gegeben hatte.

Dann erhob er sich, um zu gehen.

„Hast Du vielleicht" — rief ihm die Gräfinn nach — „jemals erfahren, was — —"

Morawsky war stehen geblieben und horchte auf.

„Doch nein! nein!" fuhr die Gräfinn fort, indem sie eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte,

die da bedeutete, daß der Zögernde schnell gehen solle. — „Es ist ja unmöglich, und ich will auch Nichts davon wissen!“ —

Hierauf sank sie wieder, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in die Ottomane zurück.

Morawsky verließ das Boudoir.

Am Abende dieses Tages, der bereits ein seltsames Ereigniß, den Wahnsinn des Majors von Bitterfeld, erzeugt hatte, erzählte man sich in der Stadt als interessanteste Neuigkeit: Die Gräfinn Nesseloff sei abgereis't, und man glaube sogar für immer. —

41.

Ein gesinnungsloser Wucherer.

Zwei unverträglichere Gegentheile fand die Natur in ihrem Umkreis nicht, als die beiden Heimburgshöher Banquiers oder Geldwechsler Mainzer und Silberschmidt. Der Erstere war nach Sprache und Aeußerem ganz Jude; der Letztere hatte in Beidem keine Spur davon.

Aber während Dieser seinem Character und seiner Handlungsweise nach als der vollwichtig ausgeprägte Sohn Israels erschien, konnte Jener dem besten Christen der Welt zum Muster dienen.

Es ist wahr, sie galten Beide als Wucherer;

allein auch in dieser Beziehung fand zwischen ihnen ein sehr wesentlicher Unterschied statt. Silberschmidt betrieb den Wucher um des puren Gewinnes willen, also aus crassem Egoismus; Mainzer betrieb ihn nach einer Art moralischer Methode.

Silberschmidt sah bei seinen Geschäften auf die größere oder geringere Verlegenheit Desjenigen, der sich an ihn wendete und maß danach seine Procente ab; Mainzer sah auf den Zweck, zu welchem man das Geld brauchte. Hatte er es mit einem armen Familienvater, einem zurückgekommenen Handwerker oder einem bedrohten Geschäftsmanne zu thun: so konnten diese ihm zehn Procent bieten, und er nahm höchstens fünf, wenn er nicht etwa ohne alles Interesse half. Nahm ihn aber Jemand in Anspruch, welcher an der Bank spielte oder — was in Mainzer's Augen dasselbe war — sein Geld an die Bank verschleuderte: dann hätte in der Art, wie er zu drücken verstand, selbst Silberschmidt noch von ihm lernen können.

Das war nun einmal sein Princip.

„Es ist besser," pflegte er zu sagen, „daß ich das Geld dieser lasterhaften und leichtsinnigen Spieler erhalte, als daß es die Bank verschlingt. Was hälfe es diesen Thoren, wenn ich ihnen für eine Busennadel 15 Louisd'ors statt 10 gäbe? Sie würden die 5 Louisd'ors, die ich mehr zahlte, gerade so verspielen, wie sie die 10 verspielen. Für sie ist es

also ganz gleich; aber für die übrige Menschheit ist es besser, wenn ich das Geld habe; denn die Bank läßt sich auf Darlehne an arme Leute nicht ein, was ich sehr oft thun muß; ergo — —"

Man kann nicht leugnen, daß in diesem Raisonnement viel Sinn und viel Logik lag; und so erklärt es sich denn auch, daß Mainzer bei den Bewohnern von Heimburgshöh eben so beliebt und geachtet war, wie bei den Fremden, die blos des Spieles wegen sich dort aufhielten, gehaßt und verabscheut.

Wenn diese sich nichtsdestoweniger an ihn wendeten, so lag der Grund davon einfach in dem Umstande, daß Mainzer nicht blos Wechsel discontirte, Staatspapiere verhandelte und Gelder auswechselte, sondern auch noch auf Pretiosen lieh, welche letztere Art von Geschäften Silberschmidt als seiner unwürdig verachtete.

Dies war denn auch der Grund einer fanatischen Feindschaft zwischen den beiden Männern, einer Feindschaft, wie die Geschichte höchstens von den Guelfen und Ghibellinen eine ähnliche berichtet.

Silberschmidt, der sich nicht gern für einen Juden ansehen ließ, weil er bei den fremden Schönen den Liebenswürdigen zu spielen versuchte, sprach stets mit großer Geringschätzung von dem „Juden" Mainzer, der sich anmaße, ein Banquier sein zu wollen, während er doch nur ein Pfandleiher sei. Er sah ihn,

wo er ihm begegnete, über die Achsel an, weil er Geld gab für Diamanten und ungemünzte Metalle, während Silberschmidt nur Geld gab für Papiere und gemünztes Metall.

Mainzer, der ein sehr wackerer Familienvater war, zeigte sich stolz darauf, Jude zu sein und verachtete den Silberschmidt wegen der Dummheit, die derselbe durch den Grund an den Tag legte, aus welchem er seinen Collegen nicht für voll ansehen wollte.

Als Morawsky den Bon der Gräfinn Nesseloff in Händen hatte, entschloß er sich, denselben sogleich zu versilbern. Er begab sich natürlich zuerst zu dem Banquier Silberschmidt, weil dieser sich ihm bei seiner Ankunft für etwaige Geldgeschäfte empfohlen hatte.

Das Geschäftslocal des Wechslers trug im Aeußern einen großartigen Anstrich.

Der Comtoirtisch, von einem hölzernen Gitter umgeben, theilte das Gemach in zwei sehr ungleiche Hälften, von denen die größere für das Personal und die Arbeiten des Geschäfts bestimmt war, während die kleinere dazu diente, die Kunden aufzunehmen. Es ist wahr, daß das Personal nur aus dem Principal und einem Comtoirschreiber bestand, und daß es also zweckmäßiger gewesen wäre, diesen Beiden den kleineren Raum zuzuweisen. Allein alsdann hätte das Geschäft wieder nicht großartig ausgesehen,

und in dem Raume für die Kunden hätten sich dieselben nicht drängen und also auch nicht die Muthmaßung erwecken können, daß das Geschäft äußerst frequent sei.

Bei dem Eintritte des Russen blätterte der Banquier in einem großen Contobuche mit leeren Seiten, und der Schreiber kaute an seiner Feder. Man hätte also vermuthen sollen, der Kunde würde sehr bald abgefertigt werden können.

Allein der Politik Silberschmidt's war dies durchaus entgegen. Er machte dem Eingetretenen eine gönnerhafte Verbeugung und fragte alsdann nach seinem Begehr.

Morawsky drückte es mit möglichst kurzen Worten aus.

„Ah," sagte Silberschmidt; „dies ist ein Geschäft von nicht ganz kleinem Umfang. — Einen Augenblick, mein Herr; ich stehe Ihnen gleich zu Diensten."

Hierauf sich wieder an sein Buch setzend und gegen den Schreiber gewendet, fuhr er fort:

„Es ist richtig mit dem Conto. Avisiren Sie also Rothschild in Neapel, daß wir unter Heutigem auf ihn zwei Sichtwechsel im Gesamtbetrage von 150,000 Gulden gezogen haben."

Der Schreiber fing an, mit seiner Feder auf das Papier zu kritzeln.

„Nur noch eine Minute, mein Herr!" wandte sich der Banquier wieder zu dem Russen. „Unsere

Briefe müssen noch vor der Poststunde beendet sein.“ —

Und wieder zum Schreiber sich kehrend, fuhr er fort: „Baring und Compagnie in London sind zu benachrichtigen, daß auf ihren Creditbrief von uns im Ganzen 20,000 Pfund Sterling gezahlt sind.“

Der Schreiber kritzelte emsig weiter.

Es ist wahr, seine Briefe — wenn sie überhaupt fertig wurden, — bekamen niemals das Postbureau zu sehen; allein der Kunde des Hauses Silberschmidt hatte doch wenigstens eine Idee erhalten von den großartigen Geschäftsverbindungen, in welchen es mit den ersten Banquierhäusern Europa's stand.

Endlich erhob sich der Principal, trat an den Comtoirtisch und sagte: „Nun zu unserm Geschäft, mein Herr.“

„Wollen Sie es machen?“

„Nach Umständen, — warum nicht?!“

„Und diese Umstände sind?“

„Es kommt darauf an, was Sie für den Bon der Gräfinn Nesseloff verlangen.“

„Ich denke, darüber könnten sie nicht im Zweifel sein. Ein solcher Bon wird sobald wie möglich gezahlt. Nehmen wir also das höchste Zeitmaß an, ein Jahr, und den höchsten, den Wechsel-Zinsfuß, also 6 Procent: so würde ich einen Abzug von 24,000 Francs zu erleiden haben.“

Der Banquier verzog sein Gesicht zu einem unbeschreibbaren Lächeln.

„Dann muß ich bedauern, mein Herr, auf das Geschäft nicht eingehen zu können."

„Wie, Sie verlangen mehr? Wie viel Procent denn, wenn ich bitten darf?"

„O, reden wir nicht weiter davon, mein Herr. Sie stehen noch auf dem Standpunkte der Procente. Aber dergleichen Risico-Geschäfte werden nicht auf diesem Standpunkte abgemacht."

„Ein Risico-Geschäft?"

„Allerdings, mein Herr. Die Gräfinn Nesseloff ist zwar reich, sehr reich; sie honorirt auch ihre Unterschrift, sobald sie kann. Allein sie spielt an der Bank. Nehmen wir nun an, sie habe zwei Monate hindurch dasselbe hartnäckige Unglück, welches Sie gestern Abend hatten, so würde ihr Vermögen verspielt sein, und ich — hätte das Nachsehen."

Bei der Erwähnung seines gestrigen Verlustes, den der Banquier einem hartnäckigen Unglück zuschrieb, blickte ihm der Russe starr in's Auge.

Silberschmidt wandte das seine unwillkürlich ab. Er würde sicher verlegen geworden sein, wenn er einer solchen Regung nur irgend fähig gewesen wäre. Er wußte recht gut, daß das, was er dem Russen so eben gesagt hatte, eine Bêtise gewesen war. Aber indem er sie beging, hatte er sich täuschen lassen von seinem dünkelhaften Bewußtsein, die Motive jedes

ihm angetragenen Geschäfts beim ersten Blick zu durchforschen.

Er hatte sich hier einfach gesagt: der Russe hat sein ganzes Geld verloren; er brennt aber, wie alle Spieler, vor Verlangen, weiter zu spielen, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Er hat weder Geld noch Creditpapiere. Er hat sich aber an die Gräfinn Nesseloff, die seine Verhältnisse in der Heimath kennt, mit der Bitte um ein Darlehn gewendet, und die Gräfinn hat ihm in Ermangelung des baaren Geldes ihre Unterschrift gegeben. Da es ihm nun blos darauf ankommt, so schnell wie möglich wieder spielen zu können, so wird er den Bon der Gräfinn à tout prix verkaufen.

Vieles in diesem Raisonnement war richtig; Einiges aber war falsch. Und gerade dieses Einige machte den Russen weniger nachgiebig, als der Banquier gedacht hatte.

„Um kurz zur Sache zu kommen," sagte der Russe; „wie viel geben Sie für diesen Bon?"

„Ich werde wohl am Ende überhaupt außer Stande sein, das Geschäft zu machen, da Sie vermuthlich das baare Geld sogleich gebrauchen. Denn nach den großen Zahlungen, welche ich dieser Tage auf Creditbriefe leisten mußte, bleiben mir im Augenblicke nur noch 100,000 Francs zur Disposition. Könnten Sie aber noch für 100,000 Francs russisch-polnische Schatzobligationen und Certificate al pari

in Zahlung nehmen, so würde ich im Stande sein, Ihnen die Unterschrift der Gräfinn für 200,000 Fr. abzunehmen."

„Das heißt, Herr Silberschmidt, Sie machen das Geschäft zu 55 Procent, nicht wahr?"

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß man bei solchen Geschäften den Procent-Standpunkt nicht einnehmen darf."

„Adieu, mein Herr!"

Mit diesen Worten hatte der Russe seinen Hut aufgesetzt und die Thür in die Hand genommen.

„Bleiben Sie noch, mein Herr!" rief ihm Silberschmidt zu, der von der Angst erfaßt wurde, sich die Gelegenheit zu einem guten Geschäfte entschlüpfen zu sehen.

Der Russe zögerte.

„Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß ich im Augenblick nicht mehr als 100,000 Francs baar disponible habe; aber ich will Ihnen die Russisch-Polnischen zum Course geben."

„Dann ist's immer noch ein Geschäft zu 50 Procent."

„Aber, mein Herr — —"

„Auch nützen mir Papiere durchaus nichts; ich muß baar Geld haben. Besitzen Sie nicht so viel davon, wie Sie zu dem Geschäft brauchen, so machen Sie es doch mit Ihrem Collegen Mainzer in Compagnie."

Silberschmidt wurde bleich vor Entsetzen.

„Mit meinem Collegen Mainzer?“ stammelte er endlich mühsam hervor. „Aber wissen Sie auch, mein Herr, daß Sie mich da furchtbar beleidigen, indem Sie jenen Pfandjuden meinen Collegen nennen?! Oh! Oh! Und wenn ich hundert Procent verdienen könnte, würde ich Nichts in Gemeinschaft mit diesem Subjecte thun, das da armen ruinirten Spielern auf Uhren und Ringe Geld borgt zum halben Werth. — Pfui! Pfui! — Jetzt sehe ich wohl, daß wir das Geschäft nicht machen können, da Sie solche Verachtung gegen mich an den Tag legen.“

Silberschmidt machte eine Miene wie die gekränkte Unschuld, die sich in den Mantel ihrer Würde hüllt.

„Wenn Sie mir aber eine Genugthuung schuldig zu sein glauben,“ fuhr er mit Erhabenheit fort, „so bin ich nicht abgeneigt, Ihnen eine Gelegenheit dazu selbst mit Opfern zu geben. Ich will mir die 100,000 Francs von der hiesigen Bank borgen; ich muß 20 Procent dafür zahlen; aber ich will gern den Verlust tragen, um Ihnen die 200,000 Francs baar anbieten zu können. — Nun, was sagen Sie dazu?“

„Ich sage,“ erwiederte der Russe, der ein kaufmännisches Genie war, „daß Sie dann das Geschäft doch immer noch zu 45 Procent machen.“

„Aber, mein Herr, diese ewige Procentberechnung — —“

„Ist in Geschäften überaus heilsam. Also kurz und gut, wie viel geben Sie in runder Summe für den Bon?“

„Nun, kurz und gut, ich will geben 200,000 Francs baar und —“

„Und?“

„Sie sind unstreitig ein Liebhaber von schönen alten Gemälden. Sehen Sie hier diese Venus über dem Sopha; eine Venus in Lebensgröße, echter Tizian, blauer Vorhang; unter Brüdern 10,000 Friedrichsd'ors werth, die der Fürst Primas vor vielen Jahren darauf geboten; eigentlich ein Erbstück meines Vaters, der sie dem Gründer der hiesigen Bank abkaufte, als er Geld brauchte; ein Prachtexemplar; — nun, Sie sollen es mit in den Kauf haben.“

Der Russe blickte das Bild an. Er verstand nichts von dem seltsamen Werthe der Gemälde; aber so viel begriff er wenigstens, daß das Bild für ihn nicht 10 Friedrichsd'ors werth und überdies ersichtlich eine neuere Pfuscherarbeit war.

Silberschmidt wartete gespannt auf das, was er sagen würde.

Er sagte Folgendes:

„Ich danke Ihnen, mein Herr; allein wenn ich denn doch einmal Waaren in den Kauf nehmen soll, dann werden mir die Uhren und Ringe, die Ihr College Mainzer mir anbieten könnte, unstreitig lieber

sein; denn die verstehe ich wenigstens zu taxiren. Adieu!"

Mit diesen Worten war er verschwunden, ehe ihn Silberschmidt, den bei dem Namen seines „Collegen" ein neuer Schauder erfaßt hatte, zurückhalten konnte.

42.

Ein gesinnungsvoller Wucherer.

Das Geschäftslocal des Banquiers Mainzer war von dem seines Antagonisten schon im Aeußern wesentlich verschieden.

Neben der Eingangsthür, über welcher man die Worte las: „S. Mainzer; banque et exchange," befanden sich an beiden Seiten Schaufenster, in deren einem allerhand Werthpapiere, als da sind: französische Bankbillets, englische Banknoten, preußische Kassenanweisungen, Frankfurter Rechneischeine 2c., in deren anderem aber Uhren, Ringe, Colliers, Bracelets, Busennadeln, Brochen 2c. ausgestellt, beziehungsweise ausgelegt waren.

Durch die Thür trat man direct in das kleine Geschäftszimmer des Wechslers. Es enthielt Nichts als einen kurzen Comtoirtisch, ein Briefregal, eine Geldkiste und zur Bequemlichkeit für die Kunden ein Canapee nebst mehren Stühlen.

Ein Comtoirist war nicht vorhanden; denn Mainzer besorgte alle seine Geschäfte und seine ganze Correspondenz selbst, so daß er sogar seine Briefe eigenhändig und eigenfüßig zur Post trug.

Wenn wir in diesem Augenblicke in das Geschäftszimmer eintreten, finden wir den Banquier in einer sehr lebhaften Unterhaltung mit einem unsrer Bekannten.

Der Baron von Protzen steht mit sehr unruhigen Füßen vor ihm, kratzt sich an der Wange und reckt wiederholt seinen Unterkiefer vor, eine Gewohnheitsgeberde, die sich stets an ihm zeigte, wenn sein Gehirn durch finanzielles Nachdenken in Anspruch genommen war.

„Also wirklich schon wieder erschöpft mein Credit?" fragte er mit einer Miene, die den Unglauben in der Brust eines Gläubigen ausdrückte.

„Wie ich gehabt habe die Ehre, Ihnen zu sagen, Herr Baron. Hier sind alle Ihre Bons, netto 1000 Gulden."

„Und Sie wollen nicht noch hundert Gulden weiter gehen, Mainzerchen?"

„Unmöglich, Herr Baron. Sobald Sie mir haben bezahlt die tausend Gulden, stehe ich Ihnen wieder gern zu Diensten mit neuem Credit."

„Das ist's ja eben, Mainzerchen, daß ich mich vor dem Beräumen scheue. Da muß ich Ihnen

wieder einen Staatsschuldschein geben von denen, die im Secretair liegen."

„Eh bien! Dann sind wir ja im Reinen."

Der Baron kratzte sich jetzt im Haar, wobei er seinen Unterkiefer hastig vor- und zurückreckte.

„Teufel! das geht nicht. Ich habe einem Freunde, der mich vom Spiel heilen will, schon seit einem Jahre mein Ehrenwort gegeben, diese Staatsschuldscheine nicht anzugreifen, und um ganz sicher zu sein, habe ich ihm den Schlüssel zu dem Schatze eingehändigt."

„Nun, und doch haben Sie mir in dem Jahre schon gebracht drei von diesen Staatsschuldscheinen, um damit zu beräumen?!"

„Ja, das hat so seinen Haken, Mainzerchen. Reden wir nicht davon."

„Reden wir nicht davon, Herr Baron."

„Aber reden wir von den hundert Gulden, die Sie noch zu meinem Credit zulegen können. Haben Sie nicht schon ein hübsches Stück Geld an mir verdient?"

„Ich kann Sie versichern, Herr Baron, daß ich hätte verdient keinen Heller, wenn Sie würden fassen den Entschluß, mir diese Bons nicht zu bezahlen."

„Ja, dann würde ich aber Heimburgshöh verlassen müssen, weil Sie mich sonst einstecken lassen würden."

„Nun, warum verlassen Sie nicht Heimburgshöh?

Was thun Sie in Heimburgshöh? Sie verspielen Ihr schönes Geld an die Bank, die Sie wird hinausschmeißen lassen, wenn Sie nichts mehr haben. Was thun Sie in dem Nest? — Machen Sie, daß Sie herauskommen!"

„Herauskommen. Mainzerchen?! Na, das ist's ja gerade, woran ich immer arbeite."

„Sie werden so lange arbeiten an Ihrem Herauskommen, Herr Baron, bis Sie werden drin stecken bis über die Ohren."

„Stecke schon, Mainzerchen, stecke schon! Aber die hundert Gulden werden mich herausbringen. Rücken Sie sie heraus!"

„Morgen, Herr Baron, wenn Sie werden haben beräumt."

„Die Leute haben Recht, Mainzer. Sie sind der größte Wucherer, der jemals einen Namen quer schreiben ließ."

„Wie heißt — Wucher?! Ich handle mit meiner Waare, die da heißt Geld, wie ein Anderer mit seiner Waare, die da heißt Schwefelhölzer. Ich lasse mir geben dafür, was ich kann bekommen, und zwinge Niemand, mir abzukaufen mein Geld."

In diesem Augenblick trat eine schon ziemlich bejahrte Frau in das Comtoir, auf deren Gesichte ein großer Kummer ausgedrückt lag.

Da sich der Geldwechsler sogleich zu dieser Frau wandte, mochte der Baron von Protzen erkennen,

daß jetzt gar Nichts mit ihm zu machen sein würde. Denn er setzte seinen Hut auf und stolperte mit einigen durch die Zähne gemurmelten Worten zur Thür hinaus.

Diese Worte lauteten ungefähr wie: der verhängnißvolle Augenblick ist also wieder einmal da.

„Was bringen Sie mir, gute Frau Schulz?" hatte der Banquier inzwischen die Frau gefragt. „Denn gewiß wollen Sie mir Etwas bringen, da morgen fällig ist der Wechsel Ihres Mannes."

„Ach, Du lieber Herrgott, mein guter Herr Mainzer," schluchzte die Frau; „darum komme ich eben; aber leider Gottes nicht, um das Geld zu bringen."

„Wie? Ihr Mann hat doch versprochen, pünktlich zu bezahlen zur Verfallzeit, da ich ihm geliehen habe die 100 Gulden auf einen bloßen Wechsel und ohne alle Zinsen, ohne allen Eigennutz."

„Ja, das haben Sie gethan, Herr Mainzer, und Gott wird es Ihnen lohnen."

„Wie heißt — Gott lohnen?! Wenn ich's hätte gethan um den Lohn Gottes, hätt' ich doch nicht können sagen, ohne allen Eigennutz. Die Leute, die den Lohn Gottes ansehen für Nichts, können nicht glauben an Gott. — Warum kann Ihr Mann nicht zahlen die 100 Gulden?"

„Weil er Kleider gemacht hat für einen reichen Franzosen, und der hat hier sein ganzes Geld ver-

spielt und ist dann durchgegangen, ohne seine Rechnung zu bezahlen."

„Das geschieht Euch schon recht! warum borgt Ihr den Leuten, die hier spielen. — Also Ihr Mann kann gar Nichts zahlen?"

„O doch, fünfzig Gulden hat er zusammen."

„So soll er mir bringen die fünfzig Gulden."

Die Frau schien hierüber weniger erfreut, als man hätte meinen sollen.

Da Mainzer dies wahrnahm, so fragte er:

„Nun, was haben Sie noch auf dem Herzen, Frau Schulz?"

„Ach, mein Mann meint, wenn er für die fünfzig Gulden Tuch kaufen könnte, würde er einen schönen Verdienst haben, und in zwei Monaten würde er dann die hundert Gulden ohne Schmerzen bezahlen können."

„Hm! Hm! So soll Ihr Mann Tuch kaufen für die fünfzig Gulden und soll mir morgen bringen einen neuen Wechsel für den alten. Aber er muß mir noch außerdem bringen ein schriftliches Versprechen, daß er nie wieder will arbeiten auf Credit für die Leute, welche hier spielen an der Bank."

Die Frau wollte eben ihren Dank ausdrücken für die Großmuth des Wechslers und ihre volle Zustimmung zu seiner letzten Bedingung, als ein sehr fein gekleideter Herr hereintrat, den man auf den

ersten Blick für einen der suffisanten Söhne Alteng-lands erkannte.

Ohne in irgend einer Art zu grüßen, oder sonst sein Begehren einzuleiten, stellte er sich an den Comtoirtisch und legte in größter Ruhe folgende Gegenstände auf denselben, natürlich nach und nach, so wie er sich ihrer entledigte: eine Uhr mit goldener Kette, aus der einen Westentasche, einen goldenen Zahnstocher aus der andern, einen großen Siegelring von dem Zeigefinger der rechten Hand, einen Brillantring vom Goldfinger der linken, eine Busennadel aus seiner Cravatte und eine goldene Dose aus der linken Hosentasche, während er aus der rechten einen langen, aber völlig leeren gehäkelten Geldbeutel daneben placirte.

Die ihres Inhalts entleerten beiden Hosentaschen wurden alsdann mit seinen beiden Händen ausgefüllt; und so warf sich der Insulaner auf das Canapee, indem er — als die ersten Laute, die aus seinem Munde kamen, — die Frage hören ließ:

„Uas geben Sie vor dies All?“

Die Frau hatte dem Treiben des Engländers verwundert zugesehen; aber mehr aus Respect, als wegen ihrer Neugierde auf den Ausgang der Sache, hatte sie ihren Platz nicht verlassen, um wegzugehen.

Der Wechsler war inzwischen hinter den Comtoirtisch getreten und nahm die Pretiosen in Augenschein. Nach einigen Minuten fragte er:

„Was verlangen Sie dafür, Mylord?"

Der Wechsler kannte seinen neuen Geschäftsfreund noch durchaus nicht. Allein da er ein Engländer war, so nannte er ihn Mylord. Alle Engländer sind in Heimburgshöh Lords, wenn sie auch auf ihrem Eilande nichts Anderes gethan haben, als einem Lord die Stiefel zu wichsen.

„Ich brauche zwanzig Pfund!" antwortete der Gentleman, indem er seine Augen schloß, als beabsichtige er, während der Behandlung des Geschäfts hier Mittagsruhe zu halten.

„Wollen Sie verkaufen, Mylord, oder wollen Sie darauf leihen?"

„Mir gleich."

„Ich möchte gern taxiren lassen die Pretiosen von einem Juwelier, um Ihnen nicht zu bieten unterm Werth. Brauchen Sie das Geld noch heut?"

„Gleich auf der Stelle."

„Warum denn so eilig, Mylord?"

„Ueil ich uill spielen mein neu System."

Jetzt wußte Mainzer genug. Er untersuchte noch einmal die Pretiosen und sagte sich im Stillen, daß sie 30 Pfund unter Brüdern werth waren. Dann sagte er!

„Mylord! 20 Pfund sind 240 Gulden."

„Ist richtig! yes! Da ich uill spielen mein System mit Point Zweiguldenstück, werde ich haben 120 Points. Dies ist die Nothwendigkeit für mein System."

„Mylord! Ich werde Ihnen abkaufen die Sachen um 120 Gulden.“

„Geht nicht.“

„Warum nicht, Mylord?“

„Ueil ich brauche für mein System 120 Points zu zwei Gulden.“

„Ich werde Ihnen geben 120 Gulden, und Sie werden spielen Ihr System mit Point zu einem Gulden.“

„Geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Ueil mein neues System ist eingerichtet für Trente-un; und für Trente-un hat heut die Bank den geringsten Satz auf zwei Gulden erhöht.“

„Ah!“ sagte Mainzer halb für sich; „die Herren Spielpächter dort scheinen an dem Ertrage ihres Réfait noch nicht genug zu haben, daß sie es verdoppeln!“ — Dann zu dem Engländer gewendet, sprach er laut:

„Nun, Mylord, dann machen Sie Ihr System am Roulette; das ist ganz dasselbe.“

„Verstehen Sie nicht!“

„Sie verlieren Ihr Geld da so gut wie dort.“

„Verstehen Sie nicht.“

„Ob rouge und noir durch eine Kugel erzeugt werden oder durch Karten, ist ja ganz gleich.“

„Verstehen Sie nicht!“

Der Banquier fuhr fort, noch allerlei Behaup-

tungen für seine Ansicht vorzubringen; aber der Engländer beantwortete sie nicht mehr. Es schien, als ob er eingeschlafen sei.

Als Mainzer endlich kein Wort mehr sprach, fragte der Engländer:

„Uollen Sie geben die 20 Pfund?"

„Es ist unmöglich, Mylord."

Der Engländer nahm nun von seinem Halse ein mit Brillanten besetztes Portrait, welches das Antlitz eines wunderholden Mädchens zeigte. Er brach das Portrait aus der Einfassung heraus, steckte das erstere in seine Brusttasche und reichte die letztere dem Wechsler hin mit der Frage: „Geben Sie nun?"

Der Banquier warf nur einen Blick auf die Brillanten und sagte dann:

„Ah, Mylord, das ist etwas Anderes. Hier sind Ihre zwanzig Pfund Sterling."

Damit zählte er aus einer kleinen hölzernen Mulde, die er aus einem Fache des Comtoirtisches nahm, zwanzig Sovereignd'ors neben die Pretiosen auf.

Der Engländer strich sie mit der Hand ein, ließ sie in den erwähnten Geldbeutel laufen, steckte diesen in die Hosentasche, verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Local und lenkte seine Schritte dem Kursaale zu.

Die Frau Schulz hatte dem ganzen Auftritte verwunderungsvoll zugeschaut. Als der Wechsler

die eingehandelten Pretiosen verschloß, sagte er zu ihr:

„Sehen Sie, Frau Schulz, an dem Geschäft da habe ich nun verdient mehr als dreihundert Gulden. Ich hätte mich begnügt mit zweihundert, wenn Sie nicht gerade gewesen wären dabei. Weil Sie nun haben mitgeholfen zu dem Geschäft, müssen Sie auch haben einen Antheil daran. Da nehmen Sie den Wechsel Ihres Mannes; er ist mir nichts mehr schuldig! das heißt bis auf das schriftliche Versprechen, keinem Spieler zu geben Credit."

Die Frau war über dies ganz unverhoffte Glück wie vom Donner gerührt. Sie wollte dem Juden eben zu Füßen fallen, als die Thür aufging, und zwei Fremde eintraten.

Mainzer drängte daher die Frau zum Zimmer hinaus, indem er ihr den zerrissenen Wechsel in die Hand drückte. Dann wandte er sich zu den zwei Eingetretenen, indem er fragte:

„Was steht Ihnen zu Diensten, meine Herren?"

„Ich bin," nahm der Jüngere von Beiden das Wort, „der Baron von Hartenfels aus Berlin und dies hier mein Freund, der Herr von Morawsky aus Petersburg."

Der Wechsler machte eine sehr tiefe Verbeugung.

„Was ist Ihnen" — fuhr der Erstere fort — „eine Unterschrift der Frau Gräfinn von Nesseloff werth?"

„Die Signatur der Frau Gräfinn Nesseloff ist mir werth drei Millionen Francs.“

„Eh bien! Wir haben ein großes Geschäft mit Ihnen abzumachen, wünschen aber dabei nicht gestört zu werden.“

„Ich bin zu Ihren Diensten, meine Herren!“

Der Banquier rief seine Frau herein, eine schöne stolze Figur, auf deren edlem Gesicht keine Spur davon zu sehen war, daß sie sich auf Berechnung von Procenten und auf Taxation von Juwelen verstand.

Als der Banquier ihr bedeutet hatte, daß sie in dem Geschäftslocal bleiben möge, um die Kunden zu bedienen, ersuchte er die beiden Herren, ihm zu folgen. Alle Drei traten in ein kleines anstoßendes Gemach, dessen Thür der Wechsler sorgsam verriegelte.

43.

Ein origineller Dieb.

Wir wollen diesmal von unserm Privilegium der Geister, durch verschlossene Thüren zu dringen, keinen Gebrauch machen, um uns nach unserm Freunde, dem Baron von Protzen, umzusehen, welcher das

Local des Banquiers in einer argen Mißlaune verlassen hatte.

Er wollte eben seine Schritte nach dem Comtoir Silberschmidt's richten, als ihm noch zur rechten Zeit beifiel, daß er seinem alten Geschäftsfreunde Mainzer das ehrenwörtliche Versprechen gegeben hatte, mit Silberschmidt niemals ein Geschäft zu machen, unter welcher Firma es auch sei.

Für dies Versprechen hatte er sich von Mainzer die Gunst erkauft, daß dieser ihm einen Credit bis zur Höhe von tausend Gulden eröffnete und seine Bons mit nur 20 Procent Avance abnahm.

Dies Versprechen durfte Baron Protzen nicht brechen; denn er nahm es mit ehrenwörtlichen Versprechungen sehr buchstäblich, wie man sogleich sehen wird.

Der Baron kehrte also wieder um und dirigirte seinen langen Körper seiner Wohnung zu, indem er seufzend zu sich sprach:

„Warum nicht heut so gut wie morgen? Einmal muß es doch sein!"

An der Thür seines bescheidenen Wohnzimmers angekommen, zog der Baron den Schlüssel dazu aus der Tasche; aber anstatt sich seiner zu bedienen, um die Thür zu öffnen, schleuderte er ihn weit weg in den dunklen Gang hinein.

Dann stellte er sich dicht vor die Thür hin, verschränkte die Arme und sprach für sich:

„Ich werde also wiederum einbrechen! ich werde stehlen! Gut, das ist ein Verbrechen wie ein anderes. Bin ich dafür verantwortlich? Hat denn der Mensch freien Willen? Nicht die Spur! Er ist ganz abhängig von seiner körperlichen Organisation, ganz Sklave seines Leibes. Und wenn Einer Zahnschmerzen hat, so soll er einmal den Pythagoros beweisen wollen! Er wird es nicht können! Ergo hat der Mensch keinen freien Willen, sondern er muß, wie seine Natur will. Meine Natur will, daß ich spiele; und Mainzer will, daß ich beräume, ehe ich weiter spiele. Ergo muß ich beräumen, und ergo muß ich das Geld dazu stehlen, da ich versprochen habe, meine Staatsschuldscheine nicht anzugreifen. Wenn ich aber die da drinnen im Secretair mittels Einbruchs stehle, so kann man doch nicht sagen, daß ich meine Staatsschuldscheine angegriffen habe; denn das, was Einer stiehlt, ist ja nicht sein, weil er es sonst nicht zu stehlen brauchte. Und so gut das Geld da drinnen ein Anderer stehlen könnte, so gut kann ich es auch selber stehlen. Ich darf mich nur in das Sein des Andern versetzen, was nach Hegel nichts Anderes ist, als das Sein des Andersseins. Auf das Geld selbst hat das gar keinen Einfluß; denn das wird unter allen Umständen weniger. — Doch halt! da ist doch ein Unterschied, und zwar zu meinem Vortheil. Ein Anderer würde sämtliche Scheine nehmen; und ich nehme nur einen einzigen.

— Ergo ist es viel besser, daß ich der Andere bin, als daß der Andere ich ist. — Die Sache ist philosophisch ganz richtig! Brechen wir also mit gutem Gewissen ein!"

Der Baron stemmte sich nach dieser ermuthigenden Deduction mit aller Kraft gegen die Thür, um sie einzudrücken.

Als er aber dabei die Klinke berührte, that sich die Thür ohne Weiteres auf.

„Ah, siehe da!" sagte der Baron sehr erfreut. „Dieser leichtsinnige Mensch hat heut vergessen, seine Stube zu verschließen. Einen solchen Zufall hat jeder rechtschaffene Dieb die Befugniß zu benutzen, der Andere so gut wie ich. Benutzen wir ihn also!"

Mit diesen Worten trat der Baron in sein Zimmer, machte die Thür zu und sah sich um.

„Jeder wohlconditionirte Junggeselle hat sein Vermögen an Geld und Geldeswerth in seinem Secretair. Machen wir uns also über den Secretair her. Er steht offen. Wieder ein Leichtsinn, den man benutzen muß. — Dort ist ein verschlossenes Fach. — Nach allen Regeln der Sicherheitswissenschaft liegt das Geld in diesem Fache, und wir müssen es öffnen. Da wir aber als rechtschaffener Dieb keinen Schlüssel haben, sondern nur mit einem Dietrich operiren dürfen, so machen wir uns einen Dietrich."

Der Baron zog einen Nagel aus der Wand und

krümmte die Spitze desselben mit einem Stimmhammer, der auf dem Claviere lag.

„Das kann der Andere eben so gut wie ich, und ich eben so gut wie der Andere. Ich bin ja auch eigentlich der Andere; denn nach Hegel ist das Andere nichts Anderes als das Andere des Andern!“

Das Schloß des Faches öffnete sich unter dem künstlichen Dietrich sehr leicht. In dem Gefache selbst lag eine Anzahl von Staatsschuldscheinen geordnet übereinander. Der Baron nahm nur den obersten derselben hinweg, und hatte ihn kaum in der Hand, als er eiligsten Schrittes das Zimmer verließ und — den geraubten Schatz in der Brusttasche verbergend — zur Treppe gelangte.

Hier hielt er indeß an; denn jeder Dieb konnte sich auf diesem Standpunkte einigermaßen in Sicherheit fühlen.

Protzen fand daher, daß er jetzt wieder er selbst sein könne. Ja, er erkannte es sogar als eine Nothwendigkeit, wieder er selbst zu sein, weil die Möglichkeit vorhanden war, daß ein wirklicher Anderer die offenen Thüren benutzte, um sich den Rest der Staatsschuldscheine anzueignen. Deshalb versetzte er sich auf philosophischem Wege wieder in sein ureignes Ich und suchte als solches den weggeworfenen Stubenschlüssel auf. — Als er ihn gefunden, begab er sich wieder in das Zimmer, fluchte ganz entsetzlich

über den stattgehabten Einbruch und zählte die übrig gebliebenen Staatsschuldscheine durch.

„Glücklicherweise nur Einer!“ rief er erleichtert aus. „Nun, der ist noch einmal zu verschmerzen!“ Es bleiben ja noch gerade zwanzig! und bis die mir alle gestohlen werden, bin ich am Ende doch noch heraus!“

Hierauf schloß er die Hauptklappe des Secretairs sorgfältig zu, verließ das Zimmer, verschloß auch dieses mit großer Vorsicht und eilte zum Hause hinaus, indem er seinen Weg direct nach Mainzer's Local nahm.

Als der Baron Protzen in das Local eintrat, fand er Madame Mainzer, einen Strumpf strickend, am Comtoirtische. Da er außerhalb des Spielsaals ein sehr galanter Cavalier war, so trat er an sie heran, küßte ihr die Hand und sagte:

„Schöne Frau, ich drücke Ihnen durch diesen Handkuß nicht nur eine Huldigung ihrer Reize aus, sondern auch meine Freude, Sie auf dem Throne des Geschäfts zu sehen. Ich verhandle mit Ihnen immer viel lieber, als mit Ihrem kieselherzigen Gemahl.“

„Sie brauchen Geld, Herr Baron?“ fragte Madame, ohne auf die Galanterie ihres momentanen Verehrers zu achten.

„Ah, schöne Frau, ich thue ja im Leben nichts Anderes, als Geld brauchen, — gebrauchen und ver-

brauchen. — Sehen Sie, Sie begeistern mich zu Wortspielen."

„Aber Ihr Credit ist erschöpft, Herr Baron."

„Teufel, schöne Frau, Sie sind wirklich mit Ihrem Manne ganz und gar „zwei Seelen und ein Gedanke." Das hat er mir auch schon gesagt."

„Folglich —"

„Folglich werde ich beräumen. Geben Sie mir meine Bons heraus; hier ist ein Staatsschuldschein."

Das gewohnte Geschäft war schnell abgemacht. Als der Baron seine Bons durchgerissen und die Fetzen in die Tasche gesteckt hatte, öffnete sich die Thür des Nebencabinets, und Mainzer trat mit den beiden Herren heraus.

„Ich habe beräumt, Mainzerchen!" rief ihm Protzen stolz entgegen.

„Sehr erfreut, Herr Baron. Ihr Credit ist jetzt wieder offen!" antwortete der Banquier. „Vielleicht aber haben Sie ihn nicht mehr nöthig, wenn ich Sie diesen beiden Herren hier vorstelle. — Meine Herren," wandte er sich an seine Begleiter, „dies ist der Herr Baron von Protzen, von welchem ich Ihnen vorhin gesprochen habe. — Herr Baron, der Baron von Hartenfels und Herr von Morawsky können Ihnen eine Gelegenheit geben, ohne alles Risico an der Bank Coup für Coup zu setzen, wodurch Sie Ihrer Lieblingsbeschäftigung nachleben können."

„Ohne hinein zu fallen?" fragte der vor Freude bestürzte Baron.

„Ohne hinein zu fallen!" bestätigte der Baron von Hartenfels.

„Ihr täglicher Gewinn wird vier Friedrichsd'ors betragen!" fügte Morawsky hinzu.

„Victoria!" rief Baron von Protzen; „dann bin ich ja aus allem Schwindel! — Meine Herren, ich bin mit Leib und Seele der Ihre!"

„Begleiten Sie uns, Herr von Protzen!" sagte der Baron von Hartenfels. „Wir wollen im englischen Hofe die Sache näher besprechen. — Also die 400,000 Francs, Herr Mainzer —" wandte er sich zu diesem.

„Werden morgen Punkt 10 Uhr in französischen Bankbillets bereit liegen!" antwortete der Banquier.

„So gehen wir denn, meine Herren!" ermahnte der Baron von Hartenfels, indem er Morawsky unter den Arm nahm und das Local verließ.

Protzen, welcher folgte, wandte sich im Abgehen noch ein Mal zurück und rief dem Ehepaare zu:

„Sehen Sie, Mainzerchen, sehen Sie, schöne Frau, jetzt komme ich am Ende doch noch heraus! Ich weiß zwar noch nicht, wie es zugehen wird, aber jedenfalls nicht mit Zauberei. Denn Hegel sagt: Alles, was wirklich ist, ist natürlich!"

Damit stolperte der Baron den beiden Herren

nach, welche bereits die Straße erreicht hatten. — Der Banquier aber sagte zu seiner Frau:

„Ich habe da kennen gelernt einen genialen jungen Mann, der noch leisten wird Großes in der Welt. Darum hab' ich auch mit ihm gemacht ein Geschäft von 400,000 Francs, woran ich verdiene keinen Kreuzer.“

„Keinen Kreuzer?“ fragte die Frau verwundert.

„Vorab keinen Kreuzer!“ bestätigte der Wechsler. „Aber nach der Hand — — Doch genug!“ unterbrach er sich. „Wenn ich's könnte erleben, daß dies Beelzebubs-Institut da drüben gesprengt würde in die Luft, damit meine Vaterstadt wieder werden könnte eine ehrliche Stadt: es sollte verflucht sein der Kreuzer, den ich noch nehmen würde im Handel und Wandel über fünf Procent.

Die Frau erhob sich von ihrem Sitze, ging auf ihren Mann zu und gab ihm in inniger Umarmung einen herzlichen Kuß.

Dann verließ sie das Gemach, um nach den Pflichten ihres Hauswesens zu sehen. Der Wechsler aber setzte sich an seinen Platz, um an das Haus Goldmann in Frankfurt am Main zu schreiben: man solle ihm per Expressen zum andern Tage um 10 Uhr 400,000 Francs in französischen Bankbillets übermachen.

44.

Die Contrebank.

Ohne Zweifel ist es den meisten unserer Leser ziemlich unbekannt, was man unter einer Contrebank versteht.

Wir werden uns daher ein Vergnügen daraus machen, es ihnen mit zwei Worten zu erklären:

Wenn sich eine mehr oder minder große Gesellschaft von Spielern mit einem angemessenen Capitale zusammen thut, um mit diesem gemeinschaftlichen Capitale nach einem gewissen Systeme und in bankähnlicher Organisation die Spielbank anzugreifen, also in der Eigenschaft einer Bank gegen (contre) die Bank zu operiren; so nennt man ein solches Institut eine Contrebank.

Wir wissen, daß in Heimburgshöh schon seit einiger Zeit die Rede gewesen war von einer projectirten Contrebank, welche mit bedeutenden Geldkräften auftreten sollte.

Das Project eines solchen Instituts erregt stets mächtig das Interesse aller Spieler, weil diese die natürlichen Feinde der Bank sind und also Jedem, der mit der Aussicht auf Erfolg einen großartigen Kampf gegen die Bank etablirt, ihre Sympathie und ihr Interesse zuwenden.

Das Gerücht von dem bevorstehenden Etablissement der Contrebank hatte an dem Tage, an welchem sich die letzt erzählten Ereignisse zutrugen, dadurch an Consistenz gewonnen, daß der Baron von Hartenfels, den jetzt plötzlich alle Welt kannte und für den Chef der Contrebank hielt, officiell erklärt hatte, in seinen Sätzen bis zur Höhe von 400,000 Francs gehen zu wollen.

Auch erzählte man sich, daß das Geld für die anonyme Gesellschaft der Contrebank im Betrage von ein oder zwei Millionen (man nahm es nicht so genau!) bereits eingegangen sei, was dadurch eine Art Bestätigung erhielt, daß die edlen Herren aus dem goldenen Hirsch ihren bescheidenen Aufenthalt verlassen hatten, um den ganz in der Nähe des Kursaales gelegenen englischen Hof zu beziehen.

Uns, die wir viele Dinge besser wissen, als die öffentliche Meinung in Heimburgshöh, ist es zur Genüge bekannt, daß jene Herren zu ihrer Translocation in den Stand gesetzt worden waren durch den coup sûr, den der Baron von Hartenfels als ihr Repräsentant mit einem Erfolge von 128 Friedrichsd'ors auf Kosten des darüber wahnsinnig gewordenen Majors ausgeführt hatte.

Von dem letztern Ereignisse sprach schon kein Mensch mehr. Man hörte später nur noch ein oder das andere Mal erzählen, daß der Major im Irrenhause täglich einen Anfall von Tobsucht erhielt,

während welches er nichts weiter schrie, als das Wort: „Fabelhaft!" dies aber auch so ununterbrochen, daß es nur mit Grausen anzuhören war.

Unter den vorhin erwähnten Umständen war in der Spielergesellschaft von Heimburgshöh Alles auf den folgenden Vormittag gespannt, von welchem man glaubte, daß an ihm die viel besprochene Contrebank etablirt und in Thätigkeit gesetzt werden würde.

Die Spielbank=Administration hatte sich schon seit 9 Uhr zu einer großen Conferenz zusammen gethan, um zu entscheiden, ob dem Antrage des Barons von Hartenfels, Sätze bis zur Höhe von 400,000 Francs zu machen, zu willfahren sei.

Es handelte sich hierbei für die Bank um einen voraussichtlich großen Gewinn; und es erschien aus mehren Gründen räthlich, den Antrag anzunehmen:

Das Capital der Bank war dem Capital der Contrebank, so weit man dieses durch das Gerücht kannte, um das Vierfache überlegen; mithin war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß das letztere von dem ersteren eher verschlungen wurde, als das erstere von dem letztern. Die Bank hatte im Spiel arithmetische Vortheile, die der Contrebank fehlten. Durch die Annahme des Antrages gab sich die Bank das Ansehen einer Großartigkeit und Furchtlosigkeit, wovon die Kunde in der ganzen Spielerwelt Europa's zu Gunsten drr Bank und ihres Renommé höchst vortheilhaft wirken mußte. Endlich hatte man ge=

hört (und dies war am verflossenen Tage durch die Mitglieder der Contrebank absichtlich verbreitet worden!) die Contrebank würde sich, falls man ihren Antrag nicht annähme, nach Wiesbaden begeben; und da man dieser Nebenbuhlerinn von Heimburgshöh den möglichen Triumph nicht gönnen durfte: so mußte man dem Antrage unter allen Umständen Folge geben.

Außerdem glaubte man sich auch noch eine Hinterthür offen zu halten, dadurch, daß man ja — falls die Bank wirklich einen Satz von 400,000 Francs verlöre — die Genehmigung zu diesem hohen Satze wieder zurückziehen könne. Man hatte also, wie man glaubte, schlimmstenfalls nur das zu riskiren, was man vor zwei Tagen dem Russen abgenommen.

Aus diesen Gründen wurde im Rathe der privilegirten Spieler von Profession der Beschluß gefaßt, den Antrag des Barons von Hartenfels anzunehmen; und man sandte sogleich einen Diener der Spielbank in Gala-Livrée an den Baron ab, um denselben zur Entgegennahme der Resolution auf das Bureau der Administration zu entbieten.

Der Diener traf den Gesuchten eben, als dieser das Geschäftslocal des Banquiers Mainzer verließ, wo er 400 Stück Tausend-Francs-Billets in Empfang genommen und, in einem großen Portefeuille geborgen, in die Brusttasche gesteckt hatte.

Der Baron begab sich daher sogleich in das Bureau der Spielbank-Administration.

Er traf hier in einem verhältnißmäßig kleinen Zimmer, welches mit einem großen Schreibtische und zwei diebessicheren Geldschränken möblirt war, fünf Personen an: die beiden Spielpächter, Gebrüder Charles und Louis Lebrun, den Kassirer Monsieur Trottoir, und die beiden Partie-Chefs Lachaine und Piper.

Als der Baron eingetreten war, und man die üblichen Höflichkeitsbezeigungen ausgewechselt hatte, ergriff Monsieur Trottoir, der zugleich das Amt eines Secretairs begleitete, das Wort, um dem Herrn Baron mitzutheilen, daß die Administration auf sein Ansuchen beschlossen habe, ihm ausnahmsweise einen Satz bis zur Höhe von 400,000 Francs zu gestatten, resp. zu halten.

Der Baron erkannte mit dem ihm eigenen Scharfblicke in der Stellung und Wahl der Worte, die ihm etwas Gesuchtes und Geschraubtes zu haben schienen, einen Hinterhalt. Er vermuthete, (und wir wissen, daß er recht vermuthete!) die Bank wolle sich die Befugniß reserviren, einen zweiten Satz von 400,000 Francs zu verweigern, falls sie den ersten verlöre.

Dies paßte natürlich durchaus nicht in den Plan des Barons.

Um sich aber in keiner Weise zu verrathen, legte er in seiner Entgegnung kein Gewicht auf den Vortheil, den sich die Bank dadurch sicherte, sondern hob

einzig und allein den Nachtheil hervor, der ihm aus einer so beschränkten Zusicherung erwachsen mußte.

Er sagte:

„Meine Herren! In der Art, wie Sie mir die Concession machen, mir einen Satz bis zur Höhe von 400,000 Francs zu halten, erkenne ich eine Eventualität, die zu meinem offenbarsten Nachtheile ist. Nehmen wir den Fall an, ich verliere den Satz von 400,000 Francs, und Sie entziehen mir alsdann die Befugniß, einen gleichen Satz zu machen, so würden Sie mich dadurch der Möglichkeit berauben, meinen Verlust wieder einzubringen."

Die Herren von der privilegirten Spielbank waren viel zu gewiegte Geschäftskenner, um nicht sogleich zu bemerken, wo der Baron hinauswollte.

Deshalb ergriff Monsieur Louis Lebrun, der hartgesottenste der Sünder, sogleich das Wort, um einen Ausweg vorzuschlagen, indem er sagte:

„Der Herr Baron hat hierin vollkommen recht. Um nun den Nachtheil, der für ihn daraus entstände, zu beseitigen, könnten wir uns verpflichten, ihm, so lange er im Verlust ist, Sätze bis zur Höhe von 400,000 Francs zu halten."

Die Collegen des würdigen Pfifficus gaben durch Kopfnicken ihre Zustimmung zu dem weisen Auskunftsmittel ihres Nestor zu erkennen.

Nur der Baron war durchaus nicht davon er-

baut. Indem er ganz ungefragt das Wort ergriff, sagte er:

„Ich freue mich, meine Herren, zu erfahren, wie sehr bereit Sie sind, auf jeden der Rechtsnatur des Spiels zuwider laufenden Vortheil zu verzichten, um mich gegen Nachtheile zu schützen. Allein eben deshalb muß ich Sie auch darauf aufmerksam machen, daß Ihr letzter Vorschlag Ihre wohlmeinende Absicht durchaus nicht erfüllt. Denn wenn Sie mir nur im Verlust, nicht aber auch im Gewinn die genannten hohen Sätze gestatten, so ist für Sie die Möglichkeit da, von mir die zwei Millionen Francs zu gewinnen, die ich vielleicht zur Disposition habe; aber es ist für mich nicht auch die Möglichkeit vorhanden, von Ihnen zwei Millionen Francs zu ziehen. Die gleiche Möglichkeit und die gleiche Unmöglichkeit aber muß auf beiden Seiten da sein, wenn man die Rechtsnatur des Spiels nicht ganz außer Augen setzen will."

Die Industrieritter vom Privilegium sahen sich bestürzt an.

Ein so tiefes Eindringen in die Mysterien ihres Hochstaplerthums hatten sie von einem jungen Manne, den sie zum ersten Male in Heimburgshöh sahen, nicht erwartet. Sie waren noch durchaus nicht mit sich im Klaren, was sie jetzt zu thun oder zu sagen hatten, als der Baron fortfuhr:

„Wenn Sie also bei unserm ausnahmsweisen

Uebereinkommen die Rechtsnatur des Spiels nicht verletzen wollen, so müssen wir dahin contrahiren: daß Sie mir bei einer Conventionalstrafe von 2 Millionen Francs für die ganze Dauer meines Spieles Sätze bis zur Höhe von 400,000 Francs halten wollen. Da Sie durch Ihre erste Bewilligung bewiesen haben, daß Sie vor der Satzhöhe selbst nicht zurückschrecken, so bleibt Ihnen nichts übrig, als meinen Vorschlag anzunehmen, weil das Publikum sonst sehr natürlich zu der Vermuthung kommen könnte, Sie hätten es auf die offenbare Benachtheiligung eines hohen Spielers abgesehen."

Die letzteren Worte des Barons, welche eine versteckte Drohung enthielten, daß er das hinterlistige Verfahren der Spielbank vor der Oeffentlichkeit in das gehörige Licht setzen würde, gaben den Ausschlag.

Die Hohenpriester des Spiellasters wechselten bezeichnende Blicke miteinander aus, worauf Monsieur Trottoir wieder das Wort ergriff:

„Sie haben Recht, Herr Baron; und wir sind in der That beschämt, den von Ihnen aufgestellten Gesichtspunkt übersehen zu haben. Demgemäß nehmen wir denn auch nicht den geringsten Anstand, Ihrem Vorschlage vollständig zu deferiren."

„Ich habe also," fragte der Baron, „als Chef meiner Contrebank die Befugniß, auf jede Chance Sätze bis zur Höhe von 400,000 Francs zu machen; und Sie verpflichten sich bei einer Conventio-

nalstrafe von 2 Millionen Francs, mir diese Befugniß während der ganzen Dauer meines Spiels nicht zu entziehen?"

„So ist es!" erwiederte Monsieur Trottoir.

„Sehr schön, meine Herren!" rief der Baron. „Schreiben wir dies ein wenig auf und beglaubigen wir es durch unsere Unterschrift. Es ist nur, um später das Spiel nicht durch etwaige Zwistigkeiten, die aus Vergeßlichkeit entspringen könnten, zu stören."

Die Herren sahen sich wiederum sehr verdutzt an. So hatte noch kein Spieler mit ihnen zu sprechen gewagt. Sie fühlten sich in ihrer Würde auch dergestalt verletzt, daß sie es schon bitter bereuten, sich mit einem so durchtriebenen Burschen, wie der Baron war, überhaupt eingelassen zu haben.

Doch der durchtriebene Bursche brachte sie schnell wieder auf den richtigen Weg, indem er sagte:

„Sie werden natürlich keinen Anstand nehmen, meinen Wunsch zu erfüllen, weil es in der ganzen Welt keinen Ehrenmann giebt, der sich besinnen würde, dasjenige, was er mündlich zugesagt hat, schriftlich zu bestätigen. Denn eine Weigerung in dieser Hinsicht würde natürlich im ganzen Publikum die Muthmaßung begründen, als hätte man die Absicht, die gethane Zusage zu brechen."

Da lag nun schon wieder eine versteckte Drohung mit der Oeffentlichkeit, welche von Niemandem auf der Welt so sehr gescheut wurde, wie von den Her-

ren der Heimburgshöher Spielhölle, weil diese gar wohl wußten, daß in ihrem Reiche sehr Vieles „faul" war. — Was sollten sie also thun? Da sie einmal A gesagt hatten, mußten sie auch B und C sagen. Der Contract kam in der vom Baron gewünschten Weise zu Stande; und dieser verließ das Administrations-Bureau, indem er die schriftliche, mit dem Namen der beiden Spielpächter unterzeichnete Zusicherung in die Brusttasche steckte.

Während nun die Administration Anstalten traf zum Auflegen der Bank, begab sich der Baron nach dem englischen Hofe, wo er mit Morawsky und dem Doctor Böhm die letzten Anordnungen zu verabreden hatte.

45.

Operationen.

Die Erwartung der gesamten Spielergesellschaft auf die Etablirung der Contrebank wurde für den heutigen Tag getäuscht. Denn wie es hieß, war das dazu erforderliche Personal, welches ungewöhnlich groß sein mußte, noch nicht beisammen.

Dies hatte seine Richtigkeit. Der Leiter des Ganzen, Baron von Hartenfels, bemühte sich daher

im Laufe des Tages, die noch fehlenden Individuen heran zu ziehen, indem er unter der Masse von ruinirten Spielern, welche an dem unseligen Orte umherlungerten, die für seine Zwecke fähigsten Subjecte auswählte und mit ihnen förmliche Verträge abschloß.

So bildete sich eine Contrebank-Gesellschaft, welche aus zwei streng gesonderten Kategorieen bestand: Eingeweihten und Laien.

Zu den ersteren, welche später zu Leitern größerer und umfangreicherer Unternehmungen im industrieritterlichen Gebiete bestimmt werden sollten, gehörten außer dem Baron von Hartenfels und dem Russen noch der Doctor Böhm und die uns bekannten vier Flüchtlinge.

Zu den letztern wurden vor der Hand, und bis man sich von ihrer Brauchbarkeit überzeugt hatte, die Angeworbenen gerechnet, welche man nicht an dem Geschäfte betheiligte, sondern für ihre Dienstleistungen ziemlich hoch salarirte, so daß ihr tägliches Honorar sich auf drei Louisd'ors belief.

Für den Fall, daß die Contrebank reussirte, waren Jedem 10,000 Francs zugesagt, um ihn eifrig in seiner Function zu machen. Der kleine Guillaume, der Baron von Protzen, die alte Gräfinn aus dem goldenen Hirsch, welche man aus ihrer monatlichen monomanen Apathie aufgerüttelt hatte, ein italienischer Abenteurer von höchst dunkler Existenz, Namens

Vincini, eine noch ziemlich junge und hübsche Französinn, die sich Marquise von Chaumont nennen ließ und in dem Rufe stand, ihre Gunst nur für ein Tausendfrancs-Billet zu verschenken, welches sie am folgenden Tage sogleich verspielte; endlich ein belgischer Advokat, welcher sich Chevalier d'Antony nannte: alle diese Leute bildeten das Laien-Personal der Contrebank, zu der sie in keinem andern Verhältnisse standen, als daß sie ihr Croupiersdienste leisten mußten, wie wir sogleich sehen werden.

Da die Contrebank den Plan hatte, der Spielbank Schritt für Schritt zu folgen, also wie diese von Vormittags 11 bis Abends 11 Uhr in Thätigkeit sein mußte, so war das Personal der Contrebank wie das der Spielbank in zwei Abtheilungen getheilt, welche sich von drei zu drei Stunden ablös'ten. —

Am folgenden Tage fand endlich die Etablirung der vielbesprochenen Contrebank statt, aber in einer Weise, aus welcher die Spieler durchaus nicht klug werden konnten.

Sehen wir zuerst, was am Trente-un vorgeht:

Hier sitzen zur Seite des taillirenden Croupiers der Graf Wrsowecz und der Ritter von Waldenburg, ihnen gegenüber der Chevalier d'Antony und die Marquise von Chaumont. Jede dieser Personen hat eine kleine Säule von Zweigul-

denstücken vor sich und in der Hand einen kleinen Talon von Karten.

Diese vier kleinen Talons bilden zusammen genau die sechs Whistspiele, aus denen nach den Regeln des Trente-un der Talon des taillirenden Croupiers bestehen muß. Sie sind indeß unter den vier Personen der Contrebank so vertheilt, daß die eine alle rothen Zehnen und Bilder, die andere alle rothen Karten von 1 bis 9, die dritte alle schwarzen Zehnen und Bilder, die vierte alle schwarzen Karten von 1 bis 9 in der Hand hat.

Sobald der Croupier von seinem großen Talon abzieht und die abgezogenen Karten auflegt, zählt jede der vier Personen diejenigen dieser Karten zusammen, welche den in ihrer Hand befindlichen entsprechen, also die eine die rothen Zehnen und Bilder, die zweite die rothen 1 bis 9, die dritte die schwarzen Zehnen und Bilder, die vierte die schwarzen 1 bis 9. Jede Person nimmt sodann von ihrem Talon die gleiche Anzahl Karten ab und legt sie verkehrt neben sich.

So geht es Coup für Coup die ganze Taille hindurch; und wer sich nun von unsern Lesern die Mühe gegeben hat, dies Manövre zu begreifen, der wird einsehen, daß die Contrebank beim letzten Coup genau wissen mußte, wie viel rothe Zehnen und Bilder, wie viel rothe 1 bis 9, wie viel schwarze Zeh-

nen und Bilder, und wie viel schwarze 1 bis 9 der Croupier noch in der Hand hatte.

Man wird später erfahren, was der eigentliche Zweck dieser ganzen Manipulation war.

Jetzt muß es dem Leser ein eben so undurchdringliches Geheimniß bleiben, wie es ein solches für die ganze Spielergesellschaft war, die dem Manöver anfangs mit großer Spannung zusah, dann aber gleichgiltig dagegen wurde, weil sie wahrnahm, daß nichts Anderes passirte.

Die Mitglieder der Contrebank zählten und sortirten nur Taille für Taille ihre Karten, ohne daß sie irgend einen bemerkenswerthen Satz machten.

Allerdings setzte von Zeit zu Zeit der Eine oder der Andere ein Zweiguldenstück auf das Tableau, entweder auf rouge oder auf noir; allein in diesem Falle setzte sein vis-à-vis gleichfalls ein Zweiguldenstück auf die Gegen-Chance, so daß die Contrebank dadurch weder gewinnen noch verlieren konnte.

Sie büßte nur, wenn das Réfait kam, auf jeder Chance einen Gulden ein, was ihr den Tag über einen Verlust von circa 10 Gulden verursachte.

Ein in die Mysterien des Spiels Eingeweihter würde hieraus sogleich erkannt haben, daß sich die Contrebank durch dieses Setzen und den damit verbundenen sichern Verlust einzig und allein das Recht ihrer vier Plätze am Tische erkaufte; und daß ihr

eigentliches Ziel in den abgezählten Karten zu suchen war.

Da aber mehre Tage vergingen, ohne daß sich hieraus Etwas ergab, so wurde den Zuschauern die Sache sehr langweilig, und sie wandten sich ausschließlich der Operation der Contrebank am Roulette zu.

Hier war die Sache schon ganz anders.

Da saß der kleine Guillaume, der mit dem Baron von Protzen von drei zu drei Stunden alternirte, und entwickelte ein höchst kühnes Spiel auf rouge.

Er hatte anfangs der Hoffnung gelebt, daß die Contrebank ihrem Angriffe gegen die Spielbank die von ihm erfundene, sehr complicirte Figur zum Grunde legen würde. Allein der Baron von Hartenfels hatte ihm den Schmerz bereitet, zu erklären: daß es ganz gleichgiltig sei, welche oder gegen welche Figur man spiele; und daß es daher der Bequemlichkeit wegen besser sein werde, immer nur eine und dieselbe Farbe zu setzen, wobei sich der Baron aus technischen Gründen, die nur dem Eingeweihten bekannt waren, für rouge entschieden hatte.

Demgemäß setzte der Contrebankist am Roulette fortwährend rouge, und zwar zuerst 1 Louisd'or, ging dieser verloren, 3 Louisd'ors, gingen diese verloren, 7 Louisd'ors und so fort. Die Contrebank spielte also das, was man in der Kunstsprache eine

forcirte Martignale nennt, nämlich ein von einem gewissen Herrn von Martignal erfundenes Spiel mit progressiven Sätzen, wobei man die Progression 1, 3, 7, 15, 31, 63, 127, 255, 511, 1023, 2047, 4095, 8191 angenommen hatte.

Die Spieler schüttelten auch über diese Methode verwundert die Köpfe; denn das war ja etwas sehr Altes, etwas hundert Mal Dagewesenes.

Es ist wahr, die Contrebank mußte auf diese Weise pro Coup 1 Louisd'or, also den ganzen Tag über gegen 1200 Louisd'ors gewinnen. Allein sobald der Fall eintrat, daß 13 Mal hintereinander noir heraus kam, hatte sie 16,269 Louisd'ors oder über 325,000 Francs verloren, und es ging ihr wie jedem andern Martignalspieler: sie wurde gesprengt und endlich ruinirt.

Allerdings, wenn man es verhindern konnte, daß die Kugel, nachdem sie zwölf Mal in noir gefallen war, auch zum dreizehnten Male in ein schwarzes Fach fiel: dann hätte durch das beschriebene Spiel die Bank allmälig ausgesogen werden müssen. Indeß wie wollte man denn die Kugel daran verhindern? — das war nicht abzusehen; dazu gab es kein Mittel, wie die Leute meinten; und deshalb spielte die Contrebank ein eben so einfältiges Spiel, wie es schon Hunderte zu ihrem Ruin gespielt hatten.

Auch dies war also langweilig; und schon nach zwei Tagen hatte die so viel besprochene Contrebank

das Schicksal, von keinem der übrigen Spieler mehr beachtet und bemerkt zu werden.

Nur die Croupiers, welche sich schon längst an dem Unfehlbarkeitsdünkel der Spielpächter betheiligt hatten, blickten häufig noch, wenn sie einen hohen Satz auszahlen mußten, mit souverainer Verachtung auf den Baron von Hartenfels, der sich vermessen hatte, mit seinem Satze von 400,000 Francs in solchem Spiele die Bank zu bekämpfen. Man hielt ihn für einen Neuling, der wunders glaubte, welche kostbare Erfindung er an der alten Martignale gemacht hätte; und man freute sich schon auf den Moment, wenn — was nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung alle elf Tage eintreten mußte, — das dreizehnte Mal noir ihn aus allen seinen Himmeln stürzen würde! —

Der Baron seinerseits schien durchaus Nichts zu merken von der Nichtachtung, in die er nach dem kurzen Traume von Berühmtheit gefallen war.

Er befand sich fast den ganzen Tag über im Spielsaale, hin und her wandelnd vom Trente-un zum Roulette und vom Roulette zum Trente-un, seine Gehilfen beaufsichtigend und dem Spiele scheinbar eine große Aufmerksamkeit widmend.

Ein ähnliches Verfahren beobachteten der Doctor Böhm und Morawsky, welcher Letztere (jedenfalls in Folge einer Intervention der Gräfinn Nesseloff)

ganz unbehindert und unbelästigt in der Stadt geblieben war und den Spielsaal wieder betreten hatte.

Man wollte sogar wissen, daß er an der Contrebank mit einigem Gelde betheiligt war, während von dem Doctor Böhm Niemand ahnete, daß er zu derselben in irgend einem geschäftlichen Verhältnisse stand.

Im Gegentheile spielte der Doctor in so fern auf eigene Rechnung, als er drei oder vier Mal des Tages ein Guldenstück vom Ende des Tisches auf die dicht an der Scheibe befindlichen 0 und 00 warf, indem er dabei — weil es oft kurz vor dem Einfallen der Kugel geschah, und der Gulden leicht auf eine andere Stelle fliegen konnte, — mit lauter Stimme annoncirte: „Zéros à cheval!“ Es geschah denn auch manchmal, daß eine dieser Zéros gerade heraus kam, und dann strich der Doctor die ihm ausgezahlten 17 Gulden mit sehr erfreutem Gesichte ein.

Auch der Russe ließ sich hie und da zu einem ähnlichen Spiele herbei, nur daß er statt der Zéros à cheval stets „Double zéro en plein!“ annoncirte.

Der Baron von Hartenfels dagegen spielte nie in Person, sondern schien alle seine Aufmerksamkeit dem Geschäftsgange der Contrebank zuzuwenden. Mit Morawsky und dem Doctor Böhm sprach er so wenig wie möglich. Doch wer sich die Mühe ge-

nommen haben würde, diese drei Männer genau zu beobachten, der hätte als etwas Auffälliges gefunden, daß keiner von ihnen sich länger aus dem Spielsaale entfernte, als es zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse oder zur Einnahme eines kleinen Imbiß in der Kursaal-Restauration nothwendig erschien; so wie, daß niemals Zwei von den Dreien zu gleicher Zeit abwesend waren.

Wir wollen noch bemerken, daß sich das gesamte Capital der Contrebank, zum größten Theile aus französischen Bankbillets bestehend, in einer Cassette befand, welche ihren Platz neben dem Roulettespieler hatte.

Natürlich! Denn da derselbe progressive Sätze zu machen genöthigt war, so konnte er jeden Augenblick in den Fall kommen, nach dem Verluste von 12 Coups den dreizehnten Satz, der allein 8191 Louisd'ors betrug, einzusetzen, so daß also das ganze Capital der Contrebank jeden Augenblick zur Disposition stehen mußte.

46.

Zwei große Coups.

Inzwischen waren bereits 13 Tage vergangen, ohne daß es bis über 12 hintereinander verlorene Coups gekommen war.

Allerdings hatte schon einmal nach 12 noir der dreizehnte Satz gestanden; allein da der Coup rouge wurde, so war die Contrebank der Gefahr entgangen. Sie hatte in dieser Zeit über 15,000 Louisd'ors gewonnen, also ihr ursprüngliches Capital von 400,000 Francs beinahe verdoppelt.

Da der vierzehnte Satz der Progression 16,383 Louisd'ors oder 327,660 Francs betrug, diese Summe aber das dem Baron bewilligte Maximum noch nicht erreichte: so konnte die Contrebank jetzt bereits gegen 14 Mal noir spielen, ein Coup, dessen Eintreten nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf drei Wochen ein Mal vorkam.

So geschah es, daß die Contrebank noch vierzehn Tage spielte, ohne gesprengt zu werden, und daß sich ihr Capital bereits auf eine Million Francs belief.

Man wurde deshalb wieder aufmerksam auf sie, obgleich sich Jeder, der vom Spiele etwas verstand, sagen mußte: es werde der Zeitpunkt kommen, da sie 14 Mal noir gegen sich haben und damit gesprengt werden würde.

Es war vorzüglich dieser unausbleibliche Moment, auf dessen Eintreten sich jetzt die ganze Spielergesellschaft neugierig zeigte.

Viele wünschten ihn sogar herbei! Denn wenn die Spieler auch Feinde der Bank sind, so sind sie doch auch neidisch gegen solche Collegen, welche durch Glück

und noch mehr gegen solche, welche durch wissenschaftliches Verfahren einen großen Gewinn erzielen.

Um die Contrebankisten am Trente-un, welche in ihrem alten Manöver langweilig fortfuhren, bekümmerte man sich gar nicht mehr. Es bemerkte sogar Niemand außer den Croupiers, daß einige jener vier Markirenden zu Ende mancher Taillen eine Nadel mit einem schwarzen oder einem rothen Kopf vor sich hinsteckten. Ueberhaupt wurde man ja aus ihrem ganzen Beginnen durchaus nicht klug. —

Eines Tages am späten Nachmittage, als der Baron von Protzen die Sätze am Roulette handhabte, war bereits zwölf Mal hintereinander noir gekommen.

Der Pointeur machte den dreizehnten Satz auf rouge mit 8191 Louisd'ors; die Kugel fiel; es war abermals noir; und der ganze Haufen von Goldstücken und Bankbillets verschwand unter dem Rateau des Croupiers.

Die Contrebank hatte durch die bisherigen dreizehn Sätze 16,369 Louisd'ors eingebüßt, die sie durch den vierzehnten Satz von 16,383 Louisd'ors mit Gewinn wieder zurückhaben mußte, wenn sie nicht gesprengt sein wollte.

Das heißt, es war nothwendig, daß jetzt, nachdem Protzen den vierzehnten Satz auf rouge placirt hatte, auch rouge heraus kam.

Aber warum sollte gerade jetzt rouge kommen?

— Weil noir schon 13 Mal hintereinander gekommen war? — Das konnte kein Grund sein. — Die Kugel wußte Nichts davon, in welches Fach sie gefallen war. Es konnte in diesem Augenblicke eben so gut noir kommen, wie in jedem andern.

Sehen wir nach, was geschieht; denn auch die andern Spieler sind danach begierig und umgeben den Tisch in einer dichten Galerie.

Jetzt — so waren die meisten überzeugt — sei der Moment gekommen, da die Contrebank den Weg aller Bankgegner gehen, das heißt, gesprengt werden würde. Ging dieser eine Coup verloren, so hatte die Contrebank beinahe 700,000 Francs eingebüßt, und dieser Verlust konnte nicht einmal durch den folgenden Coup, selbst wenn er glücklich war, wieder eingebracht werden, da ein solcher Satz das bewilligte Maximum überstieg.

Es war klar, der Ruin der Contrebank stand nahe vor der Thür.

Die ganze Galerie befindet sich also in der gespanntesten Erwartung.

Die Kugel rollt in großen Kreisen um den Rand der Scheibe herum. Der Baron von Hartenfels, welcher hinter seinem Pointeur steht, blickt nicht hinein, sondern sieht mit seinem ausdrucksvollen scharfen Auge auf den Doctor Böhm, welcher, einen Gulden zwischen den Fingern, am Ende des Tisches

stehend, mit halb zugekniffenen Augen unverwandten Blickes dem Laufe der Kugel folgt.

Endlich macht dieselbe die gewohnten Sprünge; der Croupier ruft: „Rien ne va plus!“ die Kugel fällt in — ein schwarzes Fach.

Allein noch ehe sie den Boden desselben erreicht hat, fällt prasselnd ein Guldenstück in die sich drehende Scheibe, begleitet von dem Rufe des Doctor Böhm: „Zéros à cheval!“

Dieser Ruf und das Klingen des Guldenstückes unterbrechen die Stimme des Croupiers, welcher eben den Mund geöffnet hat, um zu annonciren: „dix-sept, noir, impair, manque!“ statt dessen aber jetzt nach dem Einfallen des Geldstückes in die Scheibe gewohnterweise ruft: „Tout va!“ womit ausgedrückt wird, daß der Coup ungiltig ist und alle Sätze für einen neuen Coup gelten.

Der Ruf des Croupiers wurde von einem allgemeinen „Ah!“ begleitet. Denn der höchste Satz der Contrebank, der ohne das in die Scheibe fliegende Geldstück verloren gewesen wäre, war jetzt gerettet.

Es befand sich nämlich in den Statuten der Spielbank von Heimburgshöh die von der Nothwendigkeit gebotene Bestimmung:

„Wenn während des Umdrehens der Scheibe ein Geldstück oder sonst Etwas hineinfällt, so ist der Coup ungiltig!“

Wir nannten diese Bestimmung eine von der Nothwendigkeit gebotene. Denn wenn sie nicht existirte, so hatte jeder Spieler das Recht, zu glauben, das hineinfliegende Stück habe den Fall der Kugel zu seinem Nachtheile geändert; und so Etwas mußte dem Credite der Bank schädlich sein.

Aber eben weil diese Bestimmung von der Nothwendigkeit geboten und nebenbei noch ganz klar und unzweideutig war, — darum hatte der Baron von Hartenfels darauf eine Machination gebaut, durch welche er es dahin bringen konnte, daß ihm sein höchster Satz nie verloren ging.

Denn wer konnte Jemanden dafür verantwortlich machen, daß ein Geldstück, welches er auf irgend eine Chance werfen wollte, ungeschickterweise in die sich drehende Scheibe fiel?

Dies kam alle Tage mehre Mal vor, und es ließ sich dagegen Nichts sagen.

Wenn es nun gerade auch dann vorkam, sobald der höchste Satz der Contrebank auf rouge stand und die Kugel in noir fiel: so ließ sich darum doch noch nicht mehr dagegen sagen; denn wer konnte beweisen, daß das Geldstück absichtlich hinein geworfen worden war? Und wenn auch! — Selbst das absichtliche Hineinwerfen schloß ja nicht aus, daß der Coup ungiltig wurde; denn die Bestimmung des Statuts enthielt davon Nichts. —

Deshalb waren auch die Croupiers schon daran

gewöhnt, sobald Etwas in die sich drehende Scheibe fiel, diese schnell anzuhalten und zu rufen: „Tout va!“ wie wir dies so eben erfahren haben.

Der Satz der Contrebank war also nicht verloren. Er blieb zum nächsten Coup stehen. Es kam rouge, ohne daß ein Geldstück in die Scheibe fiel.

Der Satz wurde von der Bank ausgezahlt; und die Contrebank hatte ihren gesamten Verlust nebst 13 Louisd'ors zurückgewonnen.

Noch ahnte Niemand, daß dies ein vorher angelegter Plan gewesen war. Selbst die Bank zeigte sich nicht mißtrauisch. Das Spiel ging ruhig weiter. Die Contrebank war fortgesetzt im Gewinn.

Es mochten etwa zwei Stunden nach diesem Vorfalle verflossen sein, als der Graf von Wrsowecz am Trente-un plötzlich mit lauter Stimme rief:

„Attention!“

Es ist dies der gewöhnliche Zuruf, durch welchen ein Pointeur anzeigt, daß er einen besondern Satz machen will, und daß deshalb der Tailleur mit dem Abziehen warten soll, bis der Satz gemacht ist.

Der Croupier, welcher die Karten abzog und nur noch einen sehr dünnen, aus etwa acht Blättern bestehenden Talon in der Hand hielt, wartete denn auch und sah den Grafen fragend an.

Zugleich war der Baron Hartenfels auf jenen Ruf vom Roulette aus herbei geeilt und hatte den Blick auf zwei große Nadeln geworfen, von denen

die eine mit schwarzem Kopfe vor demjenigen Markirenden stand, welcher die schwarzen Zehnen und Bilder hatte, während die andere mit rothem Kopfe vor demjenigen stak, der die rothen Karten von 1—9 abzählte. Der Erstere hielt noch sieben Blätter in der Hand, welche er fächerartig ausbreitete; der Letztere hatte nur noch ein einziges Blatt. Die beiden andern Markirenden hatten gar keine Karten mehr in Händen.

Der Baron hatte diesen Stand der Dinge mit einem Blicke übersehen und annoncirte sogleich:

„400,000 Francs auf noir und 400,000 Francs auf contrecouleur!"

Der Croupier ersuchte den Annoncirenden, diese Summe in Gelde auf das Tableau zu setzen.

Inzwischen hatte Morawsky die Cassette bereits vom Roulette herbei gebracht, und der Baron belegte nunmehr die beiden annoncirten Chancen, jede mit 400 Billets zu tausend Francs.

Nachdem dies geschehen war, rief der Croupier: „Rien ne va plus!" und zog ab.

Die erste Karte, welche aufgelegt wurde als diejenige, so die couleur bestimmt, war eine rothe, nämlich die Carreau-Drei.

Als dieselbe umlag, erscholl es fast gleichzeitig aus dem Munde des Barons und des Russen: „Ah, gewonnen!"

Und doch war der Coup noch nicht vollendet.

Der Croupier zog weiter ab: Drei schwarze Bilder und sagte: „Trois!“

Hierauf legte er die zweite Reihe: vier schwarze Bilder und Zehnen, worauf er sagte: „Quarante! — Rouge perd et couleur!“

Dies hieß: Rouge hat verloren und couleur auch; somit hatten gewonnen noir und contrecouleur, also die beiden von der Contrebank besetzten Chancen.

Die Bank hatte acht Mal hundert Tausend Francs auszuzahlen, was denn auch ohne Widerrede und Murren geschah. —

Wir sind unsern Lesern die Erklärung schuldig, daß — da im Talon des Croupiers nur noch eine rothe Karte von 1 bis 9 und im übrigen nur schwarze Zehnen und Bilder vorhanden waren, — die beiden besetzten Chancen durchaus nicht verlieren konnten.

Es war nur noch der Fall möglich, daß die eine derselben verlor und die andere gewann, wodurch sich der Satz gehoben und die Contrebank nichts verloren gehabt hätte.

Dieser Fall wäre eingetreten, wenn die erste Karte der ersten Reihe eine der schwarzen gewesen wäre; denn alsdann hätte entweder noir verloren und contrecouleur gewonnen, oder noir gewonnen und contrecouleur verloren.

Da aber die erste Karte der ersten Reihe die

rothe gewesen war, so konnten die in das Spiel Eingeweihten sogleich wissen, daß beide Chancen gewinnen mußten.

Ein gleicher Fall des sicheren Setzens trat ein, sobald sich aus den während der Taille aufgeschlagenen Karten berechnen ließ, daß der Croupier nur noch eine schwarze Karte von 1 bis 9 und sonst lauter rothe Zehnen und Bilder im Talon haben konnte. Nur hätte in diesem Falle noir und couleur gesetzt werden müssen. — —

Jetzt wußte oder ahnte man wenigstens auf ein Mal, was die Arbeit der Markirenden der Contrebank zu bedeuten hatte; und alle Welt war darüber einig, daß der Baron von Hartenfels einer der gescheidtesten Menschen des ganzen Erdballs sein müsse.

Allgemein war das Drängen und Glückwünschen um ihn herum, während die Bank wie eine verlassene Geliebte erschien, um die sich Niemand mehr bekümmerte.

Um seinen Triumph vollständig zu machen, gab der Baron seiner Gesellschaft das Zeichen zum Einstellen des Spieles für den noch übrigen Tag, indem er den Mitgliedern verkündete, daß sie ein solennes Souper halten wollten, wozu er so tactvoll war, die gesamte Kurhausgesellschaft einzuladen.

Man nahm diese Artigkeit mit Jubel auf. Mitten im Spielsaale wurde dem jungen Manne, der

gleichzeitig Solon und Crösus genannt ward, ein donnerndes Hoch und Hurrah gebracht.

Die Croupiers am Trente-un und Roulette riefen vergebens ihr „Faites votre jeu, Messieurs!“ Niemand bekümmerte sich mehr um die so schmachvoll besiegte Bank.

Und als der Baron mit seiner Gesellschaft den Saal verließ, folgte ihm Alles so gewissenhaft nach, daß es im ganzen Spielsaale keinen einzigen Spieler mehr gab, und daß die Bank sich veranlaßt fand, heut ausnahmsweise um 8 Uhr gleichfalls Feierabend zu machen.

Eine Stunde später war der „englische Hof“ illuminirt; und in dem großen Saale desselben feierte die Spielergesellschaft von Heimburgshöh ein Freudenfest, das weder vorher noch nachher seines Gleichen hatte.

Zwei Tage darauf las man in den öffentlichen Blättern Frankfurts: „Die Spielbank von Heimburgshöh kann als gesprengt betrachtet werden!“ — — —

47.

Neue Pläne.

Ob Felix unter den Siegen über die Bank wohl noch manchmal des Weibes gedachte, dessen Untreue

ihn auf die Bahn geworfen hatte, auf welcher wir ihn jetzt mit schnellen Schritten voraneilen sehen werden?

Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich.

Denn nächst einer neuen Leidenschaft giebt es für unglückliche Liebe kein besseres Gegengift, als die Verfolgung irgend eines Thätigkeitsweges, an dessen Ende entweder Ehre oder Reichthum winkt.

In unserer Zeit — sagt man — sei das letztere Ziel sogar das bessere, weil es das erstere in sich schließt.

Für Felix gab es überdies noch ein drittes Ziel; und dies Ziel hieß: Rache an der menschlichen Gesellschaft! —

Es durchzitterte ihn mit unbeschreiblicher Wonne, wenn er an die Erfüllung aller der großen und gewaltigen Pläne dachte, die in seinem so schöpferischen Gehirne kreis'ten.

Diese Pläne waren — wie wir wissen — darauf gerichtet, die Menschheit, die das goldene Kalb anbetete und Nichts weiter anzubeten verstand, als das goldene Kalb, unter der Wucht dieses goldenen Kalbes mit Füßen zu treten.

Die menschliche Gesellschaft hatte ihn, den genialen Kopf, gemißhandelt, weil er kein Geld besaß. So wollte er sie denn mit der Ruthe, die sie selbst geflochten, bis zur Vernichtung züchtigen und nachher hohnlachend davongehen.

Man wird erkennen, daß unser Held kein edler Charakter war; aber man wird einräumen müssen, daß er einen stolzen Geist besaß.

Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß er noch mit einem Gedanken der Liebe an Alma hing, die er verachten mußte; und wenn sie dann und wann in seinen Rückerinnerungen auftauchte, so sah er gewiß neben ihr den nichtswürdigen Banquier, von dem sie sich hatte erkaufen lassen.

Dennoch würde man irren, wenn man glaubte, Felix habe den Freiherrn von Goldmann dieserhalb gehaßt. Dazu schien ihm die Persönlichkeit des Banquiers zu unbedeutend; und außerdem war Felix ein viel zu logischer Kopf, um nicht zu finden, daß Jeder das Recht haben muß, das zu kaufen, was er bezahlen kann; und daß also Haß und Verachtung nur Diejenigen treffen, welche sich erkaufen lassen.

Aber der Banquier stand nichtsdestoweniger auf der Gedenktafel des Barons von Hartenfels roth angestrichen. Galt er doch als Repräsentant und Typus Derjenigen, welche das Talent mit Füßen treten, den Geist geringschätzen und den Mammon über Alles setzen.

Darum sollte Goldmann eines der ersten Opfer werden, welche der industrieritterliche Geist unseres Helden seiner Rache bringen wollte.

Aus diesem Grunde hatte Felix von Tag zu Tag gehofft, den Banquier zu der Spielpartie ankommen

zu sehen, die er seiner Maitresse, nach der Versicherung des Kellners im Gasthause, versprochen.

Unser Held hatte seinen Plan bereits fertig. Allein Goldmann blieb aus; und so widmete sich denn der Baron Hartenfels vorläufig seinem nächsten Berufe, der Bank von Heimburgshöh den Todesstoß zu versetzen.

Nach einer ungefähren Berechnung blieben der Bank noch 800,000 Francs übrig, nachdem ihr die Contrebank etwas über eine Million Francs abgenommen hatte. Diese letzteren waren bis auf die zum weiteren Spiele nöthigen 400,000 Francs bereits in Sicherheit gebracht; denn der Geldwechsler Mainzer hatte die ganze Summe nach Frankfurt geführt, und sie dort dem Hause Goldmann gegen Wechsel auf Sicht übergeben.

In Heimburgshöh selbst schien es nicht rathsam zu sein, das Geld lagern zu lassen. Denn bereits zeigten sich unter der Bevölkerung, welche großentheils von der Bank und durch die Bank existirte, bedenkliche Symptome einer Gährung gegen die Contrebank; und diese Gährung wurde sichtbar genährt von dem kleinen Heere der Croupiers, die in dem Untergange der Bank ihren eigenen Ruin, oder vielmehr den Ruin ihrer derzeitigen nichtsnützigen Existenz sahen.

Die Bank hatte für den folgenden Tag das Spiel suspendirt, weil die Spielpächter von den bisherigen

Vorgängen theils durch den Augenschein, theils durch unzählige Berichte ihrer Croupiers und ihrer Mouchards sehr genau informirt worden waren über die industrieritterliche Art und Weise, durch welche die Contrebank ihre so merkwürdigen Siege errungen hatte.

Es kam darauf an, diese Machinationen der Contrebank zu paralysiren: und zu diesem Ende wurde den Tag über in dem Bureau der Administration eine große Berathung gepflogen.

Denn so viel war klar: Ging das Spiel in der alten Weise fort, so war die Bank in Zeit von vierzehn Tagen mit ihrem letzten Friedrichsd'or in die Luft gesprengt.

Von einigen Seiten wurde der Vorschlag gemacht, die Mitglieder der Contrebank durch die Gewalt der ergebenen Polizei kurzweg aus der Stadt weisen zu lassen. Allein in diesem Falle mußte man darauf verzichten, die bereits verlorene Million wieder einzubringen; und das war denn doch am Ende die Hauptsache.

Es fand sich unter den Croupiers des Trente-un einer vor, der im Abziehen der Karten eine so wunderbare Geschicklichkeit besaß, daß er unter drei Coups nach Willkür zwei für die Pointeurs verlieren machen konnte.

Allein da die Contrebank vorkommendenfalls nur den letzten Coup der Taille setzte, wenn er nach

Lage der Karten unverlierbar war, so konnte jene Geschicklichkeit des wackern Mannes hier nicht zur Anwendung gebracht werden, so anerkennenswerth sie auch sein mochte.

Endlich entschied man sich dahin, in jeder Taille nur 20 Coups abzuziehen, und die Karten der 5 bis 9 letzten Coups unabgezogen zusammen zu werfen. Dann würde zwar die Contrebank am Trente-un gar nicht setzen; allein dies war kein Nachtheil, wenn sie nur ihr Spiel am Roulette fortführte.

Denn dort ihrem Manöver ein Ende zu machen, war ungleich leichter: Man durfte nur, so lange die Contrebank existirte, sich der Mühe unterziehen, nach jedem Kugelwurf die Scheibe mit einem Deckel zu bedecken; dann war das Hineinwerfen eines Geldstückes bei dem entscheidenden Coup unmöglich gemacht.

Als diese Neuerungen den Tag darauf der Spielgesellschaft mittels einer Affiche im Spielsalon angezeigt wurden, war Jedermann begierig, was nunmehr die Contrebank beginnen würde.

Die Contrebank aber begann Nichts.

Nur der Baron Hartenfels und Morawsky machten sich das Privatvergnügen, Ersterer am Trente-un, Letzterer am Roulette, ein kleines Spiel für eigene Rechnung zu etabliren, dem man es indeß auf dem ersten Blick ansah, daß es nur aus Hohn unternommen wurde. Denn es verstieg sich nie über

den niedrigsten Satz, zwei und resp. einen Gulden; und es wurde mit solcher Trägheit betrieben, daß höchstens alle fünf Minuten solch ein Geldstück auf das Tableau kam.

Die Bank hatte am Abend von den beiden Chefs der Contrebank genau zehn Gulden gewonnen.

Die Erscheinung wiederholte sich auch am folgenden Tage.

Am Abende dieses Tages aber hatte Baron Hartenfels eine lange Unterredung mit dem Doctor Böhm.

„Wir werden," sagte er zu ihm, „unter den obwaltenden Umständen die acht Mal hundert Tausend Francs der Bank gar nicht, oder wir werden sie in einer Stunde haben."

„Ich bin sehr für das Letztere!" entgegnete der Doctor Böhm, indem er ein wenig ungläubig lächelte.

Denn schon seit einiger Zeit hätte man wahrnehmen können, daß der unächte Jünger Aeskulaps auf das größere industrieritterliche Genie des von ihm erschaffenen Barons ein wenig eifersüchtig war.

Der Baron kehrte sich indeß durchaus nicht an das ungläubige Lächeln des Doctors, sondern fuhr fort:

„Freilich wird es dabei nicht ganz ohne Verletzung unseres Princips zugehen können."

„Welches Princips?"

„Nun, dessen, welches unsere Verbindung adop-

tirt hat: uns niemals der Gefahr auszusetzen, mit der Criminalpolizei in Conflict zu gerathen."

„Ah!"

„Es wird nothwendig sein, uns diesmal eines Mittels zu bedienen, welches einige Aehnlichkeit hat mit dem früher von Ihnen selbst vorgeschlagenen.

„Ah!" — machte der Doctor zum zweiten Male, indem er sich in die Brust warf, wie der Erfinder einer guten Idee, die man verkannt hat, aber endlich doch anerkennen muß. — „Sie kommen also darauf zurück?"

„Nur ausnahmsweise."

„Freilich: nulla regula sine exceptione!"

„Und zumal, da uns die Bank durch ihren Deckel beim Roulette selbst die Mittel in die Hände liefert."

„Hm! hm! Das wäre!"

„Doch vor allem eine Frage. Sie sind Chemiker, Herr Doctor?"

Der Doctor machte eine zustimmende Bewegung mit dem Kopfe und ließ sein Gesicht den Gedanken ausdrücken: es möchte Wenige geben, die ihm glichen.

„Würden Sie vielleicht zufällig gleich im Stande sein, eine Masse anzufertigen oder zusammen zu setzen, die durchsichtig wie Wasser, erkaltungsfähig und dabei so klangreich ist, daß eine elfenbeinerne Kugel, die darauf fällt, einen hellen Ton erzeugt."

Der Doctor sann einen Augenblick nach, während der Baron fortfuhr:

„Ich selbst würde dies fertig bringen; allein es fehlt mir im Augenblick der Namen einer einzigen Ingredienz, und ich habe meine Bücher nicht bei mir.“

„Vielleicht,“ hob der Doctor an, „würde ich Ihre Frage schneller beantworten können, wenn Sie mich in den Mechanismus selbst einweihen wollten.“

„Ich habe,“ entgegnete der Baron, „durchaus keinen Grund, dies nicht zu thun. Hören Sie also: Sie wissen, daß die Fächer der Scheibe, in welche die Kugel fällt, aus Messingblech bestehen, daß aber ihr Boden mit grünen Tuchflecken bedeckt ist, welche der einfallenden Kugel den hellen Klang benehmen.“

„Nun, und . . . ?“

„Eben so wissen Sie, daß seit gestern, da man nach jedem Kugelwurf die Scheibe mit dem hölzernen Deckel belegt, Sätze auch noch dann angenommen werden, wenn die Kugel schon eingefallen ist. Erst in dem Augenblicke, da der Croupier den Deckel abheben will, um den entscheidenden Coup zu sehen, ruft er sein „Rien ne va plus!““

„Ah, nun begreife ich, wohin Sie zielen.“

„Das freut mich. Es käme also nur noch darauf an, daß wir die erwähnte Masse haben, die wir auf den Boden des Faches einer bestimmten Nummer auftragen können.

„Diese Masse werden wir bis morgen Abend haben.“

„Herrlich! Dann käme es weiter darauf an,

welcher von unsern Freunden so viel Geschicklichkeit, Furchtlosigkeit und Zuverlässigkeit besitzt, um ihm die nächtliche Mission anvertrauen zu können, das Fach zu präpariren."

„Am geeignetsten dazu würde mir der Graf erscheinen, wenn nicht vielleicht Sie selbst es vorzögen —" fügte der Doctor mit einem etwas hämischen Blicke hinzu.

„Ich selbst," fiel der Baron ein, „würde mich sofort dazu verstehen, wenn ich, offen gesagt, nicht fürchtete, mich bei dieser für die ganze Gesellschaft so wichtigen Operation allzusehr als Neuling zu benehmen, wodurch der Plan selbst möglicherweise vereitelt werden könnte. Auch bin ich überzeugt, daß es die Natur unserer Verbindung erheischt, jedes Mitglied eine Probe von Geschicklichkeit nach seiner individuellen Fähigkeit ablegen zu lassen; und meine Fähigkeiten, die ich bereits erprobt habe, beruhen mehr im Kopfe, als in Händen und Füßen."

Der Doctor fühlte sich mit seiner hämischen Bemerkung geschlagen.

„In diesem Falle," sagte er, „würde ich den Ritter von Waldenburg proponiren, der für die Verbindung noch Nichts gethan hat, dessen Handgeschicklichkeit und Furchtlosigkeit aber außer allem Zweifel stehen."

„Gut denn!" beschloß der Baron das Gespräch; „bedienen wir uns des Ritters. Für alle Fälle werde ich ihn zu unterstützen suchen; und für mor-

gen Abend halten Sie die Masse bereit, die wir am Ende erst ein wenig probiren müssen."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung und werde nicht auf mich warten lassen. Wo kommen wir zusammen?"

„Im Zimmer des Russen."

„Wann?"

„Ich denke um 9 Uhr."

„Charmant!"

Die beiden Industrieritter trennten sich.

48.

Das nächtliche Werk.

Am nächsten Abende war das Spiel, welches jetzt einen etwas kleinlichen Charakter angenommen hatte, zur gewöhnlichen Zeit, nämlich um 11 Uhr, geschlossen worden.

Die Croupiers hatten Kasse gemacht, die Diener hatten die schweren ledernen Beutel mit den Silberstücken und Goldrollen in das Bureau der Bank getragen, der Partie-Chef hatte es mit der Cassette der Werthpapiere eben so gemacht; der Saal war leer.

Nachdem ein Diener gleich darauf die Oellampen an den Lustres ausgedreht, einen auf dem Divan

ruhenden Schläfer geweckt und sich in seiner Gesellschaft entfernt hatte, lagerte tiefe Finsterniß und das Schweigen eines Grabgewölbes auf den furchtbaren Hallen, in denen schon so viele Existenzen, bürgerliche und adlige, arme und reiche, zerrüttete und hoffnungsvolle, ihr fürchterliches Ende gefunden hatten.

Wenn man diesen so langen und hohen Saal bei Nachtzeit durchschritt, dann mußte man sich wie von Geisterhauch angeweht fühlen von den Dünsten des Angstschweißes, der die Atmosphäre schwängerte und heimlich zu flüstern schien von gemordeten Seelen, demoralisirten Herzen und verfaulten Leibern!

Es war bei Nacht ein schauervoller Ort, dieser Saal, welcher am Tage von dem Luxus des Ameublements und der Toiletten und am Abende von dem Glanze der durch die Spiegel vertausendfachten Lichtflammen strahlte.

Auch war es bisher noch Niemandem eingefallen, ihn bei Nachtzeit zu betreten. Denn man hätte dort nichts gefunden, was der Mühe des Suchens werth gewesen wäre.

Die mit großen grünen Decken von Serge belegten beiden Spieltische, welche in dieser Verhüllung wie zwei große Särge erschienen, in welchen das Lebensglück ruinirter Menschen zum ewigen Schlafe eingesargt war, — diese beiden Tische enthielten Nichts, was die Habsucht eines Diebes hätte reizen können. Pappkästen, Geldreservoirs ohne Geld und

Rateaux waren die einzigen Gegenstände, welche sich unter den grünen Decken vorfanden; und sie konnten für Niemand einen Werth haben.

Das Geld der Bank befand sich ganz außerhalb dieses Saales in dem Bureau, welches nahe dem Haupteingange gelegen war.

Hier hatte man für seine Sicherheit aufs Beste gesorgt. Nicht allein, daß es in einem großen feuer- und diebssichern Schranke aufbewahrt wurde, zu welchem einer der Spielpächter den Schlüssel jeden Abend in seine Wohnung nahm, so mußte auch allnächtlich einer der Bedienten der Bank in jenem Bureau schlafen, wohl bewaffnet mit Degen und Pistolen.

Außerdem befand sich ein besonderer Wächter, der von zwei zu zwei Stunden durch seinen Collegen abgelöst wurde, vor dem Haupteingange des Kurhauses, auf welchem Posten er das einzige Fenster des Bureau, das noch dazu durch einen starken Laden verschlossen war, überwachen konnte.

Es war also eine positive Unmöglichkeit, mittels eines heimlichen Einbruches zu dem Gelde der Bank zu gelangen.

Aber in demselben Maße, in welchem die Bewachung des Spielschatzes vervollkommnet worden war, hatte man die des Spielsaales vernachlässigt.

Man nahm sich nicht einmal die Mühe nachzusehen, ob die Fenster gehörig verschlossen waren, obgleich deren Entfernung vom Boden kaum sechs Fuß

betrug; und was die große Glasthür betrifft, welche aus dem Saal auf die Terrasse und so nach dem offenen Park führte, so begnügte sich der Diener, der die Lichter auslöschte, einfach damit, den innen stekenden Schlüssel zwei Mal herum zu drehen. Er hielt indeß diese Vorsicht für so nutzlos, daß er schwerlich aus dem Bette aufgestanden sein würde, wenn ihm noch vor dem Einschlafen beigefallen wäre, daß er in jener Beziehung die Ausübung seiner Pflicht vergessen hätte.

An dem Abende, von welchem wir reden, wußte er zwar gewiß, daß er sich einer solchen Nachlässigkeit nicht anklagen durfte, aber eben so gewiß war es auch, daß eines der hintern Fenster zwar zugedrückt, aber nicht mit dem Wirbel verschlossen worden war.

An diesem im Allgemeinen so gleichgiltigen Umstande war einzig und allein der Russe Schuld, der noch spät Abends am Roulette gespielt und — wenn auch nur mit einzelnen Gulden — so heftig und leidenschaftlich pointirt hatte, daß, als ihm zwanzig Gulden bald hintereinander verloren gegangen waren, dicke Schweißtropfen auf seiner Stirn standen.

Indem er bemüht gewesen war, diese seine so heiße Stirn zu kühlen, war er an das Fenster getreten, hatte dasselbe geöffnet, sich mit seinem Taschentuche den Schweiß abgewischt, einige Minuten der freien Luft gestattet, sein Haupt zu umfächeln, und

dann das Fenster wieder herangedrückt. Daß er bei dieser Gelegenheit zufolge seiner innern Aufregung nicht daran dachte, die Wirbel vorzudrehen, wird man sehr natürlich finden; und eben so wenig wunderbar war es, daß er sich nachher auf den am Fenster sich hinziehenden Divan warf, um sich von seiner Erschöpfung zu erholen.

Er blieb hier so lange in ruhender Stellung, bis das Spiel gänzlich vorüber war, und die Croupiers sich entfernt hatten. Erst als der Diener, welcher die Lichter auslöschte, in seine Nähe kam und ihn erweckte, fand er es angemessen, den Spielsaal zu verlassen, aber freilich nicht, ohne von dem Diener, mit dem er ein interessantes Gespräch anknüpfte, begleitet zu werden. —

Man sieht also, es war durchaus nicht die Schuld des wackern Dieners, wenn der an und für sich so gleichgiltige Fensterwirbel diesen Abend nicht zugedreht wurde. —

Um 2 Uhr nach Mitternacht liegt ganz Heimburgshöh unter allen Umständen im tiefsten Schlafe; also auch heut.

Die Laternen waren sowohl in den Straßen als auch in dem Parke und vor dem Kurhause längst gelöscht.

Selbst die Polizeiagenten, welche sich allabendlich in Civilkleidern längs der Promenaden und in den Wegen und Gebüschen des Parks umhertummeln

um verliebte Paare aufzustöbern, hatten sich schon seit einer Stunde zur Ruhe begeben. Und überdies war die Nacht eine so finstere, wie sie von den furchtsamsten Dieben nur immer gewünscht werden konnte.

Da erschienen an dem rechten Flügelgebäude des Kurhauses zwei Männer mit leisem Schritte, aber mit einer gewissen Sicherheit in Gang und Haltung.

Wäre die Nacht nicht so sehr dunkel gewesen, so würde man erkannt haben, daß Beide schwarze Masken vor dem Gesichte hatten und in sehr weite, aber dünne Mäntel von dunklem Zeuge eingehüllt waren.

Ohne ein Wort zu sprechen, näherten sich die beiden Personen dem hintern Fenster des Spielsaals. Dann stellte sich der eine von ihnen vor dasselbe hin, bückte sich tief zur Erde, nahm den Begleiter dadurch auf die Schultern und richtete sich nun in ganzer Länge auf.

Der auf den Schultern sitzende Mann konnte jetzt das Fenstergesims erreichen. Indem er sich an einem daran befindlichen Haken festhielt, erhob er sich so, daß er mit den Füßen auf den Schultern seines Begleiters zu stehen kam; und nun konnte er ohne Mühe das Fensterkreuz erfassen.

Seine nächste Operation bestand darin, daß er gegen den einen Fensterflügel einen leisen Druck ausübte, worauf sich der Flügel ohne alles Geräusch öffnete.

Der Mann schwang sich nun, das Fensterkreuz umklammernd, ohne alle Schwierigkeit durch die Oeffnung und stand eine Secunde darauf mitten in dem dunklen Spielsaale.

Sein Begleiter hatte inzwischen die Stelle am Fenster verlassen und war auf die Terrasse geeilt, von wo aus die große Glasthür in den Spielsaal führte. Als er dort ankam, drehte sein Genosse von innen den Schlüssel herum, und die beiden Männer befanden sich nun am Ziele ihres Weges, nämlich an dem verdeckten Roulette-Tische.

Um vor jeder Ueberraschung gesichert zu sein, schlossen sie die drei Thüren ab, welche aus dem Spielsaale in die Nebengemächer führten und niemals verschlossen wurden. Außerdem drehten sie auch den Schlüssel der großen Glasthür wieder zu, verriegelten alle Fenster und verhüllten sie sorgsam mit den großen rothsammetnen Vorhängen, die zu ihrer Zierde dienten.

Dann nahmen sie die große grüne Decke vom Roulette-Tische ab und verhängten damit lichtdicht die Glasthür, so daß sie also nunmehr vor dem Eindringen jedes Schrittes und jedes Blickes gesichert waren.

Jetzt machten sich die beiden Männer an ihr eigentliches Werk.

Während der eine von ihnen den Deckel von der Scheibe des Roulette abhob, zog der andere eine

kleine von allen Seiten umschlossene Blendlaterne hervor, zündete dieselbe mittels eines Streichhölzchens an und stellte auf die Krone derselben ein kleines Näpfchen von Porzellan, in welchem sich eine gläserne Masse befand.

Nach Verlauf von fünf Minuten war diese Masse flüssig.

Derjenige der beiden Männer, welcher den Deckel abgehoben, hatte sich inzwischen die Scheibe genau betrachtet, in welcher auf dem Boden drei verschiedener Nummerfächer die drei kleinen elfenbeinernen Kugeln lagen, von deren Falle schon so manches Menschenleben zerschmettert worden war.

Er drehte die Scheibe so, daß die 00 vor ihn zu stehen kam, ließ sich von seinem Gefährten einen kleinen, breiten Pinsel reichen, tauchte denselben in die flüssige Masse und strich diese nun — während der Andere die Blendlaterne öffnete, daß der Lichtschein auf die Stelle fiel, — auf das grüne Tuchfleckchen, mit welchem der Boden des Faches der 00 belegt war.

Zu dieser Arbeit bedurfte es kaum mehr Zeit, als wir gebraucht haben, sie zu beschreiben.

Als sie vollendet war, wurde die Laterne gelöscht, das Handwerkszeug eingesteckt, der Deckel wieder auf die Scheibe gelegt und der Tisch mit der grünen Decke, die man von der Glasthür abnahm, wieder bedeckt.

Es blieb nur noch übrig, die Fenstervorhänge wieder in Ordnung zu bringen und die verschlossenen drei Thüren wieder zu öffnen.

Auch dies geschah ohne Zeitverlust; und als es geschehen war, verließen die beiden Männer den Spielsaal mittels eines Sprunges aus demselben Fenster, in welches der eine von ihnen eingestiegen war.

Sie hatten während der ganzen Operation kein Wort miteinander gesprochen und waren nicht durch das geringste Geräusch gestört worden.

49.

„Va banque!"

Am folgenden Morgen um 11 Uhr wurde da Spiel wie gewöhnlich eröffnet.

Nichts verrieth ein besonderes Ereigniß.

Die Contrebank hatte drei Tage Nichts von sich sehen und hören lassen. Man hielt sie durch die neuen Einrichtungen, welche die Bank getroffen hatte, in ihrer Machination für besiegt; und wenn sie noch weitere drei Tage in ihrer Unthätigkeit verharrte, so war alle Ursache zu der Annahme vorhanden, daß sie vergessen sein würde.

Auch heut fand sich von dem Personal der Contrebank Niemand ein, als der Baron Hartenfels und der Russe, die ihr gewöhnliches Spiel trieben, nur mit dem Unterschiede, daß der Letztere am Trente-un und der Erstere am Roulette pointirte.

Aber es gab noch einen zweiten Unterschied: der Baron pointirte heut mit Friedrichsd'ors auf einzelnen Nummern; und dies erregte in gewisser Weise die Aufmerksamkeit der Spielgesellschaft.

Er setzte manchmal sehr zeitig, manchmal auch erst, nachdem die Kugel bereits gefallen, und ehe der Deckel zum Abheben erfaßt war.

Zum jedesmaligen Abheben des Deckels von der Scheibe stand ein Diener in Livree neben dem Croupier, der die Kugel warf.

Sobald der Croupier nach dem Einfallen der Kugel, welches genau zu hören war, die Worte aussprach: „Rien ne va plus!“ hob dieser Diener den Deckel ab; und nun wurden von dem Croupier die getroffenen Chancen ausgerufen.

Der Baron besetzte mit seinem Friedrichsd'or bald diese, bald jene Nummer. Er saß nahe den beiden Zéros, hatte ein kleines Häufchen Goldstücke vor sich, daneben ein Päckchen mit französischen Bankbillets und in der Hand eine Markirkarte, in welche er die herausgekommenen Nummern einschrieb.

Er machte ein sehr nachdenkendes Gesicht, auf welchem zu lesen war, daß er sehr viel rechnete.

Diese Beschäftigung seines Gehirns mochte denn auch Schuld sein, daß er manchmal erst kurz zuvor setzte, ehe die Scheibe aufgedeckt wurde.

Wer indeß das Vermögen gehabt hätte, seine kleinsten Bewegungen zu beobachten, würde wahrgenommen haben, daß er bei dem Einfallen der Kugel sein Gehör anstrengte, um Etwas zu erhorchen.

So hatte das Spiel bereits eine Viertelstunde gedauert, ohne daß es dem Baron gelungen war, eine der von ihm besetzten Nummern zu treffen.

Da rollte die Kugel abermals, und der Diener bedeckte die Scheibe.

Der Baron schob ein Häufchen von sechs bis acht Friedrichsd'ors auf die Nummer 4.

Die Kugel machte ihre gewohnten Sprünge, was man unter dem Deckel hervor deutlich hörte.

Endlich fiel sie ein.

Der Baron spitzte das Ohr.

Kaum hatte sich der Croupier seinerseits durch das Gehör überzeugt, daß die Kugel in ihrem Fache lag, so schob der Baron das vor ihm liegende Päckchen Bankbillets schnell auf die 00, indem er rief: „Tout va!“

Die Gesellschaft gerieth in Aufregung, denn man sah es dem Päckchen an, daß es eine bedeutende Summe enthielt.

Auch die Croupiers wurden von diesem plötzlichen Satze, hinter welchem sie instinctartig einen gro=

ßen Coup ahnten, in Bestürzung versetzt, so daß der ausrufende Croupier noch einige Secunden vergehen ließ, bevor er rief:

„Les billets vont jusqu'à la concurrence du maximum!"

„De quatre cent mille francs!" fügte der Baron vervollständigend hinzu, indem er den Croupier mit einem Blicke ansah, welcher sagte: Dies ist mein contractliches Maximum.

„Jusqu'à la concurrence du maximum de quatre cent mille francs!" wiederholte der Croupier, und die Andern sprachen es ihm nach.

„Rien ne va plus!" rief der Erstere wieder.

Der Diener hob den Deckel ab.

Die Hälse aller Spieler und Zuschauer reckten sich, um in die enthüllte Scheibe zu sehen.

Ein allgemeines verwunderungsvolles „Ah!" verkündete, daß die 00 getroffen hatte.

Es war eine bloße Formalität, daß der Croupier noch ausrief:

„Double zéro, noir, pair et passe!"

Die Croupiers scharrten alle Sätze ein, darunter auch die auf die Nummer 4 gesetzten Goldstücke des Barons. — Nur die Sätze auf noir, pair und passe blieben stehen, sowie die auf die 00 gesetzten Billets des Barons.

Man mußte sich anschicken, die letzteren zu zählen, um die 35fache Summe als Gewinn auszuzahlen.

Es befanden sich in dem Päckchen 11 Billets, jedes von tausend Francs.

Der darauf auszuzahlende Gewinn belief sich daher auf 385,000 Francs.

Die Bank hatte diese Summe nicht vorräthig, da sie seit drei Tagen nicht mehr darauf rechnete, daß die Contrebank auf einmal einen so hohen Satz machen würde.

Man sandte also nach der Kasse, um die fehlende Summe herbeizuschaffen.

„Halten Sie deshalb das Spiel nicht auf, meine Herren!“ sagte der Baron mit der Ruhe eines Millionairs, der die Nachricht erhält, daß er das große Loos gewonnen hat. „Die Herren hier sind Zeuge, daß mir die Bank 385,000 Francs schuldet. Weiter, wenn ich bitten darf.

Die Gesellschaft wurde bei diesen Worten von einer Art Grauen erfüllt; denn ihr Erstaunen über das Außerordentliche des so eben gesehenen Ereignisses war allmälig zu der Ueberzeugung übergegangen, daß sie in dem Baron einem dämonischen Wesen, wenn nicht gar dem Teufel selbst gegenüber stand.

Die Bestürzung und Verwirrung der Croupiers war vollends über allen Ausdruck.

Der taillirende Croupier zitterte so sehr an den Händen, daß er kaum im Stande war, die Kugel aus dem verhängnißvollen Fache zu nehmen, welches

sonst nur dazu bestimmt war, die Spieler auszubeuten und zu ruiniren, und jetzt dazu gedient hatte, die Bank auszubeuten und dem gänzlichen Ruin nahe zu bringen.

Die allgemeine Bestürzung gönnte denn auch Niemandem Muße, nur entfernt zu überlegen, auf welche natürliche Weise solch ein wunderbarer Coup ausgeführt worden sein könnte; und während Einige von einem merkwürdigen Glücksfalle sprachen, ließ es sich die Mehrzahl nicht ausreden, daß man es hier mindestens mit einem Schwarzkünstler, Zauberer oder Hexenmeister zu thun habe.

Spieler sind immer noch abergläubischer als Jäger und alte Weiber, weil ihr Lebensberuf ein noch viel nichtsnütziger ist! —

Inzwischen hatte der Croupier endlich die Kugel erfaßt und von neuem geworfen, nachdem er von dem Baron noch einmal zur Fortsetzung des Spieles aufgefordert worden war.

Es setzte indeß Niemand, weil Jedermann nur auf Das gespannt war, was jetzt noch weiter passiren würde.

Vor der Hand aber passirte nichts weiter, als daß die beiden Spielpächter herein traten und sich dem Baron mit allen Geberden tiefster Unterthänigkeit näherten.

Dadurch wurde das Spiel wiederum unterbrochen.

„Was wünschen Sie, meine Herren?" fragte der

Baron die beiden Hohenpriester des Spiellasters im besten Französisch.

„Mein Herr," nahm der eine von ihnen das Wort, „der für den Augenblick disponible Baarfond der Bank ist durch Ihren heutigen Gewinn absorbirt. Wenn wir ihn auszahlen, wird die Bank heut nicht weiter spielen können. Wenn Sie Sich jedoch mit diesem Bon hier bis morgen begnügen wollen, so könnte das Spiel seinen Fortgang haben."

Der Baron nahm das kleine Papier und sah es mit einer Miene an, in welcher man alles Mögliche lesen konnte.

„Sie überlegen?" fragte der andere der Spielpächter.

„Um Ihnen einen andern Vorschlag zu machen," entgegnete der Baron, dem es klar zu werden schien, daß er gegenüber von Leuten, welche in der nächsten Viertelstunde bankerott sein mußten, sicher zu gehen hätte. — Wie hoch beläuft sich Ihr noch übriger Fond?"

„Auf 400,000 Francs!"

„Und die stehen?"

„Bei dem Hause Goldmann in Frankfurt am Main."

„Gut. Sie schulden mir 385,000 Francs; ich gebe Ihnen hier baar 15,000 Francs, Sie händigen mir dafür sogleich einen Sichtwechsel auf Gold-

mann über 400,000 Francs ein, und das Spiel geht weiter. Wollen Sie?"

Die beiden Spielpächter sahen sich mit bedeutsamen Blicken an.

Der Vorschlag mit dem Wechsel, obwohl er sich von dem Bon in nichts Wesentlichem unterschied, war offenbar nicht nach ihrem Geschmacke.

Sie zögerten daher mit der Antwort.

Dies bestärkte den Baron in der Richtigkeit seines gleich anfangs gefaßten Argwohns, der darin bestand, daß die beiden Spielpächter die Absicht hätten, für den Fall der Sprengung der Bank durchzugehen und sich 400,000 Francs zu retten.

Er fuhr daher nach kurzer Pause fort:

„Mein Vorschlag erscheint Ihnen nicht annehmbar, meine Herren? — Gut, so zahlen Sie meinen Gewinn aus, und wir spielen nicht weiter."

Dies schien indeß dem Wunsche der Herren eben so wenig zu entsprechen.

Sie waren jetzt offenbar von dem Triebe jedes Spielers erfaßt, mit dem letzten Reste ihres Vermögens den Versuch zur Wiedergewinnung des Verlorenen zu machen.

Sie wandten sich daher an Silberschmidt, der eben heran geschlichen war, und wechselten einige Worte mit ihm, während Mainzer, der sich gleichfalls kurz zuvor eingefunden hatte, leise mit dem Baron sprach.

Der Kampf zwischen der Bank und der Contrebank schien sich zugleich zu einem Kampfe zwischen den beiden Geldwechslern ausgebildet zu haben.

„Würde Ihnen," hob endlich einer der Spielpächter, gegen den Baron gewendet, wieder an, „ein Accept des Banquiers Silberschmidt genügen?"

Mainzer flüsterte dem Baron schnell einige Worte zu.

„Nein, meine Herren," antwortete dieser darauf; „die Contrebank muß für jede Verbindung mit der Firma Silberschmidt danken. Dagegen wird Ihnen hier der Banquier Mainzer auf der Stelle eine Tratte auf Goldmann in Frankfurt discontiren."

Die Spielpächter sahen ein, daß der bittere Kelch, den sie schon so Vielen gereicht hatten, jetzt an ihnen nicht vorüber gehen würde. Sie willigten also endlich ein.

Der Baron übergab an Mainzer 15 Tausendfrancs-Billets, worauf sich die Spielpächter und die Banquiers nach dem Bureau begaben, um das Geschäft in Ordnung zu bringen.

„Noch ein Wort, meine Herren!" rief ihnen der Baron zu.

Die Abgehenden wandten sich zurück.

„Wie viel beträgt nach Abmachung des Geschäfts der ganze Fond der Bank noch?"

„Circa 400,000 Francs!"

„Lassen Sie diese 400,000 Francs sogleich hier

auf den Tisch bringen. Wir wollen darum ein Spiel auf Tod und Leben spielen."

Die Spielpächter sahen sich zitternd an.

Wäre es einem tugendhaften Menschen möglich, mit solchen Teufelsseelen, die den Tod und das Elend Tausender von Menschen auf dem Gewissen trugen, irgend wie Mitleid zu haben; — er würde es hier beim Anblick dieser Armesündermienen gehabt haben.

Kaum besaßen die Spielpächter die Kraft, ihren Gehorsam gegen die Befehle des Barons stotternd auszudrücken.

Dann entfernten sie sich.

Das Spiel hatte begreiflicherweise während der ganzen Scene geruht. Die Croupiers, deren Existenz nicht minder bedroht war, als die ihrer Herren, zeigten die höchste Bestürzung und Angst. Aber keiner wagte es, ein Wort zu sprechen. Nur mit den Augen suchten sie sich ihre Ansichten über das Schreckliche ihrer Lage mitzutheilen.

Diese sonst so brutalen Menschen, welche, von dem Unfehlbarkeitsdünkel der Spielpächter angesteckt, jeden Spieler als Schuhputzer behandelt und oft sogar zu offenbaren Insulten sich verstiegen hatten, waren plötzlich kleinmüthig geworden wie Bettelfrauen. Sie saßen da wie Leiber von Thon mit Seelen von Schafsleder.

Da der Baron nicht spielte, so spielte Niemand. Die ganze Gesellschaft glich einer Versammlung ver-

steinerter Wesen, wie man sie bei den Ausgrabungen von Pompeji gefunden haben würde, wenn man zur Zeit Pompeji's schon das Roulette gekannt hätte.

Erst als die Diener das Geld brachten, kam etwas Leben in die Croupiers. Sie mußten das Geld auflegen und durchzählen.

Der Baron war an den Tisch des Trente-un getreten und hatte zuerst mit dem Russen, dann mit dem Partie-Chef einige Worte gewechselt.

Der Russe entfernte sich.

Der Partie-Chef erklärte das Trente-un, an welchem ohnehin schon Niemand mehr spielte, für geschlossen und ließ den Geldvorrath auf den Tisch des Roulette bringen.

Inzwischen hatte sich der Saal allmälig mit Menschen gefüllt, welche von der Nachricht des großen Ereignisses herbei gezogen worden waren.

Auch die Mitglieder der Contrebank zeigten sich etwas später vor der großen Glasthüre, auf der Terrasse, ohne jedoch einzutreten. — Wer sie genauer betrachtet hätte, würde gefunden haben, daß sie unter ihren Röcken Etwas verbargen.

Während diese Ansammlung der Mitglieder der Contrebank vor der Thür der Terrasse noch stattfand, war der Baron wieder an's Roulette getreten, wo man die Zählung des Geldes vollendet hatte.

Auf seine Frage nach dem Betrage der Summe wurden ihm 396,000 Francs genannt.

„Jouons, Messieurs!“ sagte er mit der Gleichgiltigkeit eines Menschen, der seine Gesellschaft zu einem Spiele mit Bohnen auffordert.

In diesem Augenblicke trat der Geldwechsler Mainzer ein, gefolgt von den Spielpächtern und Silberschmidt.

Das Geschäft war zu Ende gebracht. Mainzer zeigte dem Baron den Wechsel auf Goldmann.

„Gut!“ sagte der Baron leise zu dem Banquier. „Nehmen Sie sogleich Extrapost und versichern Sie Sich der Summe.“

Mainzer ging freudestrahlend ab, aber nicht, ohne sich die Genugthuung zu gönnen, auf Silberschmidt einen vernichtenden Blick zu werfen.

„Faites votre jeu, Messieurs!“ rief der Croupier, indem er die Kugel warf, und der Diener den Deckel auf die Scheibe legte.

Die ganze Gesellschaft, die das Roulette in einer dichten Galerie umgab, hatte alle Lust zum eigenen Spiel verloren und nur Sinn für Das, was sich begeben würde. Niemand setzte; und der Baron war genöthigt, sein Spiel allein zu machen.

Es geschah genau so, wie eine halbe Stunde zuvor: dieselben kleinen Sätze auf einzelne Nummern, dieselbe Aufmerksamkeit im Aufschreiben der herausgekommenen, dasselbe Nachdenken, dieselbe Anstrengung des Gehörs.

Die letztere wurde wesentlich unterstützt durch die

heilige Stille, welche auf der Gesellschaft des unheiligen Ortes lag.

Alles war in gespannter Erwartung auf den Hauptcoup.

Denn daß ein Hauptcoup kommen würde, davon war man nach dem bisherigen Vorgange fest überzeugt.

Auch die Spielpächter waren an den Tisch heran getreten, und man sah es ihren bleichen Gesichtern an, daß hier über Sein und Nichtsein gewürfelt wurde.

So waren etwa zwölf bis vierzehn Coup vorüber gegangen, und die Kugel hatte eben wieder den Boden des Faches berührt, in das sie eingefallen, als der Baron, die Hand auf den Deckel legend, ausrief:

„Attention, Messieurs!“

Er wandte sich zu den Spielpächtern:

„Meine Herren,“ sagte er, und alle Welt horchte hoch auf; „ich bin mit dem Entschlusse hierher gekommen, das höllische Institut, welches man privilegirte Spielbank nennt, mit Hilfe der Wissenschaft zu vernichten. Ich stehe an dem entscheidenden Coup. Verliere ich ihn, so werde ich — das weiß ich gewiß — Alles verlieren, was ich bisher gewonnen. Denn alsdann hat mich meine Wissenschaft betrogen.“

Das Gesicht der Spielpächter heiterte sich bei dieser Aussicht auf. Der Baron war also seiner Sache nicht gewiß; er zweifelte. Es war

daher möglich, daß die Bank noch Sieger werden konnte.

Der Baron fuhr fort:

„Gewinne ich aber diesen entscheidenden Coup und habe ich dadurch die Bank gesprengt und meinen Zweck erreicht, dann möchte ich mir die Genugthuung bereiten, diese beiden satanischen Tische, an denen das Blut und der Angstschweiß so vieler Menschen klebt, vor meinen und Ihren Augen zertrümmern zu lassen. Ich mache Ihnen daher das Anerbieten, Ihnen diese beiden Tische für den Fall, daß ich gewinne, abzukaufen, und biete Ihnen dafür 30,000 Francs. Nehmen Sie an?"

Die Spielpächter bedurften kaum fünf Secunden zur Ueberlegung.

Was nützten ihnen die Tische, wenn die Bank gesprengt war. Aber 30,000 Francs erschienen dann in ihrer Lage als eine bedeutende Summe.

Daher nahm denn der Eine von ihnen alsbald das Wort und sagte:

„Das ist freilich ein seltsamer Handel, Herr Baron. Indeß nehmen wir Ihren Vorschlag an."

„Gut denn!" erwiederte der Baron.

Dann rief er plötzlich mit starker Stimme:

„Va banque sur le double Zéro!" — und warf sein Portefeuille auf die bezeichnete Nummer.

„Ça va!" riefen die Croupiers.

„Rien ne va plus!“ fügte der eine von ihnen hinzu.

Der Diener erfaßte den Deckel, um ihn abzuheben.

Aller Augen starrten nach der Scheibe, die sich enthüllen sollte.

Der Deckel wurde abgehoben.

Und wieder erscholl ein allgemeines „Ah!“ des Erstaunens. Denn die Kugel lag im Fache der 00.

Die beiden Spielpächter sanken vernichtet in die hinter ihnen stehenden Sessel.

Die Croupiers waren so betäubt, daß keiner von ihnen daran dachte, seiner Pflicht gemäß zu rufen: „Double zéro, noir, pair, passe!“ —

Wozu wäre dies auch noch nöthig gewesen?!

Die Bank war gesprengt. —

„Diese Tische und Alles, was darauf liegt, ist mein Eigenthum!“ rief der Baron, indem er 30 Tausend-Francs-Billets nahm und sie dem einen der beiden Spielpächter in die Hand drückte. „Ich ersuche die Herrschaften, sich von meinem Eigenthume ein wenig zu entfernen!“

Die ganze Gesellschaft gehorchte mechanisch dem Gebote des wunderbaren Mannes, der ihr mehr denn je als der Teufel erschien.

Indem sich Alles von dem Tische entfernte, gab der Baron den an der Glasthür Harrenden einen Wink.

Auf diesen Wink stürzten sieben Männer nach dem Tische, um sich an das Werk der Vernichtung zu machen.

Zwei von ihnen trugen große lederne Beutel, in welche sie mit blitzähnlicher Schnelligkeit die Goldrollen und Silberstücke verschwinden ließen. Der Russe, der an ihrer Spitze stand, ergriff die Cassette mit den Bankbillets.

Die übrigen vier zogen unter ihren Röcken große Hämmer und kleine Beile hervor, und hoben zuerst die Scheibe aus dem Tische.

Sie wurde unter kräftigen Hammerschlägen so furchtbar zerklopft, daß in wenigen Minuten keine Spur von ihrer Gestalt mehr vorhanden war.

Darauf fielen die Zertrümmerer über den Tisch selbst her, der mit den Beilen auf's jämmerlichste zerhackt wurde.

Der Tisch des Trente-un hatte ein gleiches Schicksal.

In Zeit von einer halben Stunde glich der Boden des eleganten Spielsalons einer Zimmermannswerkstatt, die von Klötzen und Spänen angefüllt ist.

Er gab ein grauenhaftes Bild von Verwüstung ab, das die ganze Gesellschaft mit einem lautlosen Schweigen und scheuer Verwunderung anstarrte, während sich das Auge des Barons, der wie

der Rächer der Menschheit sein Werk überschaute, an dem Anblicke jener Trümmer mit sichtlicher Lust weidete.

50.

Die Theilung der Beute.

Mit ihrem Gelde hatten die Spielpächter auch allen Einfluß auf die öffentliche Gewalt des Ortes verloren.

Nicht minder hatte sich die öffentliche Meinung, diese feilste aller Buhldirnen, verächtlich von ihnen abgewandt.

Sie, die noch vor kurzem als die Majestäten der Stadt verehrt wurden, deren Beleidigung für den Thäter die Landesverweisung zur Folge hatte, — sie standen jetzt, da sie kein Geld mehr besaßen, selbst in Gefahr, aus der Stadt geworfen zu werden.

Es hätte für den Baron von Hartenfels nur eines Wortes bedurft, so wären die beiden Elenden als Missethäter über die Grenze gebracht worden.

Aber der Baron dachte zu edel, um sich für die Unbill, welche ihm von der Gesellschaft zugefügt worden war, an Individuen zu rächen.

Er hatte den Spielpächtern sogar 30,000 Francs unter der Form eines Kaufgeschäfts geschenkt, um sie vor dem Verhungern zu schützen. Er war gegen

diese seine Opfer viel edelmüthiger gewesen, als sie gegen die ihrigen.

Da die Contrebank gewissermaßen eine glückliche Revolution bewirkt hatte, so kam es jetzt zunächst darauf an, den neuen Zustand zu begründen.

Zu diesem Behufe hatte der Baron eine große Versammlung anberaumt, welche im englischen Hofe stattfinden sollte.

An dieser Versammlung sollte Alles Theil nehmen, was mit der Contrebank in irgend einer Berührung gestanden hatte.

Man wollte sich zunächst arrangiren.

In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, der Baron gehe mit dem Plane um, nunmehr seinerseits die Bank von Heimburgshöh zu übernehmen, was eine allgemeine Freude erzeugt und den anfänglichen Groll, der gegen den Widersacher der Bank Platz gegriffen, in die unbedingteste Verehrung umgewandelt hatte.

Die etwas beschränkten Bewohner der Stadt glaubten nämlich steif und fest, die Existenz einer Spielbank sei zu ihrem Flor und ihrem Glücke unbedingt nöthig. Sie hatten es schon ganz und gar vergessen, daß sie als einfache Ackerbürger ein zwar bescheideneres, aber viel solideres und vollständigeres Glück genossen.

Unterdeß hatten sich die zur Generalversammlung

Geladenen im großen Saale des englischen Hofes eingefunden.

Man sah da außer dem Baron Hartenfels und dem Russen Morawsky, die eine Art Präsidentur und Vicepräsidentur in Anspruch nahmen, den Geldwechsler Mainzer, der als Kassirer der Gesellschaft figurirte und demzufolge mit einem Contobuche und einigen Schriftstücken bewaffnet war.

Ferner erblickte man den Doctor Böhm, welcher sich in der untergeordneten Rolle, zu der er durch den Baron hinabgedrückt worden war, ersichtlich sehr unbehaglich fühlte. Dies konnte als Grund gelten, warum er die etwas locker gewordene Verbindung mit dem Grafen von Wrsowecz wieder fester zu knüpfen bemüht war, was sich durch das intime Benehmen gegen denselben documentirte.

Ueberhaupt war es zwischen den leitenden Elementen und dem Gros der Verbrüderung, welches letztere außer dem Doctor und dem Grafen noch aus den übrigen drei Flüchtlingen bestand, noch nicht zu der innigen Verschmelzung der Charaktere gekommen, die für die großen Zwecke der Gesellschaft wünschenswerth sein mußte. Man hatte es bisher nur bis zu einer Verschmelzung der Interessen gebracht.

Was die übrigen Theilnehmer der Versammlung betraf, so bestanden dieselben aus den Laienbrüdern der Contrebank, dem Baron von Protzen, dem kleinen Guillaume, dem Italiener, dem Polen 2c., und

es war noch zweifelhaft, in wie weit man sich derselben werde bedienen können, um größere Pläne zu unterstützen. Die alte Gräfinn, welche man mehr aus Mitleid und der Curiosität wegen an der Sache betheiligt hatte, nahm an der Versammlung gar nicht Theil, weil sie bereits abgefunden worden war.

Man hatte ihr, als man nicht mehr auf das Trente-un reflectirte, die versprochene Gratification von 10,000 Francs ausgezahlt und sie ermahnt, nach Frankreich zurückzukehren. Die gute Frau, welche keine Ursache mehr gehabt hatte, sich über die Croupiers zu ärgern, also auch keine mehr, sie in effigie zu züchtigen, war von ihrer Monomanie geheilt, und hatte sich denn auch richtig auf den Weg nach Paris gemacht.

Es war eine Seele, von welcher sich der Baron Hartenfels sagte, daß sie durch ihn gerettet worden sei.

Ob er dies auch von den andern sagen konnte, die er aus dem Schlammteiche der Heimburgshöher Spielhölle aufgefischt hatte, werden wir bald sehen.

Noch ehe der Baron die Versammlung ordnungsmäßig eröffnen konnte, wurde ihm eine Deputation der städtischen Bürgerschaft gemeldet.

Er glich also gewissermaßen einem kleinen Könige, und dieser Rolle bestrebte er sich in Allem Ehre zu machen.

Die Deputation wurde eingelassen.

„Was verschafft mir die Ehre, meine Herren," hob der Baron in leutseligem Tone an, „daß Sie mich in einer so förmlichen und gewissermaßen feierlichen Weise aufsuchen?"

Die Deputation hatte sich vor dem König des Geldes in tiefster Devotion verneigt; und ihr Sprecher, ein Maurermeister, welcher im letzten Jahre drei neue Häuser auf Speculation erbaut hatte, begann in salbungsvollem Tone:

„Hochwohlgeborener Herr Baron! Der Herr der himmlischen Heerschaaren hat Sie in seinem weisen Rathschlusse für würdig gehalten, die Bank dieser getreuen Stadt zu sprengen. Damit ist Alles gesagt! Damit ist aber auch zugleich gesagt, daß der Herr das Wohl und Wehe dieser getreuen Stadt in Ihre erhabenen Hände gelegt hat. Es ist eine Wahrheit, daß dieses Wohl in der Existenz einer privilegirten Spielbank besteht. Denn dadurch werden eine Menge Fremder hierher gezogen, welche hier ihr Geld verzehren und so den Bewohnern Gelegenheit zu großem Verdienste geben. Der Flor der getreuen Stadt hängt ganz davon ab, daß die Spielbank nicht zu Grunde geht, oder daß — wenn doch eine zu Grunde gegangen ist — sogleich eine neue entsteht, wie in dem alten Frankreich, wo man rief: „Le roi est mort! — Vive le roi!" — Und darum hat unsere ehrenwerthe Bürgerschaft uns abgeordnet, um Euer Hochwohlgeboren die Hoffnung aus-

zudrücken: es werde Hochdenselben gefallen, mit den großen Summen, welche die Güte Gottes durch die Chancen des Spiels in Ihre Hände gelegt hat, die Bank für eigene Rechnung wieder aufzurichten, in welchem Falle Ihnen, Herr Baron, die ganze Bürgerschaft zu dem allersubmissesten Danke verpflichtet und allezeit tief ergeben sein wird!"

Der Baron hatte diese lächerliche Rede mit lächelnder Miene angehört.

Als der Sprecher geendet, nahm er mit einer natürlichen Hoheit das Wort und sprach:

„Meine Herren! Wenn es wahr ist, daß mich der Herr der himmlischen Heerschaaren in seinem weisen Rathschlusse gewürdigt hat, die Bank dieser getreuen Stadt zu sprengen, so kann er dabei offenbar nur die Absicht gehabt haben, daß diese getreue Stadt keine privilegirte Spielbank mehr haben solle. Sie also wieder aufzurichten, würde ein Widerstreben gegen seinen weisen Rathschluß sein; und einer solchen Gottlosigkeit wird die getreue Stadt sich eben so wenig schuldig machen wollen, wie der Absicht, mich dazu zu verleiten. — Was den vermeintlichen Flor der Stadt betrifft, der die Folge einer Spielbank sein soll, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich die Sache von einem andern Gesichtspunkte aus betrachte, und ich will Ihnen diesen meinen Gesichtspunkt nicht vorenthalten. Dieser Flor ist ein nur scheinbarer. Die Bürger, welche sich auf diesem

Fleckchen Erde durch die Natur zu einem friedlichen, arbeitsamen Leben bestimmt sehen, werden durch die Menge der Fremden, die blos zur Fröhnung eines scheußlichen Lasters hierherkommen, nicht allein demoralisirt, sondern auch von dem arbeitsamen Leben abgelenkt und einer nichtsnutzigen Speculationssucht zugewendet. Sie bauen schöne Häuser, richten luxuriöse Geschäfte ein, gründen prachtvolle Etablissements und machen zu allen diesen Zwecken Schulden, die ihnen von Jahr zu Jahr drückender werden. Sie entschlagen sich des einfachen, friedlichen Lebens, das sie früher genossen, und kaufen in der Sucht nach Reichthum für einen momentanen Reiz Sorgen und Kummer ein. Fragen Sie die älteren Ihrer Mitbürger auf ihr Gewissen: ob sie nicht früher, ehe noch die Pest der Spielbank Ihre gesunde Stadt vergiftet hatte, viel glücklicher und zufriedener gelebt haben. — Also weit entfernt, dieses Ungeheuer, welches nicht nur Diejenigen verschlingt, die sich ihm von der Ferne aus nähern, sondern auch den eigenen Lagerplatz verpestet, wieder aufzuwecken, da es mit Gottes Hilfe einmal todt ist, — bin ich im Gegentheile zufolge einer mir gewordenen höheren Mission sehr ernstlich gewillt, es überall zu vernichten, wo es sich noch in den schönen Gauen unseres deutschen Vaterlandes vorfindet. — Verkündigen Sie, meine Herren, diesen meinen Entschluß allen Ihren Mitbürgern; und wer ihn noch ein Mal aus meinem

Munde hören will, der versäume es ja nicht, sich zu dem großen Diner einzufinden, welches ich morgen der gesamten Stadt geben werde zur Feier der glücklichen Vernichtung der Spielbank!"

Der Baron hatte die letzteren Worte mit einem besondern Accent und mit derjenigen Handbewegung gesprochen, welche bei jedem Audienz-Ertheilenden als Zeichen der Entlassung gilt.

Die Deputation verbeugte sich demgemäß — freilich sehr viel weniger tief als bei ihrem Eintritt — und trat ihren Rückzug an.

„Nun, meine Herren, zu unsern Geschäften!" hob der Baron wieder an, indem er sich zu der Versammlung wendete.

„Ich habe zuerst Denjenigen, welche der Contrebank ihre Dienste erwiesen, meinen Dank auszudrücken und ihnen die Gratification anzuweisen, welche ihnen für das glückliche Gelingen des Werkes zugesagt worden ist. — Herr Mainzer, haben Sie die Güte, jedem der Herren, deren Namen ich Ihnen verzeichnete, die Summe von 10,000 Francs auszuzahlen."

Der Banquier nahm eine Liste zur Hand, und indem er die Namen nannte, deren Eigenthümer sich meldeten, gab er jedem ein Päckchen von 10 Tausend-Francs-Billets.

Von dieser Vertheilung ausgeschlossen waren nur der Baron, der Russe, der Doctor Böhm, der Graf,

der Baron von Staël, der Freiherr von Schwarzschild und der Ritter von Waldenburg.

Als das Geschäft beendet war, konnte man auf den Gesichtern der Geldempfänger einen sehr markirten Ausdruck verschiedener Befriedigung wahrnehmen. Es schien, als hätte Jeder bereits einen Entschluß gefaßt, was er mit seinem Gelde anfangen werde.

Der Baron, der dies sehr wohl bemerkte, nahm nunmehr das Wort, indem er sprach:

„Es käme zunächst darauf an, zu erfahren, welche Entschlüsse oder Pläne die Herren für die Zukunft gefaßt haben, um danach beurtheilen zu können, ob wir auf ihre Mitwirkung für die unseren rechnen können.“

Es entstand eine kleine Pause. Offenbar scheute sich Jeder, den bereits gefaßten Entschluß zuerst laut werden zu lassen.

Endlich hob der kleine Guillaume an:

„Pour moi, so bin ick sehr aigrirt, daß man nicht aben gespielt an die Contrebank mon système infaillible. Wir aben gesetzt toujours rouge — rouge — rouge — nix als rouge. Dies sein kein système, dies sein ein jeu d'oie, ein Gänsespiel, wobei Sie aben gehabt un bonheur extraordinaire. Ick kann nix mehr sein von die Partie. Und da ick jetzt aben dix mille francs, so werden ick gehen nach Bade-Bade, um dort zu spiel mon système

infaillible, und spreng die Bank in die Luft par ici et non pas par comme ça!“

Er hatte mit dem Finger zuerst auf seinen Kopf getippt und dann die Hand schüttelnd in die Luft gestreckt. Jedermann wußte, daß er damit sagen wollte: er würde die Bank sprengen durch seine Wissenschaft und nicht durch allerlei Fickfackereien.

Diese kühne Expectoration des kleinen Guillaume, welche der Baron mit lächelnder Miene angehört hatte, gab Herrn von Protzen Muth auch seinerseits herauszutreten.

„Wenn ich mir's berechne,“ sagte er, „bin ich doch noch lange nicht aus meinem Schwindel heraus, und jetzt, da hier die Bank ein Ende hat, habe ich auch nicht einmal mehr eine Gelegenheit, herauszukommen. Ich muß also nach Ems oder Wiesbaden gehen, um ganz herauszukommen. Und dann ist das auch gar kein Vergnügen, immer wie eine Maschine setzen zu müssen. Morbleu, man ist doch ein denkender Mensch. Ich bin die ganze Zeit über, da ich nicht setzen konnte, wie ich wollte, krank gewesen.“

Man sieht wohl aus dem ganzen Styl in der Rede des Edlen von Protzen, daß er sich in einer wahren Hundelaune befand.

Die Wahrheit ist, daß jeder der dienstbaren Geister der Contrebank sich der süßen Hoffnung hingegeben hatte, er werde an dem ganzen Gewinn derselben betheiligt werden.

Als man sah, daß diese Rechnung ohne den Wirth gemacht war, zeigte man sich sehr ungnädig.

„Und wie viel fehlt Ihnen noch, Herr Baron, um ganz heraus zu sein?" fragte der Baron Hartenfels.

„So etwa noch 10,000 Francs!" antwortete Protzen, indem er sich an der Wange kratzte.

„Setzen wir den Fall, die Contrebank erhöhte die versprochene Gratification auf 20,000 Francs, so würden Sie heraus sein."

„Allerdings!"

„Und wozu würden Sie Sich alsdann entschließen?"

Der Baron streckte seinen Unterkiefer hastig hin und her.

„Ja, wenn ich erst heraus bin, dann ist mir gar nicht mehr bange."

„Nun?"

„Dann werde ich anfangen zu gewinnen!"

Die ganze Gesellschaft brach in ein Gelächter aus.

„Ja, lachen Sie nicht, meine Herren!" hob Protzen sehr ernsthaft an. „Ich muß doch etwas davon haben, daß ich mich so viele Jahre mit dem Geschäft gequält habe."

„Sie sind also incurabel, Herr Baron!" sagte der Baron von Hartenfels.

„Pah! Hat der Mensch seinen freien Willen?"

„In diesem Falle wünsche ich Ihnen, daß Sie mit Ihren 10,000 Francs in Ems oder Wiesbaden herauskommen mögen.“

Man wird sich nach dem Vorigen nicht mehr wundern, daß die übrigen Handlanger der Contrebank in derselben oder doch in ähnlicher Weise über die Verwendung ihres Geldes Entschlüsse gefaßt hatten.

Alle waren überzeugt, daß sie jetzt auf eigene Hand, für eigene Rechnung und durch eigenes Spiel den Zweck ihres Lebens erreichen würden.

Freilich bestand dieser Zweck, ihnen unbewußt, nicht im Gewinn, sondern im Spiele selbst; und somit hatten sie vollkommen Recht.

Ein Spieler aus Leidenschaft ist der Heilung fähig; ein Spieler aus Gewohnheit nie!

51.

Die Verschwörung der Industrieritter.

Der Baron entließ Diejenigen, welche ihm bei der Ausführung seiner Pläne Handlangerdienste verrichtet hatten, für welche sie großmüthig bezahlt worden waren, mit den schlecht verhehlten Zeichen der Verachtung.

Die Mitglieder der geheimen Verbrüderung blieben allein zurück.

Man verschloß die Thüren, und die geheime Sitzung begann.

„Vor allen Dingen, meine Herren,“ nahm der Baron das Wort wieder auf; „wollen wir uns über den Zustand der Gesellschaftskasse in's Klare bringen. Sie wissen, daß Alles, was ich durch meine Kenntniß und Geschicklichkeit mittels des Geldes unseres Freundes Morawsky unter Ihrer Mithilfe erworben habe, nicht mir oder Einigen von uns, sondern der Verbrüderung erworben sein sollte, deren Tendenz ich Ihnen bereits ausführlich angegeben habe. Sollte indeß Einer oder der Andere unter Ihnen sein, der da Anstand nähme, sich allen Consequenzen dieser Verbrüderung zu unterwerfen, der sage es jetzt, da es noch Zeit ist, und bestimme selbst den Preis, den er für seine bisherige Betheiligung beanspruchen zu dürfen glaubt. — Niemand soll durch irgend einen Zwang in dem Kreise eines Bundes festgehalten werden, der sich eine unter Umständen gefährliche Aufgabe gestellt hat. Ist aber einmal der Bund geschlossen und durch einen Eidschwur besiegelt: dann giebt es keinen Rücktritt mehr; dann giebt es nur noch ein Vorwärts, welches uns entweder zur Herrschaft über die Welt oder zum Galgen führt; und Jeder, der in irgend einer Weise bundbrüchig er=

funden würde, müßte sein Verbrechen mit dem Leben büßen. — Reden Sie!"

Es blieb Alles stumm.

Die mit einem hohen Grad von Feuer und Ueberzeugung vorgetragene Anrede hatte auf die Mehrzahl der Männer um so mehr Eindruck gemacht, als sie mit einer gewissen Hochachtung vor dem erprobten Genie des Barons bereits erfüllt waren.

Dieser nahm seine Rede wieder auf:

„Es freut mich sehr, Sie alle in Uebereinstimmung mit mir zu finden. Herr Mainzer, welcher beständig der Banquier und Cassirer der Verbrüderung bleiben wird, möge uns nun über das Vermögen derselben Rechnung ablegen."

Mainzer begann:

„Meine Herren! Ich werde nicht gehören zu den Eingeweihten von Ihrer Verbrüderung; aber ich werde besorgen Ihre Kassengeschäfte wie ein Anderer und vielleicht besser als ein Anderer. Man hat gehabt zu mir das Vertrauen, daß ich nicht würde irgendwie verrathen Ihre Massematten; und ich habe gerechtfertigt dies Vertrauen, und habe außerdem geleistet einen Eid für die Zukunft. Sie sollen sehen an mir, daß es giebt noch ehrliche Juden auf der Welt. Denn ich habe von Ihrem ganzen Geschäfte nicht genommen einen Kreuzer Profit; und werde nehmen für die Folge nicht mehr als fünf Procent wie ein redlicher Handelsmann. Da ich

habe gehabt die Freude zu sehen, daß die Spielbank ist vernichtet, so werde ich gründen mein Geschäft auf den reellen Grund und werde helfen guten, redlichen Leuten, die da sind in Verlegenheit, mit Darlehnen zu fünf Procent. — Und jetzt werde ich Ihnen Rechnung legen über das Vermögen der Gesellschaft.

„Sie haben gewonnen im Ganzen von der Bank 2 Millionen und 240,653 Francs. Davon sind verausgabt an Subsistenzmitteln für die Gesellschaft und besonderen Prämien 10,000 Francs, an die früheren Spielpächter 30,000 Francs, an die sechs Gehülfen, die Sie haben gehabt, 60,000 Francs, an Diäten und sonstigen, mit Quittungen belegten kleinen Ausgaben 5260 Francs. Es bleiben also übrig außer den 2 Millionen noch 35,393 Francs. Diese letzteren sollen mit Ausnahme von 5393 Francs, welche bestimmt sind zum morgenden großen Diner für die Stadt und für die Büchse der Armen, vertheilt werden an die sieben Mitglieder der Gesellschaft zu gleichen Theilen für ihre persönlichen Ausgaben, während die 2 Millionen bleiben als das Betriebscapital der Verbrüderung in meiner Kasse."

„Sind Sie mit dieser Verwendung des verausgabten Geldes einverstanden, meine Herren?" fragte der Baron.

„Vollkommen!" war die fast einstimmige Antwort der Gesellschaft.

Der Banquier Mainzer vertheilte die Summe von 30,000 Francs unter die sieben Mitglieder und entfernte sich sodann.

„Wir sind jetzt ganz unter uns, meine Herren," hob der Baron wieder an; „und wir haben daher hinlängliche Muße, uns über unsern Bund, unsere Pläne, unsere Pflichten und unsere Rechte Mittheilungen zu machen. Hören Sie mich daher aufmerksam an; denn es scheint mir, als wenn das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, Ihrer größten Aufmerksamkeit würdig sei."

„Wir haben uns die Aufgabe gestellt, die Welt mittels des Geldes zu beherrschen, weil die Welt so entartet ist, nichts mehr anzuerkennen, als das Geld. Und wie sie in dem Streben, Geld zu erwerben, alle Gesetze der Moral und der Ehre mit Füßen tritt, so werden wir — um die Consequenz dieses Gebahrens zu ziehen, in dem Streben nach Geldbesitz Nichts respectiren, als was zu unserer eigenen Sicherheit respectirt werden muß. Wir werden uns stets auf das sorgfältigste hüten, mit der Criminalpolizei in Conflict zu gerathen; aber wir werden vor Nichts zurückbeben, was sich ohne jene Besorgniß ausführen läßt. Weder das Elend des Volkes, noch der Ruin der Familien, noch irgend eine Rücksicht der Menschlichkeit wird uns veranlassen können, auf unserem Wege im geringsten zu zaudern; und sollten wir über Felder von Leichen dahin schreiten müssen: wir

werden unseren Weg verfolgen. Wir werden die Völker zum Kriege gegeneinander hetzen, wenn es unseren Zwecken entspricht; und wir werden sie zum Frieden zu treiben suchen, wenn unsere Absichten dies erheischen. Der Geldmarkt Europa's muß unser werden und mit ihm das wahre Scepter über die Länder. Unsere Mittel zum Zwecke sind tausendfach: Wir werden alle Schleusen des Credits in Thätigkeit setzen, die Wohlthaten desselben bis aufs Aeußerste mißbrauchen und in dem Bankwesen einen Weg finden, um Millionen aus dem Nichts hervorzuzaubern. Wir werden den Wucher bis zu einer schwindelnden Höhe hinauftreiben; und indem wir uns zum Gläubiger der Mehrzahl der Menschen machen, Herr über ihre Leiber, ihre Personen und ihre Freiheit werden. Wer werden das Zinswesen in einer Weise ausbeuten, daß unsere geheime Verbrüderung ihr Eigenthum zu einer Lawine anschwellen sieht, welches dereinst den Erdball überschüttet. Wir werden das Gebiet der Geldspeculation nach allen Richtungen hin durchstreifen und überall uns da anklammern, wo uns die Dummheit, die Habsucht und die Leidenschaft der Menschen einen Anknüpfungspunkt bieten."

Die Gesellschaft hatte mit Staunen und Bewunderung diesen allgemeinen Entwurf einer Wirksamkeit angehört, von der sie bisher keine Ahnung gehabt.

Alle miteinander — auch der Doctor Böhm und der Graf — mußten in dem Kopfe, der solche Ideen gebar, ein Wesen erkennen, dem sie sich unwillkürlich zu unterwerfen gedrängt fühlten.

Dem Baron entging dieser Eindruck seiner Worte nicht, und er fuhr daher nach einer kleinen Pause, die Niemand zu unterbrechen wagte, fort:

„Wir werden diesen Ort, den wir als die Wiege unserer Wirksamkeit betrachten können, verlassen, um uns über die Hauptstädte Europa's zu verbreiten. Aber es wird dieses kleine Städtchen der geheime und gewissermaßen unsichtbare Sitz unseres Bundes sein, in welchem wir uns alljährlich zur Zeit der Badesaison versammeln, um uns gegenseitig Rechenschaft abzulegen von unsern Fortschritten, und Pläne zu fassen für die weitere Thätigkeit. Ich dränge mich der Gesellschaft als Haupt des Bundes auf, in welcher Eigenschaft ich unbedingten Gehorsam für meine Maßregeln fordern und erwarten werde. Wir müssen allerdings klein anfangen, denn das Capital von zwei Millionen Francs, welches wir besitzen, ist im Verhältniß zu unserem Zwecke wenig mehr als Nichts. Allein es ist genügend, wenn wir damit geschickt und vorsichtig operiren. Ein Jeder von uns kann davon nur bis zum Betrage von dreimalhunderttausend Francs für die Zwecke des Bundes verfügen; aber wenn er die Summe ordentlich handhabt, so wird er fähig sein, uns dieselbe im nächsten

Jahre verzehnfacht vorzulegen. Ich behalte mir für Jeden von Ihnen specielle Instructionen vor, worin ich den Wirkungskreis eines Jeden im Allgemeinen bezeichnen werde, ohne ihn darauf allzusehr zu beschränken."

„Wofür wir zuerst zu sorgen haben, das ist die vollständigste Sicherstellung unserer Personen. Mehre von Ihnen, meine Herren, sind compromittirt. Sie müssen, so zu sagen, von neuem geboren werden, müssen in der Welt unter einem glänzenden Titel, einem geehrten Namen und mit allen äußeren Zeichen der Distinction auftreten. Dazu wird ein Theil des Geldes dienen, das wir besitzen. Denn in allen Hauptstädten der Welt werden wir Personen finden, die durch Bestechung dahin zu bringen sind, daß sie uns mittels ihrer Autorität zu Allem machen, was wir zu sein wünschen. Die Bestechung, meine Herren, das ist in unserer corrumpirten Zeit eine Waffe, die wir unablässig in Händen haben müssen, und die uns jeden Sieg erringen helfen wird. Aber sehen Sie Sich wohl vor: Die Bestechung muß so unternommen und ausgeführt werden, daß Sie selbst nicht einmal in den Verdacht gerathen, als sei sie von Ihnen ausgegangen. Welcher Art von Hilfsleistung, welcher Theilnahme anderer Personen Sie auch bedürfen; nie dürfen Sie Sich selber exponiren; und etwaige Schläge des Gesetzes dürfen immer

nur auf Ihre Helfershelfer fallen, während der Urheber im tiefsten Dunkel bleiben muß.“

„Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß unser Bund sich immer nur auf uns Sieben beschränken wird. Im Gegentheil; es schwebt mir die Idee vor, ihn nicht nur auf einen großen Kreis von Bundesgliedern, sondern auch forterbend auf spätere Generationen hinauszudehnen. Er soll so lange fortwirken, bis die Welt in den Abgrund gestürzt ist, zu dem sie sich selbst verurtheilt hat, indem sie so wahnsinnig war, den Cultus des goldenen Kalbes gegen den Cultus des göttlichen Geistes einzutauschen. Darüber werden vielleicht noch zwei Jahrhunderte vergehen; aber endlich wird das Strafgericht sie treffen, und wir werden die Genugthuung gehabt haben, die Geißeln Gottes gewesen zu sein!“

„Darum werden wir unsern Bund zu einem großen geheimen Orden ausbilden, den wir den Orden der Freimünzer nennen und mit allen den Requisiten versehen werden, die für das Bestehen, Gedeihen und Handhaben eines jeden großen Geheimordens nothwendig sind. Die Freimaurerei mag uns dabei als Vorbild dienen. Denn haben wir mit ihr auch nicht gleiche Wege, so haben wir doch das gleiche Ziel: Besserung der Welt und der Menschen. Sie will diese Besserung erzielen durch die Bildung des Geistes, der schon nicht mehr anerkannt

wird von der Welt. Wir wollen sie erzielen, indem wir die Welt mit denselben Ruthen züchtigen, die sie selbst sich gebunden hat." —

„Und nun, meine Herren! wenn Alles das, was ich zu Ihnen geredet habe, Ihren Beifall hat; wenn Sie entschlossen sind, voll Muth und Eifer vorwärts zu schreiten auf dem Wege, den ich Ihnen im Allgemeinen vorgezeichnet; wenn Sie getreue Glieder dieses Bundes sein wollen, der noch eine höhere Bedeutung hat, als uns zu reichen und mächtigen Männern zu machen; dann schwören Sie hier mit aufgehobener Rechten:

„Wir wollen treu und fest halten an den Satzungen des Ordens; wir wollen alle unsere Leibes- und Geisteskräfte rastlos weihen den Zwecken des Ordens; wir wollen lieber sterben als Verräther sein! Und wenn wir diesen Schwur je verletzen, so seien wir vogelfrei für jeden Getreuen, und es treffe uns der Tod von seiner Hand, sei es durch Gift, Dolch, Kugel oder Strick, als gerechte Strafe unsers Meineids!" —"

Der Baron hob feierlich seine rechte Hand in die Höhe und rief:

„So schwöre ich!"

Und jeder der anderen Sechs folgte hingerissen seinem Beispiele, indem er, die rechte Hand zum Schwure emporstreckend, feierlich ausrief:

„So schwöre ich!“

„Ich danke Euch, meine Brüder!“ sprach der Baron mit sichtlich bewegter Stimme. „Der Orden der Freimünzer ist gegründet. Laßt uns jetzt die Thür öffnen und hinaus treten in die Welt, die wir beherrschen werden.“ — —

Ende des ersten Buches.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Mühler, E.

Die Freimünzer Roman in 3 Büchern von E. Mühler

Bd.: 1

Leipzig 1857